Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

Zweiter Band.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollständige Ausgabe.

Zweiter Band.

Verlag der Börne'schen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Seite

Erzählungen. Reisen. Vermischte Aufsätze.
(Fortsetzung.)

XXXI. Die Menaen 3
XXXII. Für die Juden 46
XXXIII. Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur . 56
XXXIV. Der Eßkünstler 114
XXXV. Der Narr im weißen Schwan, oder: Die deutschen Zeitungen 130
XXXVI. Das Leben und die Wissenschaft 199
XXXVII. Ueber die geometrische Gestalt des Staatsgebiets 214
XXXVIII. Von dem Gelde 223
XXXIX. Ueber Freimaurerei 264
XL. Was wir wollen 276
XLI. Ernsthafte Betrachtungen über den Frankfurter Comödienzettel 283
XLII. Kleine Gedanken über ständische Verfassung 290
XLIII. Geschichten, Sagen und Meinungen . . 297
XLIV. Ein Gulden und etwas mehr. 305

		Seite
XLV.	Vollständiges Verzeichniß der Döring'schen wissenschaftlichen Leihbibliothek	315
XLVI.	Eine Kleinigkeit	321
XLVII.	Ueber die Beurtheilung des Manuscripts aus Süd=Deutschland	328
XLVIII.	Vollständiges Verzeichniß der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler	338
XLIX.	Das Gespenst der Zeit	345
L.	Ueber die Nachtheile der Schulversäumnisse	354
LI.	Zwangs=Gottesdienst	362
LII.	Ueber Etwas, das mich betrifft	366
LIII.	Oken	374
LIV.	Noch Etwas über Oken	377
LV.	O närrische Leute, o komische Welt!	380
LVI.	Für die Juden	385
LVII.	Kuhschnappel'sche Anzeige	399
LVIII.	Französischer Kunstfleiß	402
LIX.	Taschenbücher	406
LX.	Der Herausgeber an seine Leser	411
LXI.	Bauholz zu einem Roman	413

Erzählungen.

Reisen. Vermischte Aufsätze.

(Fortsetzung.)

XXXI.

Die Meneen.

(1826.)

Es ist sehr betrübt, daß sich die gebildeten Stände so wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntschaft mit demselben ist so groß, daß nur wenige Leser wissen dürften, was Meneen bedeute, und daß die meisten glauben möchten, es werde ihnen unter dieser Ueberschrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja manche werden vielleicht, selbst nachdem sie diese gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, sie hätten einen Roman gelesen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit schelten, dürfen wir uns über diese Unwissenheit wundern? Nein, es ist nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten so ungelehrig sind. Die deutsche Gelehrsamkeit hat eine Sprache, die sehr unverständlich ist und, die

verständlich zu machen, man sich so wenig bemüht. Die Werke aller todten und lebenden Sprachen werden übersetzt, aber eine Uebersetzung aus dem Deutschen in's Deutliche suchen wir vergebens. Ich trete mit einem ersten Versuche hierin schüchtern hervor, und ich bitte um Nachsicht. Ich will die Leser des Morgenblattes mit einer Abhandlung über den Mond in einer getreuen Uebersetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erstaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfasser ist der Herr Professor Franz von Paula Gruithuisen in München, und sie stand vor einiger Zeit in Nasse's Zeitschrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es Mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond in eine Zeitschrift für die Anthropologie gerathen; doch er lese sie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müssen, daß Herr von Gruithuisen einen merkwürdigen Beitrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung ist bezeichnet: „Philosophische Reflexionen über die naturgesetzlichen Mutabilitätsverhältnisse verständiger Wesen auf dem Monde.“ Das heißt: Philosophische Betrachtungen über die verständigen Wesen auf dem Monde, und wie sie nach den Naturgesetzen waren, sind und sein werden. Ehe ich aber weiter gehe,

muß ich bemerken, daß ich die Ansichten des gelehrten Herrn Verfassers nicht immer theile. Ich darf mir schmeicheln, mit dem Monde gut bekannt zu sein, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmüthigem Erstaunen betrachtet, ich habe Manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuisen entgangen, ich habe Manches anders gesehen, als er. Indem ich daher ihm für seine vielen, wichtigen und neuen Entdeckungen die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freiheit nehmen, ihn in einigen Punkten zu berichtigen oder zu ergänzen. Doch werde ich dieses immer mit der gehörigen Bescheidenheit thun und ich werde ein nachahmungswürdiges Beispiel von derjenigen Artigkeit aufstellen, die deutsche Gelehrte immer gegen einander beobachten sollten.

Herr von Gruithuisen beginnt mit den Worten: „Was ich hier vorzutragen Willens bin, ist eine Reihe von Möglichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht.“ Die europäischen Gelehrten mögen diese herrlichen Worte lesen und wieder lesen, und sich schämen und wieder schämen. Während sie so oft ihre Träumereien für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären — was thut Herr von Gruithuisen? Gerade das Gegentheil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen

spricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltene Bescheidenheit, und die zu bewundern wäre, würde sie nicht von der größern, welche folgt, überhoben und verdunkelt. Herr von Gruithuisen bemerkt nämlich ferner: So gewiß er auch seiner Sache sei, denn er habe sein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforscht und Versuche angestellt, so hoffe er doch nur Solchen seine Ueberzeugung mitzutheilen, die mit ihm gleiche Gesinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuisen theilt also nicht die kecke Zuversicht anderer Schriftsteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leser zu ihrer Meinung herüber zu führen; er weiß vielmehr, daß er dieses nicht vermag und daß er nur solchen Lesern seine Gesinnung einflößen werde, welche diese Gesinnung schon früher gehabt. Aber auf diese Gleichgesinnten baut Herr von Gruithuisen fest; für diese, sagt er, werde seine Mondgeschichte mit der von Moses vorgetragenen Genesis gleichen Werth haben. Zwar weiche er in mehreren Punkten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeschichte weiter zurückgehe, von Moses ab; doch in andern Punkten stimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moses, den Lesern keine Langeweile zu machen, sich wie Moses kurz fassen.

Welches war der Urstand der Natur im Allgemeinen, und der des Mondes und der Erde im Besondern? Die Frage ist etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter: löscht sie die alten klassischen Handschriften der Schöpfung aus, um neue Werke darüber zu schreiben — so ahmen die Gelehrten dem Bibliothekar May in Rom nach: sie kratzen die neuen Handschriften wieder ab, um die alten verloschenen darunter zu lesen. Herr von Gruithuisen sagt: die Entstehung eines großen unorganischen Körpers werde nur dadurch möglich, daß er durch Ansammlung von außen sich bilde. Es habe sich den Naturforschern unserer Zeit mit einer eisernen Gewalt die Ansicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper das Ergebniß eines Niederschlags aus dem Aether seien, und daß man sich den Akt dieser Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweise die neue Lehre vom Sonnenstaube und die ältere von den Meteormassen, als kosmischer Körper. Wir wollen uns von keiner eisernen Gewalt abschrecken lassen, sondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, so stimme ich mit den Herren Naturforschern nicht darin überein, daß die großen unorganischen Körper durch Ansetzung

von außen entstünden. Nicht etwa als läugnete ich den Niederschlag aus dem Aether — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganischen Körper diesem Niederschlage ihr Dasein zu verdanken haben; ich sehe und erkenne nirgends in der Natur unorganische Körper. Der Mensch nennt diejenigen Wesen unorganisch, die zu weit unter, oder zu hoch über ihm stehen, zu welchen er mit seinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen, oder nicht hinaufreichen kann. Aber Alles ist belebt, Alles lebt. Sonne, Mond und Sterne sind Thiere, wie wir auch; die Erde ist auch eines. Das zeigen ihre organischen und sentimentalen Verrichtungen: ihr Einsaugen und Ausscheiden, Ebbe und Fluth, Elektrizität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten sogar. Es ist nur ein aristokratischer Stolz, der dem Menschen den Wahn eingeflößt, er sei der Herr der Schöpfung und die Erde seine Wohnung. Der Mensch ist nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen, mag er ihr edelstes Organ, das Gehirn des Erdkörpers sein. Einiges spricht für diese Vermuthung. Wenn wir Menschen aufrichtig sein wollen, müssen wir gestehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geschöpfen die verrücktesten sind. Beweis, daß wir den Verstand vorstellen; wir sind

der Verstand und haben ihn für den Erdkörper. Wollten wir uns auch erbitten lassen und aus Gutmüthigkeit zugeben, daß der Mensch nicht blos ein Organ des Erdkörpers, sondern ein selbstständiges Wesen sei: so können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß sich der Mensch für das vollkommenste Geschöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung; aber der Himmel steht zu hoch über der Erde, der Mensch steht vom Engel gar zu weit ab — es muß Zwischengeschöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er seinem Herrn folgt, er glaubt mit Freiheit zu handeln. So ergeht es dem Menschen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenschaften, Grundsätze nennt, das sind seine Herren, welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir sehen einen Menschen ertrinken; aber wir sehen nicht, daß er ertränkt worden, wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organischen Körper erklären, geschieht dem Niederschlage aus dem Aether durchaus kein Abbruch. Dieser Niederschlag ist die Nahrung der Erde, die von dieser assimilirt und so zur Ernährung wird; aber die Erde wächst von innen heraus, wie ein Thier. Auch auf den Menschen sehen wir Luft, Wasser, Wein, Brod, Ochsenzungen und Rebhühner niederschlagen, und wir sagen darum doch nicht, er sei ein unorganischer Körper, der von

außen anwachse, sondern wir nennen jene gutgemeinten Niederschläge und den freundlichen Empfang derselben, essen und trinken.

Was die neue Lehre vom Sonnenstaube betrifft, so war diese Lehre auch mir ganz neu und, indem ich mich dieses Zuwachses meiner Kenntnisse freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht nur wenige Tage früher diese Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erst in der vorigen Woche schalt ich mein Stubenmädchen aus, weil sie zum hundertsten Male übertreten, was ich schon hundertmal befohlen, nämlich: das Fenster zu öffnen, so oft sie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hause und roch den Staub, ich schmeckte ihn dick auf der Zunge; ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenster sei offen gewesen, und sie sähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub hell von der Sonne beschienen, sie verstummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der besonnte Staub war Nichts als Sonnenstaub, ein Niederschlag aus dem Aether, und die kosmischen Körperchen hätten doch unmöglich in das Zimmer kommen können, wäre das Fenster nicht geöffnet gewesen.

Es sind aber nicht blos solche kleine, leichte

Körperchen, welche die Erde zart bepudern, sondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derselben fallen auf die Erde herab. So sind, wie Herr von Gruithuisen behauptet, einst die Insel Ceylon, Neu-Holland, Neu-Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß sagen, das ist ein harter Niederschlag, das ist eine sehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es ist doch gewiß sehr traurig, wenn wir nicht mehr spazieren gehen können, ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was soll uns dagegen schützen? Erfinde einer Böhmen-Schirme! Da hält kein Taffet und kein Fischbein Stich. Zwar sagt Herr von Gruithuisen, die Sache wäre nicht so gefährlich, als sie aussehe. Nicht blos die Geschöpfe jener aus der Luft gestürzten Weltkörper blieben beim Leben, sondern auch die Erdbewohner solcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften sie nicht so unglücklich oder so ungeschickt sein, gerade in die Versenkungsstufen zu gerathen. Herr von Gruithuisen, wie man sieht, spottet unserer Angst. Nicht Jeder ist ein Seiltänzer oder Springer, und welcher Springer ist flink genug, einer Insel Ceylon, einem breiten Neu-Holland mit seinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen mit seinen derben Gebirgs-

knochen auszuweichen? Herr von Gruithuisen hätte wahrlich besser gethan, seine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Ist es nicht ein unverzeihlich grausamer Scherz, wenn er uns tröstet: nach einem solchen Länder-Regen würde jeder Mensch fortdauern, „sofern er nicht überhaupt in der Katastrophe selbst den Tod gefunden?“ Ein schöner Trost, wenn mir Einer sagt: Du wirst beim Leben bleiben, wenn du nicht stirbst. Herr von Gruithuisen behauptet ferner: „Nur die reinweißen Menschen sind Ureinwohner der Erde; Alles, was um den Aequator und den Wendekreisen wohnt, ist der Erde fremdartig.“ Welch ein Glück für Herrn von Villele, daß die französischen Gelehrten Dieses nicht wissen. Eben jetzt wird dieser Minister, wegen der Emancipation von Hayti, in der Deputirtenkammer auf's Heftigste bestritten; Alles wird hervorgesucht, diese Maßregel als verderblich darzustellen, aber auf den schlagendsten Einwurf ist Keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haytier keine Menschen, sondern ein Niederschlag aus dem Aether seien.

Wo kommen die Menschen her? Wo ist ihr Vaterland? Ach die Unglücklichen! Sie haben kein Vaterland, sie haben nur ein Vaterwasser. Die Menschen stammen aus dem Meere, sie und alle Landthiere sind einst Seethiere gewesen, und sind

erst nach und nach trocken geworden. Warmes Blut und warme Schmerzen, das ist Alles, was wir gewonnen, nach so vielen vielen Jahrtausenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menschen herkommen, sagt man ihnen, sie kämen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe sie. Die Kinder sind glücklich, sie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachsene aber reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Gibt es etwas Betrübteres, als die Vorstellung: die Menschheit sei mit Salzwasser statt Ammenmilch gestillt worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menschen schmeicheln, nicht von den Bürgersleuten Adam und Eva, sondern von einem Wallfische herzustammen: die Familie wird dadurch um viele Jahrtausende älter, sie wird edler. Aber guter Gott, welch ein Adel! Eine Auster zur Wehmutter, einen Stockfisch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuisen wenigstens, was er behaupte nicht auch bewiesen, hätte er uns den Trost des Zweifels gelassen. Aber nein, er beweist, daß wir einst Seethiere gewesen, und versperrt uns jeden Weg, wo wir vor diesem Gedanken entfliehen könnten. Er sagt: „Zwei Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig.“ Die erste Merkwürdigkeit des Herrn von Gruithuisen hienieden übergehe ich, um das Erstaunen des Lesers auf eine wichtigere Sache zu

schonen. Die zweite Merkwürdigkeit ist, mit Herrn von Gruithuisens eigenen Worten, folgende: „Die Liebe der Menschen und vieler Thiere zum Meersalze und zum Wasser. Die Liebe zum Meersalze deutet auf das Urmedium, auf die omnische Urflüssigkeit der ganzen Thierheit hin. Meerthiere sind in Landthiere verwandelt worden. Menschen und Vögel baden sich gern. Warum ist der Appetit der Menschen nach Fischen so groß?“ . . . Mit dem Salze hat es seine Richtigkeit. Der Mensch lag einst im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt sich auch die Erscheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe versalzen. In solchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menschen zum Salze hinführt, durch die erotische verstärkt, und die Salzlust muß dadurch größer werden. Zwar werden die Continentalsuppen mit Quellsalz — gesalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten Recht haben, wenn sie glauben, daß die Menschen aus dem Brunnen kommen. Doch das beweist nichts gegen Herrn von Gruithuisen. Ist Quellsalz etwas Anderes als civilisirtes Meersalz? Was das Baden betrifft, so könnte man zwar glauben, daß die Menschen Bäder gebrauchen, weil sie Hufeland in seiner Makrobiotik empfohlen; doch vergesse man nicht, daß sich die

Menschheit schon mehrere Jahrtausende vor Hufeland gebadet. Es bleibt also nichts Anderes übrig, als sich diese Wassersucht zu erklären wie Herr von Gruithuisen gethan: es ist eine Art Heimweh, die Menschen baden sich aus Patriotismus. Der Ansicht des Herrn von Gruithuisen über den großen Fisch-Appetit der Menschen, so geistreich sie auch ist, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beistimmen. Daraus, daß der Mensch gern Fische ißt, möchte man wohl eher das Gegentheil schließen, nämlich daß der Mensch nicht aus dem Wasser herstamme, denn kein Thiergeschlecht verzehrt seine eigenen Geschwister. Uebrigens ißt der Mensch nicht blos Fische, er ißt noch gar Mancherlei gern. Der Mensch steckt wie ein Kind Alles in den Mund, und wenn es nicht gar zu hart ist, verzehrt er es. Aus Kronen und Eiern, aus Völkern und Hasen, aus Ländern und Spargeln bereitet sich der Mensch seinen Chylus. Eben so gern, ja oft lieber als Fische, ißt der Mensch Rindfleisch; dürfte man daraus folgern, daß der Mensch von Ochsen herstamme? Daraus wenigstens gewiß nicht. Uebrigens wäre der Appetit nach Fischen wirklich so groß, wie Herr von Gruithuisen behauptet? Es giebt viele Menschen, welche die Fische nicht lieben, und ausgezeichnete Naturforscher haben beobachtet, daß die Neigung zu

Fischen gar nicht von diesen selbst, sondern von der Brühe angeregt werde, mit welcher die Fische zubereitet sind. Auch bedarf es der Fische gar nicht, um zu beweisen, daß die Menschen einst Fische gewesen, Herr von Gruithuisen hat dieses schon durch andere Gründe hinlänglich dargethan, und wenn er sagt: „daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich ist, sehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich“ — wird ihm jeder vernünftige Leser darin beistimmen.

Jetzt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nöthig, daß wir zuerst die Erde, unsere Wohnstätte, von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beschäftigten. Wie die Erde beschaffen, das wissen wir jetzt, es fragt sich nun, wie ist der Mond, wie war er beschaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhorchen, was Herr von Gruithuisen hierauf antwortet, müssen wir zuvor die Frage mittheilen, wie er sie stellt. Er fragt nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falsch; sondern er fragt mit beißender Ironie: dadurch bekömmt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem Herrn von Gruithuisen mit seiner ganzen Mondgeschichte nur Scherz gewesen. Er wollte sich nur

über die Naturforscher lustig machen. Diese nämlich öffnen nicht die Augen, um zu sehen, wie eine Sache ist, sondern sie beschließen vorher, wie sie sein soll, und sehen dann so lange an der Sache herum, bis sie ihnen so erscheint, wie sie es wünschen. Die Natur ist die arme Inquisitin, gegen welche sich die Naturforscher, als die Inquisitoren, verbotene Suggestionen erlauben. Um diese Weise zu verspotten, fragt Herr von Gruithuisen nicht: wie ist der Mond beschaffen? — er fragt: wie muß der Mond beschaffen sein, damit er so beschaffen sei, wie wir glauben, daß er beschaffen sei? Das Geheimniß dieser herrlichen Ironie sei aber den Lesern nur im Vertrauen mitgetheilt, sie dürfen es nicht ausplaudern; man muß Keinem seinen Spaß verderben, und wir wollen uns ferner anstellen, als sei es dem Herrn von Gruithuisen mit Allem, was er sagte, völliger Ernst gewesen. Seine Frage lautet wörtlich, wie folgt: „Was konnten nach den Naturgesetzen auf dem Monde für Ereignisse stattgefunden haben, damit sie mit den Beobachtungsresultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?“ Als Antwort auf diese Frage erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten,

und uns mehr und länger mit den grandiosen beschäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, ist die Erde eine aus verschiedenen kosmischen Stiften gebildete Mosaik, und die Menschheit ein Lumpengesindel, das aus dem Abfall ausländischer Himmelskörper zusammengerafft worden. Neu-Holland, Böhmen und andere Erdtheile sind aus verschiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob diese Colonisten herabgefallen sind oder herabgestürzt worden, ob sie ausgewandert oder ob man sie verbannt hat, darüber hat sich Herr von Gruithuisen nicht geäußert. Es ist aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk wie das böhmische nicht blos mit Haus und Hof, sondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof stehen, ihre Heimath verlassen; ja wie wir später erfahren werden, nehmen solche Auswanderer sogar die heimathliche Luft mit, so daß sie Nichts verändern als den astronomischen Platz im Himmelsraume. Durch diese Lehre von dem Niederschlage aus dem Aether wird freilich eine gänzliche Umgestaltung der irdischen Jurisprudenz nothwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Faustpfändern und Hypotheken haben gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nach-

dem ergesehen, daß Neu-Holland sich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr gestiftet werden und das neue Erstgeburtrecht in Frankreich wird in der Geburt sterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter scheint man schon früher geahnet zu haben; denn man findet in der ältern deutschen Geschichte viele Beispiele von verpfändeten Provinzen und Völkerschaften, welches nicht hätte geschehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angesehen. Einige frühere hieher gehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuisen, die wir anzuführen vergessen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, diesem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, sagt er: „Hier findet man wieder negerartige Menschen, woran die kometarisch ursprünglich erweiterte Brust noch nicht ganz verschwunden ist.“ Wir verstehen nicht recht, was damit hat gesagt werden sollen, doch der Ausdruck kometarische Brust ist so wahr als dichterisch, und auch auf jede weiße Brust anzuwenden. Das Herz des Menschen ist ein Komet, furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bei Erwähnung Ceylons, dieser „kleinen in die Erde

versenkten kosmischen Weltkugel," bemerkte Herr von Gruithuisen: „dieses Beispiel gibt schon zu erkennen, daß fast der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, sich retten kann vom Untergang, und daß Thiere und Pflanzen noch immer auf ihrem heimischen Boden verbleiben, ja sogar, daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ schiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen." Jetzt erklärt sich das Räthsel von den bekannten schiefen Thürmen zu Bologna. Die Reisebeschreiber haben sich lächerlich darum gestritten, ob der Baumeister sie vorsätzlich schief gebaut, oder ob sie im Verlauf der Zeiten sich geneigt haben; es ist aber weder das Eine noch das Andere geschehen. Die Bologneser Thürme sind gar nicht von Menschenhänden gebaut worden, sie sind ein Niederschlag aus dem Aether und haben durch den Fall eine relativ schiefe Stellung erhalten. . . . Doch wir sind ja vom Monde wieder abgekommen! Man ist freilich zu entschuldigen, wenn man, so zwischen Himmel und Erde schwebend, etwas den Schwindel bekommt und hinschwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jetzt dem Monde fest anklammern und ihn nicht eher wieder loslassen, bis wir ihn rundum genau untersucht haben.

Der Mond ist bewohnt, und zwar wie die Griechen sagen von Meneen, und wie der Deutsche spricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt ist, von Mondbewohnern bewohnt ist, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuisen streitig machen. Eher möchten manche andere seiner Behauptungen Bedenklichkeiten erregen. Der Mond soll entstanden sein, wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entstanden sind, nämlich durch Zusammensetzung mehrerer kleineren Himmelskörper. „Daß fremde Weltkörper, die in den Mond stürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahllose Beispiele.“ Gegen Beispiele läßt sich nichts einwenden, besonders wenn sie zahllos sind. Nach Herrn von Gruithuisen zu urtheilen, hat die Natur kein Genie, sie verfährt bei ihren Bildungen immer auf gleiche Weise. Leser, die natürlich sind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können sich den Mond und die Erde nicht anschaulicher machen, als wenn sie sie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verschiedenen Farben bunt zusammengesetzt ist; nur mit dem Unterschiede: daß, während die Buntheit des Spielballes durch die verschiedenen Lichtgrade seiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verschiedenen Wärmegrade seiner Stücke entsteht. Nämlich die kleinern Himmelskörper, die auf die

größern herabfallen, bringen nicht blos ihre eigenen Organismen mit, sondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgestimmt wird. Daher die verschiedenen Klimate auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man schon mit freien Augen sehen kann, haben ihre graue Farbe, von dem von mir erwiesenen — nicht von mir dem Uebersetzer, sondern von Herrn von Gruithuisen erwiesenen — Ueberzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuisen hätte noch Mehreres von der Mond-Botanik mittheilen sollen. Die lunarischen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltsame, daß sie keine Staubfäden haben, so daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu sein scheint. Daß die Meneen den „Kummer um Luft“ nicht kennen, darum wollen wir sie nicht beneiden. Haben sie einen Kummer weniger, als wir Menschen, so werden sie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es ist Nichts ganz in dieser zusammengeflickten Welt, und was auch aus dem Aether niederschlage, es ist immer mit Kummer vermischt.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein Komet, dann ward er ein Planet und endlich ein Satellit der Erde, was er noch ist. Als

Komet lebte der Mond im rohen Zustande der Natur, streifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befahl und gehorchte Keinem, und that, was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntniß und verdarb sich den Magen; da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte sich seiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizei. Die Zensur leitete seinen Verstand, die Finanzkammer verwaltete sein Vermögen, und die Justiz züchtigte gut gemeint den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menschheit, und er hat gar nicht Ursache, sich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuisen, Rousseau's grämlicher Lebensansicht huldigend, behauptet, den Mond habe seine Bildung unglücklich gemacht. Er sagt: „die Meneen hatten es, als sie Bürger des freien Kometen waren, besser, als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Wärme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Theiles seines Wassers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht sein, sich vor dem großen Wechsel der Hitze und Kälte zu sichern.“ So ungern ich auch den Angeber mache, kann ich es doch nicht verschweigen, daß ich in diesen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionäre Gesinnungen erkenne. Zu

sagen, daß es die Meneen als Bürger des freien Kometen besser gehabt, als unter dem sanften Scepter der Erde — heißt das nicht offenbar, die Insurrektion der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, ist denn das so sehr zu bejammern? Wenn jeder Mensch auf der Welt durch sein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine schöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um sich für die Erziehungs- und Regierungskosten zu entschädigen, die ihnen der Mond verursacht, einen Wasserzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuisen berauben. Nur ein Liberaler kann so sprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt besteuern. Auch die Menschen müssen Abgaben entrichten, so gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Wasser nicht besteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Kölnische, aber der Wein wird besteuert, das Obst, das Getraide, Häuser, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reisen, das Nichtreisen, Kaufen, Verkaufen, das Heirathen, der Junggesellenstand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faullenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer, und noch viele tausend andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne ist je in den Sinn gekommen, dieses berauben zu nennen.

Herr von Gruithuisen selbst bemerkt, daß die Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht sein müssen, sich künftig gegen die Kälte zu schützen; er verkennt also die heilsamen Wirkungen der Abgaben nicht, er weiß, daß sie den Gewerbfleiß befördern; er weiß, daß das Steuersystem eine Hunger-Kur ist, die alle Organe des Menschen zu größerer Thätigkeit antreibt — er weiß dieses Alles, und dennoch klagt er! Wenn sogar die Astronomen anfangen, die Preßfreiheit zu mißbrauchen, dann ist es wahrlich hohe Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun und auch den Himmel zu zensiren.

Wie haben es die Meneen angefangen, um sich gegen den großen Wechsel von Kälte und Wärme, den das Budget der Erde über den Mond gebracht, zu schützen? „Sie wurden Troglodyten, und dieses scheinen sie nach allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutiges Tages zu sein.“ Die Leser werden mit Wohlgefallen bemerken, daß sich Herr von Gruithuisen, bei Aufzählung seiner Merkmale und Spuren, des altehrwürdigen Duodezimal- und nicht des revolutionären Dezimalsystems bedient. In der That, Natur und Kunst, die 12 Himmelszeichen, die 12 Monate, die 12 Söhne Jakobs, die 12 Apostel, die 12 Pairs

Karls des Großen, die 12 Spielhäuser in Paris und die 12 Bände des Conversationslexicons, empfehlen das Dutzendwesen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt gesehen. Herr von Gruithuisen will dieses nicht absprechen, doch hat er seine Gründe zu glauben, daß „von diesen Gebäuden nur die troglodytisch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen, und die andern zur heißen Tageszeit von Reisenden benutzt werden, um Schatten und Ruhe darin zu finden.“ Bei Gelegenheit der Reisen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den Päſſen gehalten wird. Zwar ist gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reisen Päſſe brauchen — dieses ist ein Urgesetz der Natur und gehört zum Aggregationssystem — die Frage ist nur, ob den Meneen die Päſſe der Mondsbehörden hinreichen, oder ob sie, da der Mond ein Satellit der Erde ist, von der irdischen Ober-Regierung die Päſſe fordern müssen? Freilich hat man auf der Erde von solchen Päſſen nach dem Monde nie Etwas gehört, doch kann es immer sein, daß dieses zum Wirkungskreise der geheimen Polizei gehörte. Auch hat Herr von Gruithuisen Sommer-Gebäude im Monde gesehen; auch hat er dreizehn Gebäude gezählt, die nicht größer sind „als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde;“ auch hat er den Schatten von Gassen

gesehen. Ueberhaupt unterschied Herr von Gruithuisen drei verschiedene Baustyle im Monde; doch da wir nicht blos für Architekten schreiben, sondern für gebildete Stände überhaupt, so wollen wir dieses nicht ausführlicher abhandeln. Endlich entdeckte Herr von Gruithuisen Ruinen der Ureinwohner des Mondes. Die Ruinen habe ich auch gesehen; doch daß sie von den Ureinwohnern des Mondes herrührten, widerspricht meinen Beobachtungen. Diese Ruinen sind künstliche Ruinen, wie wir sie in unsern englischen Gärten haben.

Sind die Meneen Menschen? fragt Herr von Gruithuisen. Hat gut fragen, wer die Antwort schon in der Tasche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was ist der Mensch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Also, Frage: sind die Meneen Menschen? Antwort: „Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja, noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, stimmen für das Ja. Sie führen zu einer Contrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwischen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit zu lösen ist.“ Lieber Leser, jetzt müssen wir uns zusammennehmen, um dem Herrn von Gruithuisen nachzukommen; er

ist sehr rasch. Wir können wie der Mohr in Fiesko sagen: unsere Füße haben alle Hände voll zu thun. Herr von Gruithuisen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände, noch vier Füße hätten, müßten sie Menschen sein. Aber besteht denn das Wesen nichtmenschlicher Geschöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Thiere gibt es gar nicht auf der Erde, das garstige Thier mit zwei Rücken im Othello ausgenommen; und auf der andern Seite gibt es sehr viele Thiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menschen sind: wie die Vögel, die Fische, die Insekten und andere, die man in Raff's Naturgeschichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig sind, müssen sie darum zwei Hände und zwei Füße haben? Man könnte eben so gut den Schluß machen: dieser Mann ist weder eine Million reich, noch ist er ein Bettler; also ist er eine halbe Million reich. Aber mit nichten! Er kann tausend Gulden im Vermögen haben, zweitausend Gulden, zehntausend Gulden, hunderttausend Gulden; zwischen einer Million und einer halben Million liegen 999,998 Fälle, die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen, weil sie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweihändig und zweifüßig zu sein. Sie können eine Hand und drei Füße

haben, oder einen Fuß und drei Hände, oder fünfzig Hände und gar keine Füße, oder tausend Füße und gar keine Hände. Und woraus schließt Herr von Gruithuisen, daß die Meneen weder vier Füße, noch vier Hände haben? Man höre. „Gegen die Annahme, daß die verständigen Wesen auf dem Monde Vierfüßer seien, stehen die regelmäßigen Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkommenen Widerspruch, da deren Erbauung ohne geometrische Kenntniß gar nicht möglich ist.“ Aber liegt denn die Kenntniß in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunstfertigkeit, und nicht in diesen allein. Der Biber baut seine unterirdische Wohnung, der Vogel sein Nest, die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die Natur selbst, welche die vollendetsten Kunstwerke bildet, hat auch keine Hände. Ferner: „Gegen die Vierhändigkeit streitet die auf dem Monde sichtbare, 60 bis 70 geographische Meilen lange Straße und der erst neulich von mir entdeckte 30 Meilen lange äußerst reguläre Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden rathen läßt.“ Auch die Gültigkeit dieses Beweises können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mond-Chausseen seine vollkommene Richtigkeit, ja man kann sogar mit guten Fernröhren die Inschriften auf den Meilenzeigern lesen; aber daraus auf die Füße der Meneen

zu schließen, ist sehr übereilt. Vielleicht kriechen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht benutzen sie die Landstraßen blos zum Fahren und Reiten, vielleicht werden die Chausseen gar nicht von vernünftigen Wesen befahren, sondern blos von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweisen eben so wenig. Vielleicht sind es keine Wandergewölbe, sondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen sie weder zum Gehen, noch zum Kriechen, sondern zu Wasserleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt sich durchaus Nichts mit Bestimmtheit sagen.

Doch ganz anders verhält es sich mit dem Kopfe; den haben die Meneen und zwar von der vorzüglichsten Qualität. Herr von Gruithuisen meint: „unser Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verstandskultur höher zu setzen, als wir stehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß so etwas zu vermuthen stünde.“ Ich weiß in der That nicht, wie die andern Menschen in diesem Punkte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht stolz; die Meneen geniren mich nicht im Mindesten, und ich räume ihnen überall den ersten Platz ein, mich gern mit dem zweiten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? „Ich will hierüber —

sagt Herr von Gruithuisen — nur Andeutungen zu Consequenzen geben, die auf die Vermuthungen führen müssen, die Meneen stünden auf einer hohen Stufe von Kultur, sowohl der Kunst, als der Wissenschaft.“ Es ist ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuisen hier, gerade hier, wo er die stärksten Beweise hat und gibt, sich so behutsam ausdrückt, warum er, statt zu sagen: so ist es, nur von Andeutungen zu Consequenzen spricht, die zu Vermuthungen führen? Doch lassen wir das gut sein und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Consequenzen, und von den Consequenzen zu den Vermuthungen führen zu lassen. Haben wir einmal die Vermuthungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln.

„Im Jahre 1796 entdeckte Schröter in einer gewissen Provinz des Mondes ein aus hellen, vollkommen geraden Streifen bestehendes Gebilde, welches einem Kometenschweif ähnlich ist. Da Schröter vor 1788 dieses Gebilde nicht wahrgenommen, so muß es erst um jene Zeit zwischen den Jahren 1788—96 entstanden sein. Solche regelmäßige 20 Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, sie müssen ein Werk der Kunst sein. Was konnte der Zweck der Meneen bei Anlegung eines solchen ungeheuren

Kunstwerks sein? Es lassen sich hier nur zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weise auf einen hohen Grad von Verstandskultur schließen lassen. Entweder die Meneen haben mit uns eine Zeichensprache anbinden, oder sie haben die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darstellen wollen. Sie haben es darauf abgesehen, uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetarischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben. Wäre dieses, so müssen die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unserer Verstandeskräfte haben, wenn sie wüßten, daß wir Erdenbewohner erst im laufenden Jahunderte angefangen haben, in allem Ernste an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Physiker einen weitern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenschweifähnlichen Gebilds auffinden, der nicht matt, unpassend, ungereimt oder wohl gar lächerlich ist."

„Wenn nun auch dieses wahrscheinliche Kunstgebilde der Meneen nicht absolut darauf hindeutet, daß dieselben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darstellen wollen, so hat es dennoch sehr viel für sich: gleichwie dieselben Gedanken entstehen müssen,

wenn man aufmerksam die Erscheinung zerlegt, die Eisenhard am 25. Juli 1774 um Mitternacht im Mare Crisium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir scheint, die Mondbewohner die dortige von ihnen ohne Zweifel schon voraus berechnete Pracht eines nordlichtähnlichen Phänomens auch mit einer vierfachen künstlichen Beleuchtung verbunden haben. Oder hat sich damals ein Kaiser oder ein König im Mond krönen lassen oder vermählt? Die Illumination im Mare Crisium geschah auch wie bei uns nach Untergang der Sonne."

Es ist sehr zu loben, daß Herr von Gruithuisen als ein ehrlicher Mann überall seine Meinung frei herausſagt; aber die Freiheit, die er sich selbst nimmt, sollte er auch Andern verstatten. Es ist daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illumination im Monde naturphilosophisch erklärt, er jede andere, von der seinigen verschiedene, Erklärungsart zum voraus verdammt und sie matt, unpassend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unschuld muß viel leiden in diesem Jammerthale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir schmeichle, alle billigen Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuisen umzustoßen, scheint mir ein

Leichtes, da sie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerst wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden, um eine Zeichensprache mit uns anzubinden. In den betrübten, taubstummen Verhältnissen, worin Meneen und Menschen gegen einander stehen, bliebe ihnen freilich nichts Anderes übrig, als sich durch Zeichen verständlich zu machen, so oft sie sich mit einander unterhalten wollten; aber wie kann dies geschehen, wenn sie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen sind nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenstriche, wobei Jeder sich denken kann, was er will. Oder es sind Notenlinien, mit Feuerdinte gezogen; aber wo sind die Noten, wo ist die Melodie, wo der Text? Es ist also Nichts, gar Nichts mit dieser Zeichensprache! Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminirt, um die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzustellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zusammentrifft, so mag dies einen gräulichen Lärm verursachen, und solche Schrecken zu versinnlichen, wären akustische Zeichen, Pauken und Posaunen, Kanonendonner, Jammergeschrei viel geeigneter, als lange, helle, vollkommen gerade

Streifen, die keine andere Vorstellung, als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man sich gar denken, daß die Meneen mit so großem Kostenaufwande einen zwanzig Meilen langen Weg illuminirt haben sollten, blos um uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben? Wie kann den Meneen so viel daran gelegen sein, was wir von ihren astronomischen Kenntnissen halten. Aber Herr von Gruithuisen meint, sie hätten sich über die Agilität unserer Verstandeskräfte lustig machen wollen. Wie! Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und wären sie es ja, fänden sie keinen bessern und reichern Stoff für ihre Satyre? Ist es denn unsere größte Dummheit, daß wir erst im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Eben so unzulässig als obige Erklärung der zwanzig Meilen langen Illumination ist die Weise, wie eine andere ähnliche Erscheinung, die Eisenhard im Jahre 1774 beobachtete, gedeutet wird. Damals sollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer vierfachen Illumination verbunden haben! Wahrlich, wäre dies geschehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuisen in der Bildung so hoch stellt,

sehr wenig ästetisches Gefühl, dann müßten sie sich auf optische Vergnügungen sehr schlecht verstehen. Ein Nordlicht durch eine Illumination verherrlichen wollen, wäre eben so lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf diese Weise hatte sich einst Raynal abgeschmackt gezeigt, als er, das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen, von Riesenalpen umschlossenen Schweizerthale einen lächerlichen Zahnstocher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eisenhard'schen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination zur Krönungsfeier eines Kaisers oder Königs veranstaltet worden wäre, hätte zwar in sich nichts Verwerfliches, doch hat sie den Fehler, daß sie mit einer eigenen Erklärung, mit welcher ich jetzt hervortreten will, im geraden Widerspruche steht, — und das ist ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geschah zur Feier der amerikanischen Revolution. In diesem Jahre föderirten sich die dreizehn Provinzen Amerika's und fielen von England ab. Zwar geschah dies erst am 5. September und die Illumination fand schon am 25. Juli statt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieses merkwürdige Ereigniß einige Wochen vorherzusehen. Die andere Illumination, die Schröter von 1788 an bemerkte, war zur Feier

der französischen Revolution veranstaltet. Sie begann gleich nach der Zusammenberufung der Generalstaaten und dauerte ununterbrochen bis 1796. Diese meine Auslegung lobt sich selbst und ich habe nicht nöthig, viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die Religion der Meneen betrifft, so war Herr von Gruithuisen früher der Meinung gewesen, daß die Meneen dem Sterndienste ergeben wären, und er hatte jenes obenbesprochene kometenschweifartige Gebilde damit in Bezug gesetzt. Er ist aber nachher, aus guten Gründen, von dieser Meinung wieder abgekommen. Herr von Gruithuisen sagt, mit lobenswerther Bedächtigkeit: „Ueberhaupt würde die Ausmittelung der den Meneen eigenthümlichen Religionsform mit einiger Gewißheit vorerst schon darum ganz unmöglich sein, weil wir nicht wissen, ob es nicht bei ihnen eine eben so auffallende Verschiedenheit von Völkern gibt, wie auf der Erde, bei welchen man doch meist völlig von einander abweichende Religionsformen antrifft, die vielleicht deren Urväter aus dem Universum mit auf die Erde herabgebracht haben.“ Herr von Gruithuisen glaubt also, die Religionen wären auch ein Niederschlag aus dem Aether, sie wären zugleich mit den Priestern, die sie

lehren, aus verschiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Aus welchem närrischen Sterne mag wohl Fitzliputzli, ein Gott der Südsee-Insulaner, herabgepurzelt sein? Doch dieses zu untersuchen ist jetzt nicht Zeit; es warten unserer noch einige sehr wichtige Kapitel.

„Sind die Meneen im Stande, dereinst Erdbewohner zu werden?“ — fragt Herr von Gruithuisen, und er antwortet: „Ja. Da wir sie mit den Menschen vergleichen, müssen wir annehmen, daß die Lunge der Meneen gleich der der Menschen organisirt sei. Hätten sie aber auch einen eigenen Lungenbau, könnten sie immerhin mit einer sonst starken Körperkonstitution auf der Erde fortleben.“ Frage und Antwort sind gleich überraschend. Nachdem Herr von Gruithuisen die Meneen hoch über die Menschen gestellt, und das mit allem Rechte, denn sie veranstalten Illuminationen, die zwanzig Meilen weit gehen, sie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon hatten, und sie sind, was „ausgemacht“ ist, „größer als wir, vielleicht wahre Riesen“ — nach dem Allen bereitet er ihnen keine schönere Zukunft, als daß sie auf unsere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Prytaneum des Verdienstes ist, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, so

werden Künſte und Wiſſenſchaften aufgemuntert, ſo wird es den Meneen gedankt, daß ſie die Aggregationstheorie entdeckt! Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über ſolche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine ſehr einfache Art: Der Mond bringt ſie herab. „Bis ſich der Mondkörper in die Erde verſenkt, können 25 bis 30,000 Jahre vergehen;“ ſagt Herr von Gruithuiſen, und dann ſpricht er wie folgt: „Es haben die Meneen auf verſchiedene Mittel bedacht ſein müſſen, um zu ſchützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten und der Planet zum Monde geworden war, und ſich allmählich die kometariſche Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch Alles erfinden müſſen, um die 25,000 Jahre auf einem immer kälter nnd waſſerleerer werdenden Weltkörper in derſelben Gemächlichkeit fortleben zu können! . . . . Wenn der Mond ſich nun in die Erde verſenkt, wird er einen etwas kleinern Platz einnehmen, als der Komet Neu-Hollands einnimmt. Der Ort, wo er ſich an ſeinem Aequator verſenkt, wird auf den Aequator der Erde oder nicht weit von ihm treffen. Alle organiſche Weſen vom Monde und von der Erde werden abgeſpült, und was ſich

nicht abspülen läßt, geräth in die Einsenkungsfugen und wird zermalmt. Was sich aus der Katastrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieser Begebenheit in den Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsformationen deponirt, die sich dort herum neu bilden.“ Daß der Mond einst zur Erde herabkommen wird, hat Ossian schon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem seiner Gesänge sagt er: „. . . auch du wirst fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlassen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor — sie, die jetzt noch deine Gegenwart beschämt, sie werden frohlocken!“ Ob aber die Menschen frohlocken werden, ist sehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, so bin ich ruhig; ich habe eine schwächliche Konstitution und fürchte nicht das schreckliche Ereigniß zu erleben. Aber die starken und gesunden Leser des Herrn von Gruithuisen bedaure ich von ganzem Herzen. Welches Schicksal steht ihnen bevor, wenn der Mond kömmt? Entweder sie dauern fort, weil sie eine kräftige Natur haben, und dann werden sie von den Meneen, die ausgemachte Riesen sind, wie Kinder mit Geringschätzung behandelt werden, oder sie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde.

Sie werden abgespült, oder sie gerathen in die Versenkungsfugen und werden zermalmt, oder sie werden in die staubigen Archive der Flötzgebirge als Actenstücke niedergelegt, oder müssen, als Wachssiegel in dunkeln Kapseln, zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigste diplomatische Loos, das sich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuisen malt den Mondfall anders und schöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: „Was werden die Geen und Meneen bei dieser Kathastrophe thun und leiden?“ weiter erzählt.

Die Fluthen werden größer, die Ebben kleiner, die Mondsmonate kürzer, die Meeresströmungen heftiger, das Meer steigt. Das rothe Meer bricht periodisch in das mittelländische, das mexicanische zum großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müssen wohl von dem bevorstehenden Mondsfalle noch Nichts wissen, denn wie man gehört, haben sie den Plan gefaßt, die Landenge von Panama mit großer Mühe und vielen Kosten zu durchstechen.) Die Molucken und Sundainseln werden immer mehr zerfressen, und die meisten, zwischen den Tropen gelegenen Inseln des stillen, indischen und atlantischen Meeres unter Wasser gesetzt. Man wird sich von den Inseln auf die Continente, von den Niederungen in die höheren Gegenden flüchten .... Nun wird

man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin ist, wo sich der Mond in die Erde senkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß diese Begebenheit nicht möglich sei, während die Aequatorsbewohner sich allmälig immer näher gegen die gemäßigten Zonen flüchten müssen, und so wird es fortgehen, bis die Inseln und niedrigen Tropenländer menschenleer sein werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, später auch Auswanderungen aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegerisch, weil nur die Klügern fortgehen und die minder Klugen bleiben werden . . . Nun wird man mit gewöhnlichen Taschenfernröhren schon die Kunstwerke der Meneen eben so sehen und bewundern, wie ich sie mit starken Achromaten sah und bewunderte, aber man wird sie leer finden, (die Kunstwerke?) denn die Meneen sind allmälig aus Mangel an Wasser, und aus dem Besitze der Kunde von dem, was da kommen soll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte desselben eingenommen . . . . Endlich erwartet man mit bangem Herzen die Katastrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einsinken

des kleinern in den größern, und sieht sich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kommt und geht. Sobald die Unruhen und Oscillationen der Gewässer alle vorüber sind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographischen Handbücher und Landcharten werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu stark zu machen. Gleditsch Erben in Leipzig werden die Vorsicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß sie sich mit der Encyclopädie nicht übereilt; es wird nur nöthig werden, diese bis zum Buchstaben L umzuarbeiten.)

Große Erschütterungen haben die Meneen der Katastrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, stets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechsel, rafft Tausende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpassende Generation der Gemeneen entsteht .... Mittlerweile bekommen die Gemeneen Besuch von den Geen (das wäre gegen alle Etiquette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erste Visite machen.) Austausch der Geschichte, Begriffe, Naturalien und Kunstwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht sich geschwinder. (Wie wird der Offenbacher Staatsmann jammern —

er, der neulich in einer sehr geistreichen Abhandlung gezeigt, daß das Kopernikanische System alle die heillosen Revolutionen unserer Zeit herbeigeführt; denn, bemerkte er sehr richtig, da die Erde sich bewege, wäre es den Geschöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn sie dem gegebenen Beispiele folgten und keine Ruhe hätten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde sich einst noch schneller drehen und, was noch stabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!) Die Witterung wird regelmäßiger, die Atmosphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde sein. Selbst die Natur der Geen wird veredelt werden in ihrer Organisation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlasse ich jedem Andern zur Untersuchung . . . „Solche Ergebnisse konnten nur durch philosophische Reflexionen gewonnen werden. Sie waren bestimmt, der Erfahrung vorauszueilen; aber ob sie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Ueberzeugung richten."

Das Programm der Feierlichkeiten bei der bevorstehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, ist umständlich genug, und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte Mancher noch

Manches gern erfahren, wovon das Programm schweigt; aber das müßte ein sehr ungelehriger Schüler sein, der nicht in der Prophetenschule des Herrn von Gruithuisen gelernt, die Zukunft voraus-zusehen und sie sich selbst zu deuten.

XXXII.

Für die Juden.

(1819.)

1.

Für Recht und Freiheit sollte ich sagen; aber verstünden das die Menschen, dann wäre keine Noth und es bedürfte der Rede nicht.

Weil sie keinen Schwerpunkt haben, weder im Geiste, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe ist, strauchcln und fallen sie bei jeder Bewegung, führt sie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht sie jede Erfahrung unerfahrener, ist ihnen jede Erscheinung fremd und erwachen sie jeden Morgen neugeboren. Weil sie den Bau der Menschheit nicht kennen, erscheint sie ihnen nur als ein Gemenge von Einzelnen, weil sie den Bau des Staates nicht

kennen, ist ihnen dieser nur ein Haufen von mannich=faltigen Ansprüchen und Gelüsten, die alle nach Vorherrschaft streben und sich befeinden. Darum verwirrt so Vieles die Sinne dieser armen Menschen, und fast zu grausam ist die Vorsehung, daß sie die Buße für Jahrhunderte der Schuld einem einzelnen Geschlechte aufbürdet.

Unser Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kömmt es an; aber so groß ist die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünschen muß, es gäbe nur Uebelwollende, denn die Gutge=sinnten verderben am meisten. Jene sehen schaden=froh dem Uebel zu und thun oft nichts Schlimmeres, als daß sie dessen Verlauf der Natur überlassen. Diese aber, mitleidig, hülfsbegierig und unwissend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben sie für jedes und für jeden Schmerz eine be=sondere Heilungsart. Sie sind so toll, daß sie auf den fieberhaften Puls ein Pflaster legen, ihn zu be=sänftigen, als säße da der Grund des Uebels. Oder wäre es nicht so? Kennet ihr den Blutlauf des Volkslebens und hätte ich nicht erst um Verzeihung zu bitten, wenn ich von so weitaussehenden Grund=sätzen zu den Juden — hinabsteige, wie ihr sagen werdet? Von den Hassern jener unglücklichen Menschen rede ich nicht; sondern von den Billigen,

von den Gleichgültigen. Diese Judenverfolgung, mögen sie denken, das sei keine vaterländische Sache, eine Kleinigkeit. Freilich, eine häßliche beblatterte Lippe mag jungen Mädchen nur nicht küssenswerth dünken; aber Heilkünstler sollten wissen, daß sie von bösen Säften zeuget.

Will man reden von dem unversöhnlichen Hasse, der schon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, so darf man nicht von dem Geschehenen reden, sondern von dem, was geschieht und geschehen soll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit ist nur in der zu vollbringenden. Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der fast zweitausend Jahre gedauert, steht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geist hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen dort oben keine Rechtfertigung suchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Achse dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist

sein Schicksal. Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.

Worin das böse Verhängniß der Juden besteht, ist schwer zu erfassen, weil es seine Laufbahn noch nicht vollendet hat und erst im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung sich offenbart. Es scheint aus einem dunkeln unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judenthum einflößt, das wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christenthum von seiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabsteigen zu den freien Handlungen der Menschen, tief hinab zu der sumpfigen Gegend, wo all das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das bösen Dunst verbreitet, so vielen unschuldigen Geschlechtern das Dasein verpestet und sie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieses unmenschlich war, kann es nicht menschlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war stets der Lohn der priesterlichen Dienste. Aber jetzt, da auch der ruchloseste Heuchler nicht zu sagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beschönigt?

Sonst dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man sie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man sie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der schamlosesten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügnerische Behauptungen mit solcher Keckheit geführt, daß selbst Gutgesinnte dadurch getäuscht werden, weil sie nicht glauben können, daß man sie so plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven und den Bösewichtern in's Angesicht leuchten. Sie werden lärmen und schwirren wie die aufgeschreckten Nacht=eulen. Die hochweisen regierenden Knechte werden sagen: man solle die Gemüther nicht aufreizen durch Reden. Sie meinen, wenn Alles hübsch dunkel bliebe, dann sähen sich die Feinde nicht und sie müßten Ruhe halten. Aber besser ist's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht er=helle. Die Wahrheit reizt, ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das auf=geklärte Volk wird einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eigenen Vortheile beging, sondern, daß es das unredlich Erworbene

einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß es keiner Freiheit würdig sei, und daß man es zum Gefängnißwärter der Juden bestellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang versperre, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind sie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehn vor der französischen Revolution wurden von deutschen Staatsgelehrten, wie für die Gesetzgebung überhaupt, so auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden menschlichere und verständigere Grundsätze aufgestellt, und die Franzosen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß sie diese Grundsätze in's Leben einführten. In Westphalen, dem Großherzogthum Frankfurt und in andern deutschen Ländern, wo zur Zeit der Napoleon'schen Herrschaft französische Regierungsart sich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfassungsmäßig aufgenommen. Es geschah dieses ohne Widersetzlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel und Deutschland wurde frei. Alsobald erhoben sich im

nördlichen Deutschland einige Schriftsteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das siebenschläferige Frankfurt besonders, suchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtlosen Zustand aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entsprang.

Bei den Deutschen, welche alle Tyrannei, unter der sie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen (denn es ist ein verführerischer Traum, an der Tyrannei nur einen Hals zu sehen), schmolz Freiheitstrieb und Franzosenhaß in ein Gefühl zusammen. Und wie man selbst das Gute verkennt oder verschmäht, was Feindeshände darbieten, so verkannte oder verschmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der fanzösischen Gesetzgebung in's deutsche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzosen hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen Jene geschenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der französischen Herrschaft hielt, weil sie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutschen, gedrückt, doch allein für die Noth einigen Ersatz gefunden. Es ist verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen Diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unserer

Leiden Vortheil schöpfen — ich meine, es ist eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutsche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was sie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerstückelt war. Die Einheit der Herrschaft konnten sie nicht herstellen, so wollten sie wenigstens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geist, gleiches Herz und gleiche Nahrung für beide. Diese Nahrung aber, urtheilen sie, müsse der kindlichen Natur und Schwäche der deutschen Freiheit angemessen sein, einfach und leicht aufzulösen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeschlossenen Bildung, erschienen ihnen zu selbstständig, um mit der allgemeinen Freiheit assimilirt werden zu können, sie dünkten ihnen eine harte unverdauliche Speise. Dazu kam noch allerlei theatralischer Spuk. Man wollte, wie in einer Oper, ein unisones und uniformes Chor; man wollte nur Deutsche, wie sie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die schwarzen Juden stachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erst jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich all das Streben und Kämpfen des deutschen Volks gegen die Aristo-

kratie gerichtet sein müsse, dieser war es auch, welcher die Schriftsteller gegen die Juden feindlich stimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrschaft, das heißt dingliche und persönliche Aristokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalsystems. Sie halten fest zusammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, suchen Schutz bei den vornehmen Herren, und diese, von der Gleichheit geschreckt, suchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne sie, indem man den Juden die Beschützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Letztere zu keinem jüdischen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können und unter Vormundschaft der bewilligenden oder versagenden Volksvertreter gestellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeschreies, keines Allen kenntlichen, Allen sichtlichen Paniers mehr bedarf, und seit alle Deutschen wissen, um was sie kämpfen und um was sie sich zu versammeln haben, hat der Franzosenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja freundlich sind wir dem französischen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und gesündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ernten, was mehr als eine verbrecherische Hand säen half. Es lehrt uns, was

wahre Freiheit sei und wie man sie verdient und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem sind auch die Lehren des Judenhasses verstummt und die Schriftsteller, die jene schädlichen Lehren zu verbreiten suchten, schweigen jetzt. Ihr Irrthum ist ihnen zu verzeihen, da sie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint und die Wahrheit ist nie zu theuer erkauft, auch wenn man sie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

XXXIII.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur.

(1819.)

Bei der jetzigen Beschaffenheit der Menschen und der Dinge in der bürgerlichen Gesellschaft, wo jede Arbeit ohne Lust, und jede Lust ohne Würde ist, bringt es Gefahr, seine Leser zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geist, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verstand des Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von sich stößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geschäftsmann will-kommen heißt. Von Deutschen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung selten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer

nach diesem strebte, dem lag an der Wahrheit nicht, sondern daß er gelobt werde — so urtheilen sie. Aber was mich jetzt zu diesen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß ist es die Eitelkeit nicht; ich hätte dann nicht so offen davon geredet und hätte schlauer mein Inneres hervorgestellt. Aus einer reineren Quelle entspringt meine Besorgniß. Ich möchte belehren und fürchte zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte zu belustigen; ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernst ansprechen, und ich fürchte Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch Keiner die Feder geführt; in Milch habe ich sie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine schwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener gescholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens sein, es ist schwer, ja es ist unmöglich, keine Satyre zu schreiben!

Zensur! Das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer in Trübsinn, ernstes Nachdenken in Schrecken und Staunen versetzen, oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und

läppisch, bewunderungswerth und abgeschmackt zugleich ist. Es ist das Eine, wenn damit das Große erstrebt und erreicht, es ist das Andere, wenn damit nach Kindischem gezielt und nicht einmal dieses erlangt wird. Seit dreißig Jahren rauscht das bewegte Meer des losgelassenen Geistes der Menschheit in hohen und stolzen Wellen daher, und schwemmt die sandigen Ufer weg. Und da sehen wir ein Land, das sich kühn und kräftig dem anströmenden Ozean entgegen setzt, das ihn mit eisernem Strande abhält, so daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer spritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur so viel ins Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wässern; vom Geiste der Zeit nur so viel geschöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig ist. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen sich frei und glücklich, weil man sie keine größere Freiheit wünschen lehrte, als die sie besitzen, und kein höheres Glück, als dessen sie theilhaftig werden können. Nun gibt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen lassen, damit er spärlicher fließe; wo sie sich mit Schneeballen gegen Kanonenschüsse wehren, und beim Nordlichtschein mit Spritzen zu Hülfe

eilen, weil sie die Helle für eine Feuersbrunst halten. Dort wird die Stillung des Durstes verwehrt, aber das Essen gesalzner Speisen wird erlaubt, ja be=fördert; das Erhitzen wird verstattet und die Abküh=lung verboten. Da wird ein Geistesdruck geübt, der um so grausamer ist, weil er nur schmerzt, ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber selber Nichts gewinnen.... Es ist klar, daß ich von der Oestreichi=schen Zensur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entstehen solcher Bedürfnisse, die man nicht be=friedigen wollte, zu verhindern verstand. Die in=ländische Zeitungszensur hat nichts Auffallendes; sie übt keine fruchtlose Härte, weil auch die fremden Blätter, die ins Land kommen, einer Zensur unter=liegen, und weil bei der Beschränkung der Preßfrei=heit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folge=recht und daher mit Erfolg durchgesetzt wird. Aber in Frankfurt sind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zensur unterworfen, alle aus=ländischen sind davon frei; diese liegen in hundert Lesegesellschaften, Kaffee= und Gasthäusern auf den Tischen. Wozu nützt also die Zensur, die solche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutschen Blättern stehen? Frankfurt, dessen Gebiet nur

wenige Viertelstunden zählt, will es mit seinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebsamkeit strebend, sich die Finger zerquetschen lassen? Frankfurt, welches sein sollte eine Freistätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gastlicher Heerd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrschaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie mag es sich herabwürdigen lassen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die sie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langsamer vorschreite; sich herabwürdigen lassen, eine Zugbrücke zu sein, die den freisinnigen Ansichten, auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutschlands, oder zurück, den Weg versperre? Kann eine freie Stadt sich besser sichern, als wenn sie überall die Freiheit gegen Jeden, der sie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder bestünde die Freiheit unserer Verfassung etwa nur darin, daß abwechselnd jeder Bürger dazu kommen kann, diese Freiheit beschränken zu helfen?

Man sucht die Ausübung einer so strengen Zeitungszensur mit der Anwesenheit der Bundesversammlung zu rechtfertigen. Das heißt Feigheit durch Furcht beschönigen wollen. Wie, die Bundesversammlung, die Stellvertreterin aller deutschen Mächte,

von denen die meisten Preßfreiheit, manche Zensurfreiheit in ihren Staaten haben, sollte verlangen, daß in einem fremden unabhängigen, republikanischen Staate nicht geschehen dürfe, was bei ihnen selbst zu Hause geschieht? Welche Gesandtschaft könnte sich über eine freimüthige Sprache in den hiesigen Tagesblättern beschweren? Wir wollen sie alle herrechnen, und man wird sehen, daß die Furcht vor Reklamationen, wie sie es nennen, gar keinen Grund hat.

Oestreich hat zwar eine sehr beschränkte Preßfreiheit und eine strenge Zensur; allein, es ist nicht sein Vortheil, diese Grundsätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeist schon eine gewisse Festigkeit angenommen hat und mündig geworden ist. Es ist nicht das System der östreichischen Regierung, die öffentliche Meinung für sich zu stimmen, sondern sie erkennt gar keine solche an und sie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Unterthanen ausgesprochen, eben so unwillig zurückweisen, als einen Tadel. Dieses ist sehr folgerecht. Die öffentliche Meinung ist eine Macht im Staate; um ihre Gunst buhlen, das heißt sie anerkennen und sie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es gibt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich

mit ihr bestehen. Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch sie anerkennen, und wenn man in einem solchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, so verliert man mit dem Besitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Oestreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg so gefährlich ist als Niederlage. Seinen starken Einfluß, den es auf die deutschen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Preßfreiheit gebrauchen wollen, dieses um so weniger, je mehr ihm daran gelegen ist, das in seinem eigenen Staate bestehende Regierungssystem unangefochten fortbestehen zu lassen.

Preußen kann der Preßfreiheit keine Fesseln anlegen wollen; es würde sein Lebensprinzip zerstören, wenn ihm sein Bestreben gelänge. Ohne geographischen, ohne politischen, ohne den innern Schwerpunkt, den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur seine Stütze in der öffentlichen Meinung, seinen Schutz in der Liebe seines Volkes, seinen Einfluß in der Achtung deutscher Bürger. Die preußische Regierung täusche sich nicht; sie sucht aufrichtige Liebe, unerschütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutschen Hofe vergeblich; man ist ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des deutschen

Volks ausgegangen ist; man wird sie verlassen in der Noth, und dann würde ihr das deutsche Volk allein Schutz gewähren, wenn sie seine Dankbarkeit dadurch fesselte, daß sie es, wie sie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die aristokratischen Anfechtungen des südlichen Deutschlands kräftig schützt.

Von der bairischen Regierung läßt sich am wenigsten erwarten, daß sie durch ihre Gesandtschaft in Frankfurt die dortigen Zeitungen ängstlich sollte bewachen lassen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Preßfreiheit geduldet wird; auch wird sich finden, daß die meisten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gestrichen wurden, aus bairischen Blättern entnommen waren.

Würtemberg hat unumschränkte Preßfreiheit und keine Zensur; also von dieser Seite kann nie ein Reklamationen-Gewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von Weimar, Baden u. s. w. ist eben so wenig zu besorgen.

Die Gesandten von Frankreich und England werden sich wohl nie herablassen, über einen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten selbst, die sie vertreten, völlige Preßfreiheit herrscht und es lächerlich wäre, wenn sie fürchteten, der Meinung, die man von jenen Län-

dern in Deutschland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falsche Richtung gegeben werden.

Rußland hat den wärmsten Dank des deutschen Volkes sich erworben, weil es ihm so treulich beistand, den Tyrannen zu stürzen. Um so mehr läßt sich von ihm erwarten, daß es den Deutschen auch behülflich sein werde, alle Tyrannei zu zerstören, die Tyrannei der Adels- und Beamten-Aristokratie nämlich, die nicht durch Tausende von Bajonetten, sondern nur durch die Freiheit der Presse, durch die Oeffentlichkeit besiegt werden kann.

Man sieht, daß es kein Interesse irgend einer der Mächte, die sich in Frankfurt durch einen Gesandten vertreten lassen, sein kann, die hiesigen Zeitungen unter strenger Zucht zu halten. Es ist hier nämlich von einem wirklichen Staatsinteresse die Rede; denn was etwa sonst die ministerielle Pedanterie, das hergebrachte diplomatische Kanzleiverfahren und der zarte Hofton dabei eigenmächtig zu thun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräsentirten Staaten oder Fürsten angesehen werden, und verdient nicht die geringste Berücksichtigung. Man darf sich keine Artigkeiten auf Kosten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Gesetzgebern und Regierungsbeamten eines Freistaates stünde ein gewisser Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an.

Nachgiebigkeit ziemt sich nur für große Staaten, weil sich diese hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit allen seinen Bücklingen und unterthänigen Redensarten seit fünf und zwanzig Jahren gewonnen; welche Uebel hat es dadurch von seinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unsere epidemischen Feinde, die Franzosen, weniger Millionen Brandschatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die schonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hiesigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unsere Köpfe flogen und unsere Häuser anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unsere Selbstständigkeit dennoch verloren? Und hat die kräftig stolze Sprache, die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener schönen Leichenrede unserer Freiheit nicht die größte Bürgschaft ihrer einstigen Auferstehung, da kein kräftiger Wille, wo er eine Saat auswirft, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken lassen, den Groll, die Wehmuth meines Herzens auszuströmen; jeder gute, jeder nachsinnende deutsche Bürger zürnt und weint, wenn er sieht, welchen Jammer ungeschickte Hände aller Orten über das

theure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die sich der Freiheit des Volks entgegensetzte, dann könnte man sagen: wir wollen sie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir sagen: wir wollen sie bemitleiden und belehren. Aber die Philisterei ist's, diese widerliche abgeschmackte Mischung von Engherzigkeit und Geistesflachheit, der nicht beizukommen ist als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche Keiner, der sich fühlt, Demuth genug hat.

Die Leser des bisher Gesagten werden erwarten, ich hätte meine Forderungen an die Preßfreiheit in Frankfurt hoch gestellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die Freiheit zu schreiben, in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrucke der Constitution die Hoheit in der ganzen Bürgerschaft ruht, nicht geringer sein könne, als in monarchischen Staaten, wie Frankreich und Würtemberg. Allein so ist es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hiesigen Bundesstadt obwaltende gesellschaftliche Verhältnisse billige Rücksicht genommen und keine größere Preßfreiheit verlangt, als sie in solchen deutschen Staaten besteht, wo noch Zensur Statt findet.

Es kommt mir weder zu, noch kann es von mir gefordert werden, abzumessen, wie viel bei der Zensur, wie sie gegen die Zeitung der freien Stadt Frankfurt

ausgeübt worden, dem Zensor und wie viel der Behörde zuzuschreiben sei, welcher derselbe für seine Amtsverrichtungen verantwortlich ist; aber nach welchen Grundsätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundsätze diese Zensur verfahren sei, wird man aus Nachfolgendem ersehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einsichtsloser wird wohl in ganz Deutschland keine Zensur verwaltet als die hiesige. Ihre Strenge hat mich nie so erbittert, als es ihre Nachsicht that, weil sich aus dieser ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkür war. Es wurden Zeitungsartikel gestrichen, die in den Residenzen der Regierungen oder Fürsten, von denen sie handelten, selbst gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Ist es nicht die billigste Forderung von Preßfreiheit, daß sie für jeden Staat, von welchem die Zeitungen sprechen, in einem solchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate selbst über ihn gesagt werden dürfte! Also (ich muß mich deutlich machen, eine etwas abstrakte Rede versteht nicht Jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen gesagt werden dürfen: über Baiern, so viel in München selbst, über Frankreich, so viel in Paris, über Würtemberg, so viel in Stuttgart zu sagen erlaubt ist, und ist es nicht die größte Feigheit, die Rücksicht für eine Regierung so

weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, denen sie in ihren eigenen Staaten freien Lauf lassen muß. Die meisten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gestrichen wurden, waren aus deutschen, schon einmal zensirten Blättern entnommen. Da die deutschen Zeitungen sich wechselseitig abschreiben und die meisten derselben unter Zensur stehen, so gibt es nichts Spaßhafteres, als dieses vielfache Destilliren eines Artikels, und wie solcher, bis er dem durstigen Leser zu Munde kommt, durch zwölf Zensurkolben wandern muß und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geist herausgearbeitet ist, nicht um ihn zu trinken, sondern um ihn wegzuschütten, und nichts als das lymphatischste Wasser übrig zu behalten.

Wo die Zensur ihr Scharfrichteramt ausübt, da thut sie, was ihr obliegt, und man weiß, woran man ist; aber das Recht zu begnadigen, sollte sie nicht haben, dieses macht ihre Gewalt nur noch tyrannischer, indem es ihr die Freiheit gibt, nach Willkür zu verfahren, und zu tödten oder leben zu lassen, wie es ihr beliebt. Dieses Begnadigungsrecht hat die hiesige Zensur zuweilen und unter sonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot sich manchem Zeitungsartikel einen Reisepaß auszustellen, doch müsse er sich legitimiren, woher er käme, das heißt die

Quelle des Artikels müsse angegeben, es müsse bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen sei. Man denke ja nicht, daß hier von Thatsachen die Rede gewesen sei, wo die Zensur, wenn die Thatsachen auffallend sind, vielleicht manchmal mit Recht nach einer authentischen Quelle fragen dürfte, sondern Meinungen, Ansichten betraf es. Waren sie aus einer andern Zeitung genommen, ließ sie der Zensor stehen, erschienen sie aber in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt zuerst, oder waren sie aus französischen Blättern übersetzt, dann wurden sie gestrichen. Darf ein Frankfurter nicht so gut eine Meinung haben als ein Anderer? Warum soll hier die Geistesfabrikation unterdrückt, der Activhandel mit Geistesprodukten verboten, und nur ein Ideen-Speditionshandel verstattet sein? Der Zensor hat mich mit seiner Vorschrift: Angabe der Quelle, oft in Verzweiflung gesetzt. Wer gab mir Wünschelruthen genug, alle die Quellen zu entdecken? Quelle, Quelle, hieß es jeden Abend 10 Uhr, wenn ich den Zensurbogen bekam; ich träumte von Quellen, ich hörte sie rauschen. Hatte ich eine Pariser Nachricht, die dem Zensor etwas gespenstisch aussah, so schrieb er vor: gute deutsche Quelle oder d. (der Tod). Wie ist es nun möglich, daß eine französische Geschichte eine deutsche Quelle haben kann? Und

was heißt eine gute? . . . Das ist eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß sie wähnen, Meinungen, die sie fürchten, hätten eine Quelle, die man nur zuzustopfen brauche. Sie regnen vom Himmel herab, und werden eine Sündfluth bilden, aber nur zum Verderben der Gottlosen; die Gerechten werden sicher ihre Noah-Arche finden.

Ich will die losesten Zensurstreiche in chronologischer Ordnung erzählen, und dadurch Jeden in den Stand setzen, selbst zu urtheilen, wie sehr meine Beschwerden über den erlittenen Druck gegründet sind.

Erster Fall.

In einem Artikel von der niederländischen Grenze, 22. Dec., worin von der in Brüssel vorgefallenen angeblichen Verschwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle gestrichen:

„Unter den Verhafteten will man selbst fremde Agenten bemerken, die wohl nur so pro forma verhaftet wurden. Bei der bei dieser Gelegenheit vorgenommenen Verhaftung einer Anzahl Franzosen hat man sich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Gerücht von einer im Werke seienden Verschwörung nur dazu benutzt worden sei, Personen, denen man übel wollte, verdächtig zu

machen. Es scheint im Interesse gelegen zu haben, einen großen Verschwörungsplan, der von den Niederlanden aus über Frankreich und Italien bis nach St. Helena verzweigt sein sollte, wahrscheinlich zu machen, und dies ist auch für den Augenblick gelungen."

Dieser Artikel war aus der Nürnberger Zeitung entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wissen, im Königreiche Baiern. Wenn die Vorzüge eines Freistaates gegen eine Monarchie nur in einer strengeren Zensur bestehen, so werden wohl viele Jene wünschenswerther finden. Was lag in diesem Artikel Gefährliches, was im Geringsten zu einer Beschwerde hätte Anlaß geben können? Alle deutsche Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit Recht; denn es ist gut, wenn man den Fürsten und ihren Unterthanen die Polizeiränke, welche von den Aristokraten so oft benutzt worden, um sie im wechselseitigen Mißtrauen zu erhalten, so viel als möglich entlarvt.

Zweiter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Januar war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfrischen, aller deutschen Schnürbrüste ledigen Speyerer Zeitung entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutschen hätten bis jetzt noch nicht

gelernt, etwas bestimmt „und nachdrücklich“ zu fordern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Zensur ausgestrichen. Es ist traurig, wenn ein Zensor eine dichterische feurige Einbildungskraft hat und bei den Worten nachdrücklich fordern gleich an die Stürmung der Frankfurter Bastille, der Mehlwage, denkt. Wozu hier diese Aengstlichkeit? So viel bekannt, beschäftigt sich der Bundestag damit, den Deutschen allen Nachdruck zu verbieten; allein die Zensur hätte wissen sollen, daß hierbei nur vom typischen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede ist und sein konnte.

Dritter Fall.

Ich bitte meine Leser, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 12. Januar in die Hand zu nehmen und sie nachzulesen, um zu verstehen, wovon hier die Rede sein wird. Dieses Blatt war fast ganz durchstrichen. Ich, der ich mir dieses Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigne Art aus, und übernahm die Verantwortlichkeit, die gestrichenen Artikel doch stehen zu lassen. Ich bitte meine Frankfurter Leser noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzusehen, um sich zu überzeugen, auf welche Art die Zensur hier verwaltet wird. Da ist zuerst ein Artikel aus Paris. Das ihm vor-

gesetzte Sternchen deutet an, daß er eine Original-Mittheilung ist. In diesem Artikel wird von den Umtrieben der Ultra's auf eine Art geredet, wie dies in vielen Pariser Zeitschriften mit weit stärkeren Ausdrücken geschieht. Dem Artikel wurde von der Zensur das Todesurtheil gesprochen, und das Leben sollte ihm nur dann geschenkt werden, wenn er nachweisen könne, daß er eine gute deutsche Zeitung zur Mutter habe. Nun sagt mir, Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariser Nachricht ursprünglich in einer deutschen Zeitung stehen, und was heißt eine gute Zeitung? Also die Zensur in Frankfurt wäre auch eine Staatsrezensentin, von deren Ausspruch abhinge, ob eine Zeitung als gut oder nicht gut zu halten sei, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre schrecklich-spaßhaft, wenn in dem bevorstehenden Preßgesetze für die deutschen Bundesstaaten die Bestimmung aufgenommen würde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was schon in einer andern guten deutschen Zeitung gestanden habe, und als gute wären anzusehen: der Oesterreichische Beobachter, die Leipziger Zeitung und zwei bis drei andere. Warum soll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen über französische Angelegenheiten, was die Pariser Zeitungszensur selbst zu sagen erlaubt?

Der Artikel Großbritannien und der vom Rheine, im nämlichen Blatt, beide aus der in Augsburg erscheinenden Allgemeinen Zeitung entlehnt, wurden auch gestrichen. Die darin herrschenden Grundsätze sind freilich gefährlich, durch die Wachsamkeit der hiesigen Zensur wird aber dem bösen Geiste der Zeit leider nur in Dortelweil und in der einen Hälfte von Niederursel der Eingang verwehrt; in der andern Hälfte von Niederursel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheitspest fortwüthen. Darum Alles vergebens. Man vergesse doch nicht, daß Revolutionen konzentrisch wirken.

Noch ein anderer Artikel über Hessen-Kassel, im nämlichen Blatte, wurde auch verurtheilt; aber ich muß gestehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von dessen Verbreitung war, daß an dem Tage, wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutschlands seine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicher Weise am Abende eingetretene Nacht, wo Jeder ruhig zu Bette ging, würde Alles in blutige Verwirrung gekommen sein. Der Artikel war freilich aus der Speyerer Zeitung entlehnt, und Speyer ist ein Stück Franzosenland gewesen und kann nie mehr selig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten, von der Zensur gestrichenen Artikel dennoch stehen gelassen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rthlr. Strafe

verurtheilt, welche Strafe nach erhobener Appellation auf 10 Rthlr. herabgesetzt wurde.

Vierter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Januar war aus dem Hamburger Correspondenten nachfolgender Artikel aufgenommen:

„Vom Main, 3. Januar. Von der deutschen Bundesversammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen von Buol fortgesetzt wird, erwartet man in diesem Jahre noch weit erfreulichere Resultate, als in dem vorhergehenden Jahre."

Gestrichen. — Es ist hart, daß einem Freunde seines Vaterlandes verboten sein soll, der deutschen Bundesversammlung das verdiente Lob zu ertheilen. Allerdings wurde man auch von der ehemaligen Venetianischen Staatsinquisition streng bestraft, wenn man die dortige Regierung lobte, allein der Zensor hat sich unmöglich dieses Beispiel zum Muster nehmen können, ohne sich einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutschen Fürsten schuldig zu machen, und ohne seine Unbekanntschaft mit dem deutschen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftsteller in Deutschland gestraft worden wäre, weil er irgend eine Regierung gelobt hat; im Gegen-

theil, es gibt Fälle genug, daß solche wegen tadelnder Aeußerungen bestraft worden sind.

Fünfter Fall.

Mehr als irgend einer der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweist dieser, welch eine schreckliche Sache es um die hiesige Zensur ist, welche Willkür dabei herrscht und wie man der Leidenschaftlichkeit unbarmherzig hingegeben ist. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfassungsmäßiger gesetzlicher Regierung sich die Bürger irgend eines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie sich die Beamten dieses Staates in kleinen Fällen betragen. Sind sie zur Willkür geneigt, pflegen sie sie zu üben, dann kommt es bei solchen kleinen Anlässen an den Tag, weil sie sich dabei nicht scheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu lassen, was sie bei bedeutenden Sachen, die Aufsehen erregen, im Verborgenen thun. Die Unsinnigen! Sie messen die Freiheit des Bürgers nach Geldeswerth, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige beschädigen, um einen Schritt den Weg versperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangen zu halten, das wähnen sie, sei bedeutungslos. Da ist keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Gesetze wie eine Million genießt, und wo in

streitigen Sachen der Richter über einen schmalen gedruckten Papierstreifen nicht eben so ernst und nach den Gesetzen Recht spricht, als über Haus und Feld.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 16. Januar stand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht, aus welchem Blatte entlehnt:

„Vor einem guten Flaschenstöpsel (schreibt Jemand) habe ich immer allen Respekt, und er verdient ihn. Denn ein solcher Stöpsel ist ein ordentlicher Vorgesetzter, Leib- und Halsherr der Flaschen, ein Zunft- und Stuhlmeister, ein Festungscommandant und Grandmaitre, der um so mehr auf unsere Achtung Anspruch zu machen hat, je mehr er nach seinem edel pantoffelhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit besitzt, allen Druck geschmeidig anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er vorsteht oder oben sitzt, alle champagnermäßige, luftige Auf- und Ausbrausungen zurückzuhalten; daher auch, sobald ein zuverlässiger, wohlgeschnitzter und gescheiter Stöpsel seine Schuldigkeit thut, aus seinem gläsernen Bezirke gewiß kein Bläschen Geist oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre den Stöpseln!“

Diesen Artikel .... hatte ihn die Zensur gestrichen? Nein, sie hatte Schlimmeres gethan als das; sie hatte dabei bemerkt: „Passirt ohne Anstand.“ Der Zensor glaubte wahrscheinlich, dieser Artikel sei darum aufgenommen worden, weil er auf Zensurbeamte angewendet werden könnte,

und fühlte sich daher gedrängt, einen Beweis seiner Hochherzigkeit zu geben und merken zu lassen, daß er zwar die Beziehung verstanden habe, sich aber darüber hinaussetze, und dem Artikel freien Lauf lasse. Nie hat mich ein Druckverbot so sehr empört als diese Druckerlaubniß, weil es mir deutlich verrieth, wie die Zensur ein Amt sei, das ohne Leidenschaftlichkeit, oder wenigstens Laune, gar nicht ausgeübt werden kann.

Sechster Fall.

Da die Aengstlichkeit und Strenge der hiesigen Zensur, wie es die Behörde, die sie ausübt, offen erklärt, nur die Anwesenheit der Bundesversammlung zur Quelle hat, so mag es erklärlich sein, warum man einem Journalisten in Frankfurt verbieten mag, freisinnige, der Aristokratie mißfällige Ansichten aufzustellen. Wenn aber diese Ansichten aus andern deutschen Blättern entnommen sind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen sie nicht haben? Werden Artikel aus der Allgemeinen Zeitung, welcher doch Jedermann Mäßigung, wenn auch nicht nachrühmen, aber doch nachsagen muß, weniger verbreitet, wenn sie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnahmen? Aus welchem, ich will nicht sagen, rechtlichen und vernünftigen, aus welchem

Grunde überhaupt, sei er auch aus einer falschen Ansicht hervorgegangen, wird Stellen, wie folgenden, von der Zensur die Aufnahme verweigert?

In der Zeit. d. fr. St. Fr. vom 17. Januar wurden von einem der Allgemeinen Zeitung entlehnten Artikel: Aus Deutschland, 7. Jan., die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte gestrichen:

„Wir eben so wenig, wie die Franzosen, wollen uns die Früchte der Zeit entreißen, oder — sofern wir sie noch nicht haben — vorenthalten lassen! Volksvertretung, Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit der Ansprüche auf Amt und Würde, Bürgerehre auf der einen Seite — Feudalität, Intoleranz, Finsterniß religiöser und aristokratischer Vorurtheile, Anmaßung der Privilegirten auf der andern Seite — das sind die Lockungen, die auch unsere Nation auf dem Scheidewege zu schöner, kräftiger, heilbringender Entwickelung und gesetzlicher Ordnung führen, oder in die gräuelhafte Zerrüttung befürchteter Revolutionen stürzen können! Wir fürchten dieses Schreckbild nicht, wo es durch weise Regierungsanstalten, durch offenes Fortschreiten mit der Kultur und den Bedürfnissen des Volks frühzeitig gebannt wird.“

Weise Regierungsanstalten, Fortschreiten mit der Kultur, Bedürfnisse des Volks, sind das Schreckbilder, welche die Zensur einer freien Stadt bannen soll?

— In dem nämlichen Blatte ward in dem Artikel Stuttgart 9. Januar, welcher von der Preßfreiheit im Königreiche Würtemberg handelte, und aus einer in Stuttgart erscheinenden Zeitung genommen war, folgende Stelle gestrichen:

„Der kategorische Imperativ in der Philosophie eines Mandeville „nach der Gunst der Staatsregierer, als nach dem Höchsten zu trachten," und so nicht nur mit Regenten, sondern auch mit Ministern 2c., oder gar mit Mätressen Abgötterei zu treiben; diese feine Religion soll noch heute viel Anhänger haben."

Beim Himmel, man kann es bei tausend Gelegenheiten erfahren, wie es wahr ist, was Lessing irgend Einen sagen läßt: „Wenn man über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, so hat man keinen zu verlieren." Alle Bürger und Beisassen der vierzehn Quartiere unserer Vaterstadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Minister noch Staatsmätressen gibt, nicht obige Stelle soll drucken lassen dürfen, da es doch in einer Königsstadt geschehen durfte? Aber da ist die Alles zerstörende Beamtenwillkür, die sich auf der Wachparade des bürgerlichen Dienstes im und am Kleinen übt, um bei ernstem Treffen gewandt und fertig da zu stehen. Da ist der unselige, Alles verwirrende Geist der beliebigen Verwaltung, welche es für gottgefällig hält, Bürger auch außer dem Gesetze

zum vermeintlichen Guten zu leiten, sie väterlich zu regieren, und die so oft die schlechte Regierungsthat mit dem guten Willen beschönigt. Zu so unbedeutenden Dingen, als das Druckverbot einiger Zeilen ist, wähnt man keine Vorschrift der Gesetze nöthig zu haben und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als sei in der bürgerlichen Freiheit Etwas unbedeutend, und als sei es nicht eben so verdammlich, wenn ein Beamter der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vortheile eines Bürgers unberechtigt sich in den Weg stellt!

— In dem nämlichen Blatte steht folgender Artikel:

Frankfurt, 16. Jan. — Die heutige Ober-Postamts-Zeitung enthält einen Bericht des Herrn Dr. Becker, über die Beschaffenheit des hiesigen Irrenhauses, welcher mit folgenden Worten schließt: „Im Irrenhause wird Niemand in den Sack gesteckt, oder ihm der Mund gestopft, völlige Rede- und Gewissensfreiheit herrschet da. Das Haus ist demnach vor oder hinter dem Zeitgeiste.“ O trauriges Geschick, daß man den Verstand verlieren muß, um die Freiheit zu finden.

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Ich möchte sehr gern einmal den Verstand verlieren, um dem Herrn Zensor sagen zu dürfen, was ich

von seiner Zensur denke; aber dann freilich fände ich wahrscheinlich Nichts zu sagen, sondern würde Alles klug und zweckmäßig finden.

— Endlich hatte ich in demselben Blatte, freilich ironischer Weise, von dem verdorbenen, verstockten und verdammten Frankreich gesprochen. Diese Worte wurden gestrichen. Wahrscheinlich hatte der Herr Zensor keine Gelegenheit zu erfahren, daß in Paris selbst täglich in weit härteren Ausdrücken von Frankreich und seiner Regierung gesprochen wird, sonst hätte er wohl dem Einwohner einer deutschen freien Stadt diese Art zu reden nicht verbieten können. Es wäre sehr gut, wenn der Herr Zensor zuweilen nach dem Datum seiner Instruktionen sähe. Es scheint manchmal, daß er die aus den Napoleonischen Zeiten zur Richtschnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies so viel Geld kostet, so sollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden für Pariser Journale nicht scheuen, und den Zensor verpflichten, sie zu lesen, damit er den Geist der französischen konstitutionellen Freiheit kennen lerne, und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hiesigen französischen Gesandten, Artikel streiche, die in Paris selbst nicht unterdrückt werden dürfen.

Siebenter Fall.

Die Zeitung vom 18. Januar enthält einen Artikel vom Rhein 9. Jan., aus der Allgemeinen Zeitung entlehnt, welcher von dem Parteienkampfe in Frankreich und von den Umtrieben der Ultra's, spricht. Am Schlusse desselben heißt es:

„... Es handelt sich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konstitutionell-monarchischen Institutionen Frankreichs, an welche sich die aller andern Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergestellt und erhalten, oder ob der Volksgeist niedergetreten, und dadurch ein neues Zurückschnellen dieser ewig elastischen Feder, mithin neue Revolutionen verbreitet werden sollen. Die Völker wollen sie nicht, aber halbe Maßregeln und Unterdrückung der Preßfreiheit werden uns davor nicht bewahren; wohin sie führen, hat Napoleons Beispiel gezeigt."

Die herausgehobenen Worte sind gestrichen worden. Alle europäischen Minister können ruhig schlafen, die Frankfurter Zensur wacht für sie; fielen auch dieser einst die Augenlider zu, dann stünde es schlimm um die Ruhe der Welt.

Achter Fall.

Es war mir daran gelegen zu wissen, ob das Verfahren der Zensur in der Willkür, Laune und in den eigenthümlichen Ansichten des Zensors gegründet sei, oder ob derselbe nach Vorschriften der

oberen Behörden handelte. Um dieses ausfindig zu machen, versuchte ich einige Male bei dem Vorgesetzten des Zensors Abhülfe gegen die Bestimmungen des Letztern zu erhalten, und fand sie auch jedesmal. Der Herr Polizeidirector nämlich ließ, so oft ich mich bei ihm beschwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Zensur gestrichen hatte, freien Lauf. Allein macht diese Erleichterung den Druck nicht nur noch schmerzlicher, da sie beweist, daß der Druck unnöthig, ungesetzlich war, und daß der Zensor eigenmächtig verfuhr? Der Herr Polizeidirector erwiederte mir mehreremal, da ich ihm eben diese Bemerkung machte: Der Herr Zensor habe nicht gewagt, diesen oder jenen Artikel auf sich zu nehmen. Allein ist denn, um des Himmels willen, der Staat um der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Herr Zensor sich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um sicher zu sein, das, was er seine Pflicht nennt, gethan zu haben, mehr thun, als seine Pflicht und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beschränken? Soll der Grad der Preßfreiheit in Frankfurt von den stärkern oder schwächern Nerven des Zensors und von seiner daraus hervorgehenden größern oder geringern Aengstlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Zensur der zweiten

Instanz geben. In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 19. Jan. war ein Artikel aus den Rheinischen Blättern, die Bittschrift des Grafen Las Cases an das britische Parlament wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena betreffend, aufgenommen. Die Zensur strich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Cases für seinen ehemaligen unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrscheinlich richtete sich der Zensor nach den Instruktionen, die er vier Jahre früher wegen Buonaparte, und was von ihm öffentlich gesagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeschrieben worden sein, keine Theilnahme für den gefallenen Helden bekannt werden zu lassen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem Vaterlandseifer der Deutschen eine Richtung nach Außen zu geben und ihren Haß der Tyrannei in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber seitdem haben sich die Verhältnisse geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurtheilen, ohne sich gegen die Erben seiner Grundsätze zu versündigen. Dies hätte der Herr Zensor bedenken sollen, und dann würde er jenen Artikel nicht gestrichen haben. Auch fand wirklich der Herr Polizeidirector dessen Verfahren nicht zu billigen und schrieb auf das Zensurblatt: „Kann gedruckt werden, außer

den durchstrichenen Zeilen." Die durchstrichenen Zeilen lauteten also:

„. . . . so sehr man auch einen großen Theil seines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln."

Was dieser Satz für die Ruhe der europäischen Monarchien Gefährliches enthält, ob dessen erster oder zweiter Theil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich sage es nicht.

— Das nämliche Blatt hatte folgende Aphorisme des Abbé Galiani aufgenommen:

„Die moderne Theokratie fängt damit an, daß sie die Menschen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Ist man an das Höchste von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Papst, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeister ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem so zahm gemachten Wesen kann er Alles machen, was er will."

Diese Stelle strich die Zensur unbegreiflicher Weise, da wir in Frankfurt weder einen Papst, noch einen Abt, noch einen Beichtvater, noch einen Novizenmeister, noch einen Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamiren könnten. Auch sah der Herr Polizeidirector die Ungerechtigkeit des Zensors ein und begnadigte den verurtheilten Artikel.

Neunter Fall.

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Missionäre im südlichen Frankreich und von den Wundern, die sie dort verübt haben wollten. Darin wurden folgende zwei Stellen gestrichen:

„Die Barmherzigkeit Gottes beschränkte sich aber nicht auf die Katholiken allein; selbst die Protestanten konnten sich des allgemeinen Eindrucks nicht erwehren. Es haben sich wenigstens 25 bekehrt.“ . . . . . „Am nämlichen Abende kamen 5 Protestanten, worunter einer von 22 Jahren sich zu meinen Füßen warf und sagte: Mein Vater, ich bin Protestant, erbarmt Euch meiner und macht mich zum Katholiken. . . . Man segnete 47 Ehen ein.“

Der Herr Polizeidirector, an den ich wegen der Striche appellirte, erlaubte den Druck der Stelle.

Das nämliche Blatt hatte einen Artikel aus Berlin vom 8. Januar aus dem Oppositionsblatte entlehnt, worin ein dummer Streich der Berliner Zensur erzählt war. Die Frankfurter Zensur strich den Streich ihrer lieben Schwester. Auf Beschwerde darüber beim Herrn Polizeidirector erlaubte dieser die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Zensurblatt schrieb, dem Artikel vorausgeschickt werden:

„Das Oppositionsblatt enthält folgenden Artikel, der durch seine lächerliche Uebertriebenheit sich selbst widerlegt,

und den wir nur deßhalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förmlichen Widerlegung dadurch entsteht."

Wer die bisher erzählten Thaten der Frankfurter Zensur gelesen hat, wird nicht sagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beschuldigung lächerlich übertrieben sei; auch hat sie sich weder selbst widerlegt, noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es ist weiter nichts daraus entstanden, als daß die Redaktion des Oppositionsblattes mich vor aller Welt herabgehunzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main die Artikel ihres zuverlässigen Berliner Korrespondenten berichtigen zu wollen. Indessen habe ich später den Wink des Herrn Polizeidirectors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verschaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung vorausgeschickt. Es ist höchst wunderbar, daß während in Frankfurt, als in einer betriebsamen Handelsstadt, Jeder seine schlechte Waare lobt, um sie gut zu verkaufen, dort ein Zeitungsschreiber seine gute Waare tadeln muß, um ihr Absatz zu verschaffen. Den schönsten, besten, edelsten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeschickt, und dieses Zeugniß der Schlechtigkeit hat ihnen zum Passe gedient.

Zehnter Fall.

In der Zeitung vom 26. Januar stand von Paris aus: „Das Ministerium, sagt man, ist gut, aber schwach.“ Aber schwach, wurde gestrichen, und nur der Vordersatz blieb stehen. Beim Himmel, wenn erst der hiesige Zensor die zu Paris erscheinende Minerve Française und den Conservateur zu streichen hätte, da blieb kein großes und kleines Abc darin stehen, so viel als man braucht, um Kinder lesen zu lehren. Diese Sachen klingen alle so fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satyre gegen die Zensur schreiben wollen und darum das Gemälde karikirt. In der freien Stadt Frankfurt soll man nicht sagen dürfen, das französische Ministerium sei schwach, bei welchem gelinden Ausdrucke die Pariser Zeitungsschreiber es nur dann bewenden lassen, wenn sie höflich sein wollen und eine Anstellung suchen!

— In dem nämlichen Blatte stand:

„Auf den Pariser Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werthers parodirt. Man sieht, daß die Franzosen um vierzig Jahre in der Geschichte der Deutschen zurück sind, sonst würden sie ganz andere Leiden zu parodiren finden.“

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen.

Allein indem der Zensor dieses that, bewies er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

Eilfter Fall.

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutschen Blättern folgenden Artikel nachgeschrieben:

„Frankfurt, 17. Januar. — Der hannöversche Bundes-Gesandte, Herr von Martens, hat eine aktenmäßige Darstellung der vorigjährigen Ereignisse unter den Studirenden zu Göttingen an die anderen Herren Gesandten vertheilen lassen, und denen, die solchen Staaten angehören, worin Akademien sich befinden, in einer Note den Wunsch ausgedrückt, daß man sich über allgemeine Grundsätze vereinigen möge, um künftig ähnlichen Auftritten vorzubeugen."

Gestrichen. Der Isis-Schleier der Bundesversammlung wäre durch diese Nachricht wohl nicht aufgedeckt worden!

Zwölfter Fall.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 2. Februar hatte folgenden Artikel aufgenommen:

„Nordamerikanische Freistaaten.

Die Emigranten, so aus Europa ankommen, belaufen sich im Durchschnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1870 angekommen, und zwar in: New-York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in andern Seehäfen."

Der Zensor unterdrückte diese Nachricht. Meine Leser sind wohl müde geworden, zu fragen: warum? Wer kann das errathen! Aber diesen nämlichen Artikel durfte am nämlichen Tage die Ober-Postamtszeitung aufnehmen. Man sieht, wie die Zensur nur nach Anwandelungen verfährt; denn enthielte jener Artikel Etwas, was ihn nach irgend einer Ansicht schädlich machte, wie konnte diese Schädlichkeit dem Zensor in der einen Zeitung auffallen und in der andern zu gleicher Zeit entgehen? Ich habe diesen Fall wegen seiner Merkwürdigkeit schon früher in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:

„Da, so viel ich weiß, meine liebe Vaterstadt in keinem Krieg mit den Vereinigten Staaten verwickelt ist, in welchem Falle sie das Preisen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht untersagen würde; so kann der Zensor bei seinen Ungedankenstrichen keine andere Absicht gehabt haben, als dem Geschichtschreiber von Kuhschnappel etwas Angenehmes in seinen Zettelkasten zu werfen und Jean Paul, liest er dieses, nimmt gewiß eine saubere Feder und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte und mit verdienter Zierlichkeit.

„Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Newa, ja sogar des Manzanares, mir zu sagen, was sie vielleicht sonst denken

von der Sache. Hat sich aber Jeder satt erstaunt über diese wahrhaftige Geschichte, dann wird noch ein kleines süßes Wunder als Dessert aufgetischt. Es besteht in Folgendem: An dem nämlichen Tage, nämlich am Dienstage, dem 2. Februar, wo in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt der Zensor die angeführte Stelle gestrichen hatte, stand diese nämliche Stelle gesund und frisch in der Frankfurter Ober-Postamtszeitung. Da nun alle Zeitungen in derselben Stunde und vom nämlichen Zensor durchgesehen werden, so müssen nothwendig binnen fünf Minuten, als so viele Zeit zwischen der Zensur des einen und des andern Blattes verflossen sein kann, die auswärtigen Verhältnisse der Stadt Frankfurt sich geändert haben, welches wehe thut, da die heilige Allianz mehr Beständigkeit der Staatsrelationen hatte hoffen lassen."

Dreizehnter Fall.

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei sogar auf das bekannte Champ d'Asile in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der Minerve Française entlehnte Nachricht von der zur Unterstützung jener französischen Flüchtlinge zu Paris eröffneten Subscription durfte ich in die Zeitung vom 3. Februar nur unter der Bedingung auf-

nehmen, daß ich die öffentliche Quelle dieser Nachricht sorgfältig dabei setzte; die Zensur schrieb mir dieses ausdrücklich vor.

Vierzehnter Fall.

Ich hatte früher die von der Zensur gestrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte ihr das nicht selbst willkommen gewesen sein, da ja ihr Dienst-eifer hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen schien? Es ist mir unerklärlich, warum ihr dieses zuwider war und warum sie bei dem Polizei-amte das Verbot, solche Punkte zu setzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Februar wurde mir von der Polizei eine schriftliche Verordnung zugeschickt, worin mir bei Strafe alles Punktiren untersagt wurde. Ueber das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen solchen Zwang aufzulegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da später mehr hiervon geredet werden soll; ich begnüge mich, die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfol-gend mitzutheilen:

Actum

bei dem Polizei-Amte der freien Stadt Frankfurt, Mittwochs den 20. Januar 1819.

„Von Seiten der hiesigen Zensur geschah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frank-

furt würden seit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Zensur gestrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchschossen, um dadurch das Publikum aufmerksam zu machen, daß an dem durchschossenen Raum eine Stelle von der Zensur gestrichen worden. Da nun dieses Verfahren gegen alle Ordnung verstoße, so halte die Zensur sich verpflichtet, hiervon die Anzeige zu machen, um weitere Resolution darüber zu veranlassen, worauf beschlossen wurde:

u. s. w. u. s. w.

4) Die etwa durch die Zensur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Punkten oder Strichen durchschossen werden, vielmehr muß der Satz so zusammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes sichtbar wird.

5) Sollte, nachdem dieses befolgt worden, am Ende des Blattes selbst ein leerer Raum übrig bleiben, so muß solcher entweder mit Avertissements, welche schon die Zensur passirt sind, oder mit solchen politischen Artikeln, die kurz zuvor in andern hiesigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaktion ist verbunden, zu dem Ende stets für einen zureichenden Vorrath von dergleichen Avertissements oder Artikeln zu sorgen."

Bald darauf traf auch der Fall ein, daß ich

wegen vermeintlicher Uebertretung jener Vorschrift zur Untersuchung gezogen und mit einer Geldbuße gezüchtigt wurde.

Nämlich in der Zeitung vom 9. Februar war, in einem der Bremer Zeitung entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des deutschen Beobachters, Herrn Dr. Benzenbergs, enthaltenden Artikel überschrieben: Bremen, 3. Februar, nachfolgende Stelle gestrichen:

„Ich will Ihnen noch ein Beispiel von der ... Zensur erzählen.

„Ich war im vorigen Herbste in Aachen, und da alle Leute sich wunderten, daß die Aachener Zeitungen so schlecht wären und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, so schrieb ich im deutschen Beobachter einen Aufsatz: Ueber die Aachener Zeitungen, und zeigte, daß man Unrecht habe, den Zeitungsschreibern hierüber Vorwürfe zu machen, denn dieses rühre lediglich von der Zensur her, welche es sich zum Gesetz gemacht, Alles zu streichen, was den Kongreß beträfe, damit Preußen keine Auseinandersetzung mit den andern Kabinetten der Zeitungen wegen habe; denn sobald Zensur vorhanden, sei jede Zeitung offiziell, und daß die Brüsseler Zeitungen alles schreiben könnten, rühre daher, daß sie keine Zensur hätten und also keinen offiziellen Charakter. So hatten z. B. die Aachener Zeitungsschreiber die abgeschlossene Konvention früher als die Pariser, sie durften sie aber nicht eher drucken lassen, bis sie im Moniteur gestanden. So seien heute (so hieß es weiter in dem Aufsatze) 25 Jagd-

hunde von Lord Wellington angekommen, welche Anfangs für die Doggen von Madame Castlereagh wären gehalten worden, — allein ein solches Factum dürften die Aachener Zeitungen schon nicht berichten, weil die Politiker hieraus schon auf eine Verlängerung des Kongresses schließen würden und die Zensur es deswegen nicht durchlasse.

„Der .... Zensor fand aber auch die Sache zu bedenklich und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der Zensur stecken, ohne daß sie weiter zum Vorschein gekommen wären.

„Im Juni 1817 strich er die Kabinetsordre des Königs von Preußen, in welcher die scharfe Untersuchung wegen der Verspätung des Ostseegetreides befohlen worden, obschon diese sichtlich zur Bekanntmachung bestimmt war, um die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch stand sie nachher in allen Zeitungen.

„Um dieselbe Zeit strich er einen Aufsatz über die Kornlieferungsgeschichte, der ganz zu Gunsten des preußischen Ministeriums geschrieben war, und der von einem Manne herrührte, der die Akten gesehen. Der Zensor glaubte aber, daß hierin heimliche Stachelnüsse verborgen liegen möchten, und fand es am sichersten, ihn zu streichen.

„In einem Aufsatze von Westphalus Eremita strich er neulich so viel, daß dieser ihn im Herrmann auf's Neue abdrucken ließ und die gestrichenen Stellen mit Cursivschrift. Der Bürgermeister von Hagen (der Zensor des Herrmann), obgleich ein preußischer Unterthan, hatte also mehr politischen Muth.... Der Artikel betraf nämlich Preußen.

„Die Ursache hiervon liegt aber blos und allein in den fremden Gesandten. Diese glauben, daß sie ihre Schuldigkeit nicht thun, wenn sie die Zeitungen, so in dem Orte erscheinen, wo sie residiren, nicht gehörig lesen und auf alle Kontrebande merken, da sie ohnehin wenig zu thun haben. Wenn diese nun so etwas finden, so bescheiden sie den armen Zensor zu sich ad audiendum verbum, und den andern Tag streicht er die halbe Zeitung, um nur seinen guten Willen zu zeigen.

„In Darmstadt hatte auch neulich ein Gesandter einen Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm sehr anstößig schien und wegen dessen er bei Hofe eine scharfe Verfügung verlangte. Abgeschlagen und zur Justiz verwiesen."

Das überraschte mich nun weiter nicht; denn schon war ich an den türkischen Druck ganz gewöhnt und davon abgestumpft worden, und ich hätte so geduldig wie ein Lamm selbst meinen Hals dem Zensor hingereicht, um mich aus dem Verzeichnisse der Lebenden zu streichen. Auch ließ ich die gestrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorschrift gemäß alles Punktirens, nur füllte ich die durch die ausgestrichenen Stellen entstandenen Lücken mit mehreren schönen Bekanntmachungen aus, so daß besonders scharfsinnige Leser wohl entdecken konnten, daß das Vehmgericht der Zensur wieder einige, den Landfrieden störende Redensarten habe hinrichten lassen. Ich that es pour égayer la matière; aber die Polizei

Bayerische Staatsbibliothek München

fand dieſes gar nicht luſtig und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zenſur Genugthuung zu geben, zur Unterſuchung und Strafe, wie ſich aus nachſtehendem Polizeigerichts-Protokolle ergibt:

Auf Anzeige der Zenſur, daß die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40 dieſer Zeitung unter der Aufſchrift „Bremen“ enthaltenen Artikel, welcher zum Theil geſtrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelaſſen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieſes Artikels eingeſchoben habe, wahrſcheinlich um das Publikum auf dieſe durch die Zenſur entſtandene Lücke aufmerkſam zu machen, welches geradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amts-Beſchluß sub membr. 4 verſtoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieſer Zeitung vor Amt gefordert und befragt, warum er die ihm beſtimmt gegebene Weiſung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. Wegen Mangel an Stoff habe er ſich genöthigt geſehen, die zwiſchengeſchobenen Artikel, von welchen ſchon der Satz fertig geweſen, als der Bremer Artikel von der Zenſur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo ſie wirklich ſind, ſtehen zu laſſen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug geweſen, dieſe zwiſchengeſchobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu ſetzen, indem er ſelbſt bis 12 Uhr Nachts in der

Druckerei gewesen wäre; endlich habe er in der Meinung gestanden, daß solche Einschiebungen dem 4. und 5. membr. des polizeiamtlichen Beschlusses vom 20. Januar nicht zuwiderliefen.

Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift enthalte, Avertissements nur an das Ende des Blattes zu setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten.

In Untersuchungssache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Uebertretung der Zensur-Vorschriften betreffend ist der

Bescheid:

Da dieses wiederholte Zensurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weisung membr. 4. und 5. untersagt ist, mithin die angeführte Entschuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, so wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von Zehn Reichsthalern und Bezahlung der Untersuchungskosten belegt, auch angewiesen, sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärferen Einsehens zu halten. Decretum Polizei-Gericht am 24. Februar 1819.

Da ich mich durch dieses Urtheil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich lasse die bei dem Apellationsgerichte eingereichte Beschwerde-Ausführung hier nachfolgen.

„Die hier lebende und wirkende Zeitungszensur, in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, dessen Name, dessen Herkunft, dessen legislative Urheber man nicht kennt; weit entfernt durch ein kluges, sittliches und bescheidenes Betragen ihre Herstammung vergessen zu machen und nach der Achtung zu streben, die der Bürger sonst nur den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten gesetzlichen Einrichtungen gewährt, ist stets bemüht, der Weise jeder usurpatorischen Herrschaft gemäß, das was ihr das Recht versagt, durch Gewalt zu erreichen und für die Liebe und Achtung, die sie niemals findet, sich durch Furcht, die sie einzuflößen sucht, schadlos zu halten.

„Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die Handlungsweise der Zensur bisher gemacht habe und die das oben ausgesprochene Urtheil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil sie es als zu gelind hervorstellen, nicht zur Unterstützung der Klage, die ich führen werde, mittheile, so geschicht's, weil ich erst verstärkt durch tausend Stimmen der öffentlichen Meinung meine Beschwerde am geeigneten Orte vor-

zubringen gedenke. Ich beschränke mich hier nur auf einen einzelnen Fall.

„Die Zensur, wie sie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt seit dem ersten Tage ihres Erscheinens ausgeübt wurde, liegt außer aller Beschreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmt werden. Sie befolgt keine Grundsätze, weder des Rechts, noch der Billigkeit, noch der Klugheit; sie hat keine Regel, weder erhaltene Vorschrift, noch Konvenienz, noch eigene Ansicht. Es ist nichts dauernd an ihr als ihr Wechsel, nichts beständig als ihre Unbeständigkeit. Hätte sie nur wenigstens ihre eigenen Vorstellungen von Rede- und Druckfreiheit befolgt und hierdurch eine Richtschnur für den Redakteur gegeben. Aber so wurde gestrichen, was 24 Stunden später stehen bleiben durfte; ja es ist geschehen, daß der Zeitung der freien Stadt Frankfurt die Aufnahme eines Artikels untersagt wurde, der am nämlichen Tage in der Postzeitung stand. Heute wurde ein Nadelstich mit der größten Aengstlichkeit parirt, den folgenden Tag ließ es die Zensur geschehen, daß man die empfindlichsten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald suchte sie Gift, wo keines war, und versperrte allen Regierungen sehr willkommenen Grundsätzen den Weg; bald ließ sie den vermeintlich verderblichsten

Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Zensur war eben so überraschend, wo sie gewähren ließ, als wo sie dazwischen trat; eben so bewunderungswürdig in ihren Druckerlaubnissen, als Druckverboten. Mit dem bisher Gesagten soll keineswegs über das regellose Verfahren der Zensur eine Beschwerde beabsichtigt (dieses wird an einem andern Orte erschöpfender geschehen), sondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unmöglich war, die Grundsätze oder Launen der Zensur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem besten Willen zur Folgsamkeit und Unterwerfung gegen eine unwiderstehliche Uebermacht nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Zensur die Druckerlaubniß untersagt wurde.

„Das zensirte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was schwer scheint) das Drückende dieser ganzen Zwangsanstalt nur noch schmerzlicher macht, erst Abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen ist, wird sie so spät noch dem Redakteur in's Haus gebracht, der sie gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es ist alsdann nicht möglich, die durch das oft so freigebige Streichen entstandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher als ganz durchstrichene Artikel sind die herausgerissenen Sätze und

Worte, wodurch der Zusammenhang verletzt, unsinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage versetzt wird, in die Regalien mancher Polizeistelle einen frevelhaften Eingriff zu thun und das Recht zum Gebrauche eines schlechten Styls sich anzumaßen.

„Der Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt hat, wenn solche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsschreibern, wo Zensur ist, offen gelassen wird, benutzt, nämlich den, durch mehrere Punkte oder Gedankenstriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelassen werden müssen, und so die Ehre seines Verstandes und seiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch freigenannten, Stadt Bremen beweisen, daß die erwähnte Befugniß den Redakteurs nie versagt war.

„Die Zensur der freien Stadt Frankfurt glaubte dabei nicht stehen bleiben zu dürfen: sie verfolgte die ihr mißfälligen Ansichten, nachdem sie sie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie schlug meine Gedanken todt und untersagte mir zugleich, ihnen Leichensteine setzen zu lassen. Daher erwirkte sie bei dem Polizeiamte, mit welchem sie so eng verbunden ist, daß das Verbot ertheilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der zensirten Artikel zu setzen, oder

überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu lassen.

„Wenn die hiesige Polizei berechtigt ist, Gesetze zu machen, dann vereinigt sie alle Gewalten, die im Staate vertheilt sind und getrennt bleiben müssen, wenn nicht die persönliche Freiheit zu Grunde gehen soll. Nach der bestehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugnisse: 1) Sie macht den Antrag zu einem Gesetze. 2) Sie entwirft dieses Gesetz und zwar ganz allein, ohne Mitberathung Anderer. 3) Sie übt eine aufsehende verhindernde Macht aus, daß das Gesetz nicht übertreten werde. 4) Sie untersucht ein Ueberschreiten desselben. 5) Sie setzt eine Strafe darauf. 6) Sie richtet. 7) Sie vollstreckt das Urtheil. Eine unheiligere Sieben kann wohl nicht ersonnen werden! Auf diese Weise ist die hiesige Polizei eine wahre Encyklopädie aller möglichen Staatsrechte, und man kann unsere studirende Jugend, statt sie auf Universitäten zu schicken, wo sie über zehn verschiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik Vorlesungen zu hören hat, nur in einem der Polizeibüreau's auf dem Römer Sitz nehmen lassen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civilistischer und staatsrechtlicher Lehren praktisch beizubringen.

„Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war,

mir durch eine Verordnung das Punktiren der von der Zensur gestrichenen Stellen zu untersagen, und ob sie zwar um so mehr hätte eingedenk sein sollen, daß im Staate Alles, was nicht verboten, erlaubt ist, da sie sich selbst sogar erlaubt, was verboten ist; so hatte ich doch die mir zugekommene Weisung befolgt, geschreckt durch die schrankenlose Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm und die mir um so furchtbarer erschien, da sie, wie es in der erwähnten Zensurverordnung der Fall ist, die Strafe, die sie auf die Uebertretung derselben setzte, nicht einmal bestimmt angab, sondern nur äußerte, daß diese Uebertretung „unfehlbare Ahndung nach sich ziehen werde.“ Unfehlbare Ahndung! Ist das die Sprache eines Strafgesetzes? Wenn die Gesetzgebung selbst die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht bestrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes, die Strafe bestimmt ausdrückendes Gesetz vorhanden: wie ist es möglich, eine unbedeutende Uebertretung zu bestrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

„Aber die Polizei, sich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeschränkt zu haben, wie sie nirgends durch keine Zensur in Deutschland eingeschränkt ist, hat auch noch ihrer Verordnung eine

Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Untersuchung genommen und bestraft.

„In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Februar war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerstörung durch den feindlichen Einfall der Zensur übriggeblieben waren, noch zu sehen sind. Das zensirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeschriebenen Regeln hatte ich treu befolgt, ich hatte nach Nr. 4 darin die von der Zensur veranlaßten Lücken „nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen“ und nach Nr. 5 „am Ende des Blattes“ keinen leeren Raum übrig gelassen, der auszufüllen gewesen wäre; da aber in der Mitte eine große Lücke entstand, füllte ich sie mit „Avertissements, welche schon die Zensur passirt hatten, aus.“ Diese Operation hatte mich bis Mitternacht beschäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorschriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchstaben der Verordnung befolgt, und die Polizei selbst wird wohl nicht sagen können, daß ich

den Geist derselben verletzt habe. Ich wurde zur Untersuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweist. Aber Manches, wovon es nicht spricht, muß ich hinzufügen.

„Ich wurde zum Herrn Senator *** vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler sprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Absicht gewesen, die Verordnung der Zensur zu übertreten, noch auch, daß ein absichtsloses Vergehen Statt fände. Wir setzten unser Gespräch freundschaftlich fort, und erst spät bemerkte ich, daß der Sekretair des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieses beunruhigte mich um so weniger, da der Herr Senator stehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd, meine Entschuldigung anhörte und dem Herrn Sekretair ausdrücklich vorschrieb, er möchte Dieses und Jenes, was mir zur Rechtfertigung dienen könne, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernstes und jeder Förmlichkeit kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden sollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In diesem Falle hätte die Untersuchung von einem Polizeigerichts-Assessor geleitet und das Protokoll von einem Polizeigerichts-Aktuar geführt werden müssen.

„Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege

der hohen und administrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der frühern Napoleon'schen Unter-Unter-Unterherrschaft noch bekannt war, und ich scherzte einverstanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geschlossen war und ohne daß es mir vorgelesen wurde. Dies war am 16. Februar geschehen. Wie groß war mein Erstaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizei-gerichts-Assessor *** geladen und mir der dem Unter-suchungsprotokolle als Fortsetzung desselben beigefügte polizeigerichtliche Bescheid, der mich zu 10 Thlr. Geld-strafe und in die Kosten verurtheilt, vorgelesen wurde.

„In diesem Vernehmungsprotokolle, dessen Inhalt ich bei diesem Anlasse zum erstenmale erfuhr, heißt es am Schlusse: „Herr Doctor Börne wurde hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift enthalte: Avertissements nur an das Ende des Blattes zu setzen und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten."

„Diese in Form eines Bescheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erst die Auslegung der Verord-nung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun also jetzt schon wegen Uebertretung eines Gesetzes, dessen Undeutlichkeit der Gesetzgeber

selbst einräumte, bestraft werden? Wie konnte dieses so spät hinterdrein geschehen? Da nach der Organisation des Polizeiamtes das Erkenntniß am nächsten oder höchstens zweiten Bescheidstage, deren wöchentlich wenigstens zwei zu halten sind, unmittelbar auf die Untersuchung folgen muß; hier aber zwischen der Untersuchung und dem Bescheide vierzehn Tage, also wenigstens vier Bescheidtage vorübergegangen waren? Die wohlthätige Vorsicht einer weisen Gesetzgebung trat nie klarer an den Tag, als in dieser Bestimmung, wo sie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil schnell auf die Untersuchung folgen müsse. Denn hier tritt der Fall sehr häufig ein, daß eine sehr unschuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich so gefunden worden, erst lange hinterdrein von dieser bestraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weise eine wahrscheinliche Absicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verspotten, und man ihm dafür eine abschreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem solchen Verfahren Leidende, er mag noch so gut wissen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande sein, einer oberrichterlichen Stelle dieses darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweisen fehlt; und wahrscheinliche Absichten zu deuten und dar-

auf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zusteht.

„In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entstandene Zensurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt, „wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen.“ — Kann man seinen Augen trauen, wenn man dieses liest? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn es nicht das jüngste des allwissenden, allmächtigen Gottes selbst ist, eine wahrscheinliche Absicht bestrafen? Die hiesige Polizei hat ungeheure Fortschritte gemacht; einige Jahre früher, da ich selbst sie in der Nähe beobachtete, war sie oft nicht im Stande, die klarste verbrecherische Handlung zu deuten und sie ließ sich kranke, das Bett hütende Menschen, husch! wie ein Schnupftuch aus der Tasche stehlen, und jetzt bricht sie in den dunkelsten Herzenswinkel eines schuldlosen Menschen und beurtheilt und bestraft dessen wahrscheinliche Absichten bei einer unschuldigen That!

„Der polizeigerichtliche Bescheid schließt mit den Worten: Appellant werde angewiesen, „sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärfern Einsehens zu halten.“ Wenn ich recht verstehe,

was schärferes Einsehen heißt, und dieses nicht etwa schärfere Einsicht bedeutet, welche bei der Polizei sehr willkommen wäre: so hat damit gesagt werden sollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung die Strafe verstärkt werden solle. Die Polizei steht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens die Strafe in geometrischer Progression steigen müsse, so daß Jeder, dem das furchtbar schnelle Anwachsen einer geometrischen Progression aus der Mathematik bekannt ist, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsschreiber in Frankfurt, der heute sein erstes Blatt herausgibt, schon in vier Wochen wegen wiederholter Zensurvergehen gerädert werden kann, auch wenn die erste Strafe nur drei Batzen betragen hätte. Das ist sehr traurig!

„Wenn jede Polizei aller Orten wegen ihrer bösen Natur, wegen ihres nervenschwachen, hypochondrischen Zustandes nach Willkür, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf diese Weise, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie sie so oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Dasein einer solchen sogenannten Convenienz im gegenwärtigen Falle zwar auf keine Weise für eine oberrichterliche Stelle ein Rechtsgrund, aber doch für

Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, so findet doch hier nichts dergleichen statt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei wegen der dabei obgewalteten wahrscheinlichen Absicht in ein freundlicheres Licht stellen könnte. Denn der große Gegenstand, um den es sich hier handelt, der gestrichene Bremer Artikel, dessen weltgeschichtlichen Einfluß, selbst wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, steht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch Nichts sagen, denn Mancher scheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchischen Staaten, aber nicht in Republiken ersprießlich sei. Indessen enthält der erwähnte Artikel Nichts, was ihn für unsere hiesigen Verhältnisse bedenklich machte. Herr Senator ***, an den ich mich noch Abends, als das Zensurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß, den Artikel aufzunehmen, gebeten hatte, bewilligte mir es und schickte dem Herrn Zensor die schriftliche Weisung, den Artikel passiren zu lassen. Dieser aber blieb bei seinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hiesigen Zeitung (nämlich im deutschen Journale) bereits gestrichen hätte. Also weiß die Polizei ein geschehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als indem sie es wiederholt. Also weil die

Zensur einmal gewaltsam in das Geisteseigenthum eingegriffen hat, mußte sie es noch einmal thun. Ist das Recht? Ist das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil, der durch den Preßdruck für alle Bürger entspringt, nicht einmal zu reden, ist es nicht wirklich eine strafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftstellers, wenn man den Ertrag seines Nachdenkens und seines Fleißes boshaft zerstört? Die hiesige Zensur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geisteseigenthum besitzen könne; diese ihre Unwissenheit wird Jedem, der sie kennt, erklärlich sein, aber sie wird dadurch nicht verzeihlich." — — —

Diese Berufung hatte aber keinen günstigen Erfolg; es wurde mir vielmehr wegen meines schlechten Styls eine weitere Strafe von 5 Thalern zuerkannt.

XXXIV.

Der Eßkünstler.

Ein artistischer Versuch.

(1822.)

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher schätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tischgenossenschaft, welche ihren Zweck, gemeinschaftlich zu verschlingen, gar nicht zu beschönigen suchte, drohte Zwietracht; denn sie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt sei, oder ein tiefsinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubstumm, oder ein langweiliger und trockener Mensch. Allerdings hatte jede dieser Meinungen Gründe für sich. Ich aß wenig, sprach Nichts, hörte auf keine Anrede ... bald war ich düster, bald lachte ich laut auf ... ich schnitt mehrere Gesichter, mein Blick war starr

auf diesen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht selten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unsern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, sich aus dem Stegreife frisiren und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte sich Alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine sehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält sich wie folgt.

Mir gegenüber saß ein Mann, an dessen Rocke von unaussprechlicher Farbe eine seltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerksamkeit anzog. Auf drei Quadratschuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menschen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn sie überträfe selbst die von Malta, die aber, da es sich von Knöpfen handelt, von einer Sparsamkeit ohne Beispiel ist. Ich schloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von so eigenthümlicher Physiognomie ein ausgezeichneter Mensch sein müsse, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchst vortrefflichen Eßkünstler, der mit seinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in seiner Kunst unentgeldlich öffentliche Vorstellungen gab.

Man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen wie das Vieh essen, ohne klares Bewußtsein, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verschönernde Kunst über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Essen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines blos thierischen Triebes, wurde mir klar durch die Anschauung der Meisterschaft, welche der würdige Künstler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis sich das Orchester versammelt hat und das Stimmen zu Ende ist; dann erst treten sie hervor. Unser Künstler aber verschmähte den kleinlichen Kunstgriff, durch Ueberraschung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäste im Speisesaal, so daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn sie glaubten, er suche ein Gabelfrühstück. Diese Einsamkeit benutzte er als ein Mann, dem seine Kunst heilig ist und der sie nicht blos zum schnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf sein Gedeck einer höchst genauen Musterung; die Teller und das Glas wurden nachgesäubert; er untersuchte das Messer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem anderen vertauschte. Am meisten

aber war er auf die Elasticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf diesen Resonanzboden des Eßinstruments ankäme. Darauf maß er sich mit seinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zusammenrückte, so daß man sich später wunderte, wie ein Mann, der für sechs essen mochte, doch nur für zwei Personen saß. War dieses Alles geschehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, so präludirte er, indem er sich ein Glas Wein aus den gemeinschaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaschen sammelte, und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkensalat genoß. So konnte er von seinem sichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäste schauen, und durfte sich, während die Andern verwirrt ihre Plätze suchten und hungrig der Suppe entgegen seufzten, der Früchte seiner weisen Vorsicht erfreuen.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie es so viel tausend Menschen, die seit undenklichen Zeiten täglich in Gasthöfen speisen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche sei, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerksamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet ist, die Speisen zu halten, als herab und durch-

fallen zu lassen. Einen so hellsehenden Eßkünstler, wie den unsrigen, konnte die heuchlerische Hülfsleistung der Gabel nicht bethören, und er bediente sich ihrer nie, sondern gebrauchte bei allen Speisen den sichern und weitumfassenden Löffel, den er vor den räuberischen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch sicherte, daß er Exerzitien und gymnastische Uebungen mit ihm anstellte, so daß er nicht zu erhaschen war.

Die Völker germanischen Ursprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verschiedenen Beiessen, von welchem das Rindfleisch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkensalat u. s. w. nur zur Auswahl da: aber unser großer Künstler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beiessen Simultanspeisen wären, und die glückliche Anwendung seines Grundsatzes zeugte von dessen Richtigkeit. Meerrettig, geröstete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkensalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigscheiben, Senf und Salz, brachte er sämmtlich auf seinen Teller und wußte sie durch eine weise Benutzung des Raumes dergestalt im Kreise zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beiessen bestimmt,

welches er etwa übersehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künste in monarchischen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikanischen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meisten Künstler aristokratisch gesinnt wären. Bedarf es noch eines Beweises, daß diese Ansicht falsch sei, so hat ihn unser Eßkünstler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war so heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen sah, bei Tische mit Uebergehen der Herren zuerst bedient zu werden, in die größte Wuth versetzte, und er schwatzte nicht blos für die Freiheit gleich den deutschen Liberalen, sondern er kämpfte auch für sie, indem er jeden Kellner, der ihn überspringen wollte, um die Schüssel einer Dame zu reichen, gewaltsam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Den Kellnern selbst kam diese Freiheitsliebe unseres Künstlers am meisten zu Statten; denn da der Wirth die geringste Nachlässigkeit, welche Jene sich gegen die Gäste zu Schulden kommen ließen, streng bestrafte, so arbeitete der Eßkünstler solcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, sie sollten ihn nicht vernachlässigen und an ihn denken.

Gemüse sind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe: sie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unser Künstler offenbarte seine Geringschätzung gegen dieselben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüse lange verweilte, sondern von einem zum andern eilend, sich unter das Gefolge, die sogenannten Beilagen, mischte, wo er, wie dieses oft der Fall ist, größere Bildung fand als bei der Herrschaft. Einen neuen Häring, der noch sehr schüchtern war und dem man die Verlegenheit, vor so vielen Gästen zu erscheinen, ansah, munterte er auf und unterhielt sich so zutraulich mit ihm, daß dieser ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tischgenossen über diese Vernachläßigung des sogenannten Anstandes, aber unser Künstler lachte dazu und fragte einen östreichischen Grafen, ob nicht der älteste Häring auch einmal neu gewesen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre — setzte er hinzu.

Tutti aß zwar unser Künstler auch mit, sich von andern Künstlern unterscheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich versparte er seine meiste Kraft auf die Solo's. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine große Schüssel Aepfelkompot als langathmiger Triller schloß, sich

ganz seiner freien Phantasie überlassen durfte, dann wurde auch der kälteste Mensch zur Bewunderung hingerissen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechselns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unser Eßkünstler zur Beschämung aller Tischgenossen.

Ich weiß nicht, ob es ein passendes Gleichniß ist, wenn ich sage: Mehlspeisen sind die Adagio's der Tisch-Symphonien; aber passend oder nicht, unser Künstler war hierin unerreichbar. Sobald die süße Schüssel auf der Schwelle der Saalthüre erschien, machte er ganz kleine Augen, um seine Sehkraft zu verstärken. Er hatte dieses optische Verfahren nicht aus Hallers Physiologie gelernt, sondern an mehreren europäischen Höfen, wo die Fürsten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verschließen, oder, was in der Berechnung auf Eins herauskommt, wo sie nur wenige Höflinge sehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünscht. Er machte also solche Hofaugen. Bis die Schüssel an seine Person kam, sprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während eines Donnerwetters seine Angst zu betäuben. Er lachte mit sichtbarer Anstrengung. Endlich kam sie und seine Brust ward frei. Er schnitt sich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es

aus der Schüssel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beschauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überschüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, so war das schwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anwesenden Engländer möchten seine Anhänglichkeit an das Continentalsystem übel nehmen, und um diese zu täuschen, goß er so lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu sehen war. Doch gelang ihm dieses nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Rosinen über der Fluth empor. Während des Essens der Mehlspeise war er nachdenkend und in sich gekehrt und man sah ihn nicht selten schmerzhaft lächeln. War das erste Drittheil der Pudding-Portion verzehrt (denn er theilte seine Speiseportionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu fassen), dann ließ er sich zum zweitenmal die Schüssel reichen, was gerade nichts Besonderes war. Beim drittenmal aber gebrauchte er List und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce. Hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutsche Philister sind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut sind, offenbarte unser Künstler in mehreren schönen Zügen. Nie schlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er sie nicht gewähren, so gab er wenigstens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüssel vor, die er zurückweisen mußte, weil er zu beschäftigt war, sagte er: jetzt nicht, aber später, mein Freund! Ein rühren=der Zug seines sanften Herzens war folgender: eines Mittags wurde ihm zwischen dem Braten und dem Dessert noch einmal Suppe vorgesetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaste verwechselte, der eben erst in den Saal getreten und sich an den Tisch gesetzt hatte. Unser edler Künstler, um dem Kellner die Beschämung und die Vorwürfe des Wirths zu ersparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu essen, als wäre sie für ihn bestimmt gewesen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meisten Gäste nicht, welche die großen Krebse auswählten und die kleinen in der Schüssel liegen ließen — er nahm die kleinen auch. . . . Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Pastete von oben einzudringen, und so gleichsam in ein Haus durch das Dach zu steigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen

einander über. Durch die Vorderthür steckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing. . . . Die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht. . . Einen Prachthecht von seltener Größe nahm er ungetheilt vor sich, so daß der Fisch nur mit dem Leibe seinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopf aber über den Teller seines rechten, und mit dem Schwanze über den seines linken Nachbarn hinaus reichte, welches ein imposanter Anblick war.

Man wird sich wundern zu hören, daß unser Künstler von den verschiedenen Bratensorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt ist, daß gerade diese Art Speisen bei wahren Kennern in großem Ansehen stehen. Aber der Meister betrat überall eine neue Bahn, und wie er selbst unnachahmlich war, so ahmte er auch niemals Andere nach. Wie gesagt, er aß die Braten als Dilettant und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um sich auf das Dessert würdig vorzubereiten. Von diesem stellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige System ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unseres Künstlers in das klarste Licht zu setzen, und man wird erstaunen, daß die falsche Ansicht von

Dessert sich so viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joseph in Egypten, den meine Leser, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehuls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht und ließ, als guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob sich unser Künstler gegen eine Frau Potiphar so streng benommen hätte, als der keusche Joseph, aber in der Nationalökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tische nicht sorglos, er gedachte der sieben magern Nachmittagsstunden, und traf seine Maßregeln. Ein glücklicher Umstand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künstler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Ansicht vom Dom zu Cöln, das Hep Hep und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorschlag gemacht, der Bundestag solle sich nicht eher versammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutschen Vaterlandes muß be-

dauern, daß dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam und daß sich der Bundestag früher versammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puristen sich so allgemein verbreitet hat. Er jagte alle französischen Wörter über den Rhein zurück, und selbst das sanfte Dessert konnte seinem Hasse nicht entgehen; er sagte dafür Nachtisch. Nachtisch! Möchte man doch immer der ursprünglichen Bedeutung der Worte nachforschen, dann wäre es leicht, sich über die wahre Beschaffenheit aller Dinge zu verständigen! Was heißt Nachtisch? Nachtisch heißt dasjenige Essen, welches nicht bei Tische, sondern nach Tische verzehrt wird. Unser Künstler war nun nach dem zweiten Pariser Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutschem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtisch nach Tische. Um aber die neue Institution so fester zu begründen, gab er ihr eine historische Basis. Er aß daher, gleich den übrigen Gästen, sein Dessert noch bei Tische, war dieses aber geschehen, so häufte er seinen Teller zum zweitenmale mit Kuchen und Früchten an und ließ dieses durch den Kellner auf sein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsstunden zu verspeisen.

Fehler wie Vorzüge, Laster wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter sich zusammen und ziehen sich nach. Unser Künstler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Bestimmung des Nachtisches ein Licht aufgegangen, so schritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das System aus und wandte es noch auf andere Verhältnisse des Lebens an. Daß er, sich unterscheidend von den übrigen Gästen, seine Serviette unter dem Kinn fest band, konnte mich nicht überraschen, denn von einem solchen Manne ließ sich nichts anderes erwarten, als daß er die alte Sitte, Weste und Beinkleider zu schonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während des Gedränges des Essens herabfiel, zur Zeit wenn das Dessert kam und die andern Gäste ihre Serviette zulegten, von Neuem unter dem Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es stak wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber häufig hervor und zeigte, daß sie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zuletzt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert,

dann nahm er ein großes Stück Brod vor sich, wovon er aber nur wenige Brosamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodstück auf dem Tischtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Tasche und bediente sich dessen mit vielem Geräusche. Er ahmte hierin glücklich den Taschenspielern nach, die, wenn sie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuschauer zu beschäftigen suchen. Ich paßte auf. Husch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette und von da brachte er es unbemerkt in die Tasche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einsteckte. Auf dieselbe Art practicirte er einige Birnen in die Tasche; jedoch hat man dieses letztere Stück schon von Pinetti gesehen. So wendete unser Künstler die Theorie des Nachtisches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menschliche Natur ist nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unser Künstler war nicht frei davon. Ich hatte gestern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geschrieben: „und sei eine Frau noch so kluge Wirthschafterin, sie versteht nur die Küche; der Keller ist — um mich artig und architektonisch auszudrücken — unter ihrem Verstande.“ Diese Bemerkung galt der Frau von Staël; aber treffender

hätte ich sie auf unsern Eßkünstler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntnisse, und er trank nur wenige Gläser. Doch hielt er für diese einzige Schwäche durch seine Herzensgüte wieder schadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht schmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelassenen zugleich mit dem Dessert auf sein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unsern Eßkünstler bedienten, machten diesen Schritt, und fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissenheit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen sich quälen mußten, um die Convulsionen ihres Gesichtes zu verbergen und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

XXXV.

Der Narr im weißen Schwan,

oder:

Die deutschen Zeitungen.

(Die ersten Kapitel eines größern Werkes.)

Erstes Kapitel.

Hofrath von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem südlichen Deutschland, sollte in Paris die Ueberzeugung holen, daß die Geschwornengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären, als der Regierung, also schädlich überhaupt wären. Er übernahm dieses Geschäft mit dem größten Vergnügen und als er auf seiner Reise durch Frankfurt kam, wo ich wohne, besuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reisen, den Umweg über Frankfurt nahm, das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog gewesen, kränkelte noch etwas, und wollte

vielleicht in Frankfurt eine Aristokraten-Kur gebrauchen. Kurz, er kam, und erzeigte mir die Ehre, mich kennen zu lernen. Jede neue Bekanntschaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften; denn ich verstehe die Kunst, weniger zu gefallen, als sie, und noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei sich gedacht hätte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das luftleermachende Talent eines Pumpenstiefels, und er pumpte so fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr sprach, als ich in einem Tage hätte verantworten können. Ich war sehr unterhaltend, lehrreich, fast liebenswürdig. Als es zehn Uhr geschlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenstand, über den wir fünf Stunden gesprochen, noch zu keiner Entscheidung gebracht, und wir riefen Beide, als hätten wir irgend eine elegante Zeitung gelesen, wie aus einem Munde aus: die Fortsetzung folgt. So leicht begegnen sich schöne Geister, und so viel leichter ist es, seiner Ketten zu spotten, als sich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den andern Tag mit ihm in seinem Gasthause zu essen und ich nahm diese Einladung um so lieber an, da sie auf einen Donnerstag fiel, an welchem

Tage man im weißen Schwan, des Sauerkrauts wegen, die ausgesuchteste Gesellschaft findet. Das Sauerkraut ist ein ächt deutsches Essen; die Deutschen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher sie fähig sind. Wenn Luden in seiner vortrefflichen deutschen Geschichte von unserm Vaterlande sagte: „es gehöre zu den schönsten „Ländern, welche die Sonne begrüßet in ihrem „ewigen Laufe. Köstlich für den Anblick, erheiternd „und erhebend für das Gemüth, bringt Deutschland „Alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung, und zur Förderung des Geistes“ — so dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber grade heraus sagen sollen; denn weil er es nicht gethan, haben Viele diese Stelle gar nicht verstanden.

Als ich den andern Tag zu Herrn v. Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Essen einige Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn sehr blaß und verdrüßlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer gestört, die ganze Nacht nicht schlafen können. Dieser habe bis nach Mitternacht geschwatzt, geschrieen, geseufzt und gelacht, und gelärmt, als wäre er vom Teufel besessen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römische Recht aus dem fünften Jahrhunderte

keine Bestimmungen enthalte, worauf ein deutscher Reisender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenossen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbstgespräche im Schlafe gestört? Er antwortete: Zehn für eine. Diese Antwort war mir nicht unerwartet, und sie sollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römische Recht lustig zu machen, sowohl da, wo es vollgültig, als da, wo es nur subsidiarisch gebraucht wird. Die Deutschen — rief ich aus — haben doch zu jeder Zeit gern Subsidien genommen! Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege, sich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer sich zu regen anfing. Er trabte, wie ein Pferd, im Zimmer auf und ab, lachte und stöhnte, und sprach so laut mit sich selber, daß wir manche Worte und Redensarten, die schlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüsselloch der Thüre zu schlüpfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: „Geheimraths-Waise! . . ach, Ihr gemüthlichen Bären! . . Garteninspector . . . Hofrath . . . der Popo . . . ha ha ha! der Popo . . . o Vieh, dummes blödes Vieh! . . .“ Die letztern Worte sprach er mit bewegter, fast mit weinender Stimme. Darauf schmetterte etwas mit Macht gegen die Thüre und klingklingklingte wie eine zerbrochene Tasse oder Flasche zur Erde herab. Herr v. Lieberchen gerieth außer

sich vor Zorn, sprang auf und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich suchte ihn zu besänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens; er wollte sich nicht abhalten lassen und war schon an der Thüre, als zum Glücke der Kellner mit der Chokolade hereintrat. Ich bestürmte ihn mit Fragen, der Rechtsgelehrte mit Klagen über den Fremden. Der Kellner lächelte; legte die Finger auf den Mund und dann auf die Stirne. Damit gab er deutlich zu verstehen, wir sollten leise sprechen und der Fremde sei nicht richtig im Kopfe. Wir fragten und hörten weiter. Wer und was der Fremde eigentlich sei, wäre gar nicht herauszubringen, er wohne schon sechs Wochen im Hause und sei reich, aber ein Narr. Reich und ein Narr! hörte ich mit Erstaunen. „Sie sind wohl nicht von hier?“ — Nein, antwortete der Kellner, mit einer freundlichen Neigung des Kopfes, ich bin von Regensburg. Dann erzählte er: Der fremde Herr spräche selten und mit Wenigen, finge er aber einmal zu reden an, so geschähe es laut und anhaltend. Er sei freundlich, gutmüthig, betrage sich überhaupt wie jeder vernünftige Mensch, nur zuweilen bekomme er seinen Anfall. Dieses ereigne sich gewöhnlich des Morgens, zuweilen beim Mittagessen und sehr oft Abends, wenn er aus dem Casino nach Hause komme. Ich war sehr be-

gierig, einen Menschen kennen zu lernen, der nur dreimal im Tage unvernünftig sei, und bat den Kellner, uns bei Tische in seine Nähe zu setzen. Der Kellner sagte, er thue dieses gern, ja er wäre recht froh, daß wir es wünschten, denn er wisse gar nicht mehr, wie er den fremden Herrn setzen solle, weil viele Gäste sich seine Nachbarschaft verbeten hätten. Er begriffe nicht, warum, da doch der Fremde Keinem zu nahe träte. Es müsse aber etwas Besonderes mit ihm vorgehen, denn der Herr Legationsrath von Fistel, einer der Herren Abonnenten, habe neulich einen andern Kellner bei Seite genommen, ihm zwei kaiserliche Dukaten in die Hand gedrückt und ihm gesagt, der Fremde sei ein gefährlicher Mensch, und er solle achtgeben auf Alles, was er spreche und thue, und es ihm hinterbringen, und er werde ferner erkenntlich sein.

Der Bericht des biographischen Kellners bestand aus zwei unterschiedenen Theilen, aus einem klassischen und einem romantischen. Der klassische Theil, derjenige nämlich, der von der Gefährlichkeit des närrischen Fremden handelte, zog mehr die Aufmerksamkeit des Hofraths, der romantische aber, der die herausdonnernde Ehrlichkeit des Fremden betraf, mehr die meinige an. Da wir hierdurch auf ganz entgegengesetzte Gedanken-Wege geriethen, wollte, nach-

dem der Kellner hinaus gegangen, gar keine Unterhaltung zu Stande kommen, wir sprachen mehr mit uns selber, als mit einander. Ich benutzte diesen Umstand, nachzuholen, was ich den Tag vorher versäumt hatte; ich war sehr langweilig; der Rechtsgelehrte lobte meine Schriften ungemein und verfiel bald in einen sanften Schlummer. Dieser vormittägliche Schlaf war nach einer so unruhigen Nacht gar nicht gegen die Höflichkeit und sehr zu verzeihen. Er schläft. Jetzt aber bitte ich alle jungen Romanschreiber, genau auf mich Acht zu haben, damit sie lernen, wie ein Mann von Erfahrung sich beträgt, wenn eine Hauptperson der Geschichte eingeschlafen ist. Sie aufzuwecken, damit die Geschichte fortgehe, wäre nicht bloß in diesem Falle gegen alle Menschlichkeit, sondern auch in jedem andern Falle gegen alle epischen und dramatischen Gesetze. Wenn der Held einer Heldengeschichte und eines Trauerspiels schläft, so hat er seine Ursachen; er ist schläfrig; die Natur hat gewisse Absichten mit ihm; die Kunst also, welche die Natur nachahmt, darf ihn nicht wecken, ehe er ausgeschlafen. Freilich ahmt jeder Künstler die Natur nach, wie sie ihm erscheint, und sie erscheint ihm, wie er fähig ist, sie nachzuahmen; aber nachahmen muß er sie immer. Wenn Herr von Lieberchen acht Tage schliefe, ich wäre viel zu ästhe-

tisch, daß ich ihn störte; sondern ich ginge unterdessen leise im Zimmer auf und ab, überließe mich meinen Gedanken und schriebe sie, wie ich es gewohnt bin, in meinem Taschenbuche auf. So machte ich es auch wirklich, und die Gedanken, die ich hatte, will ich den Lesern mittheilen; nicht so wie ich sie damals niedergeschrieben, sondern wie ich sie später aus dem Bleistifte in Dinte übergetragen. Leser, die mich nicht kennen, und nicht wissen, wie natürlich und aufrichtig ich bin, denken vielleicht, ich hätte den Schlaf des Rechtsgelehrten, meine Gedanken und das ganze Zwischenspiel erfunden, um mein Werk größer zu machen, etwa daß es zwanzig Bogen erreiche; aber sie irren sich. Zwar ist mir recht wohl bekannt, daß ein Buch erst mit dem zwanzigsten Bogen mündig wird, weil man in der politischen Toxicologie annimmt, daß die literarische Substanz gleich den homöopathischen Arzneimitteln und ungleich den Giften nur in kleinen Gaben wirkt. Aber es geschah nicht deswegen. Ich fürchte die Zensur nicht; denn ich wäre im Stande, so schreckliche Dinge zu schreiben, die jeden deutschen Zensor dergestalt überwältigten, daß er die Kraft zum Streichen ganz verlöre. Also nicht aus Hinterlist theile ich im folgenden Kapitel meine Gedanken mit, sondern weil ich sie wirklich gehabt. Aber der erste Gedanke, den ich

hatte, war der: daß ich die Gedanken, die ich haben würde, wollte drucken lassen, der zweite: wie nenne ich die zukünftigen Gedanken? Ich habe die Wahl, ich kann sie nennen: Gedanken, Miscellen, Ekdota, Apophthegmen, Häckerling, gesammelte Blättchen, Hobelspäne, Collectaneen, Witzspiele, Potpourri, Aus Leben, Kunst und Schule, Buntes, kleine Merkwürdigkeiten, Gedankenspäne, Lesefrüchte, eingemachte Lesefrüchte, freie Mittheilungen, Streckverse, Anschauungen, Reflexionen der Erfahrung, bunte Steine, Allerlei, mein Kaleidoscop, Fragmente, Myriomorphoscop, Einschiebsel in das Journal und in die Köpfe, Fündlinge, Magentropfen, Mannigfaltiges, Mosaik, Dies und Jenes, Buntes aus der Zeit, Denksprüche und Bemerkungen, Einfälle, Erlebtes und Beobachtetes, Ideenspiele, Glossen, Blüthchen und Blätter aus dürrem Holze und frischem Reis, Arabesken, Erlesenes, rhapsodisches Allerlei, Einzelnes, Bilder, Eigenes und Angeeignetes, Aphorismen, Caviar, Reflexe aus dem Leben, Gelegenheitsprosa, fliegende Blätter, Excerpte des Dr. Lenksloß aus sich selber, — aber alle diese Namen sind schon von Andern gebraucht worden, und ich will lieber nackt mit meinen eigenen Fehlern, als geschmückt mit fremden Verdiensten erscheinen, darum nannte ich meine Gedanken: Nudeln. Ich hatte folgende Nudeln.

Zweites Kapitel.

Schrecklich ist die Eifersucht eines Liebenden, aber die einer Regierung ist schrecklicher. Eine eifersüchtige Regierung wacht aus Argwohn Tag und Nacht, versagt sich die nöthige Ruhe und gebraucht, ihrer Schläfrigkeit Meister zu werden, täglich stärkere Reizmittel. Dieses macht sie schwach, verdrüßlich, zänkisch, endlich krank. Und wenn Regierungen krank sind, müssen die Völker das Bett hüten. Eine seltsame Einrichtung, die aber nicht ganz ohne Beispiel ist. Man kann im Diodor lesen, daß wenn auf der Insel Corsica die Weiber niederkommen, sich ihre Männer in's Kindbett legen und Krankenbesuche annehmen. Wie klassisch sind Minister!

Die Bibel ist die Constitution des christlichen Staates; daher der Widerwille der geistlichen Oligarchie, sie dem Volke in die Hände zu geben.

Gewönnen sie Alles, was wir verlieren — nun, dann möchten sie zusehen, wie sie mit dem Himmel fertig werden, wir Menschen wollten ihnen verzeihen. Aber daß wir so Vieles verlieren und sie so Wenig gewinnen, daß sie uns mehr Brod nehmen, als sie brauchen zu ihrer eigenen Sättigung; daß sie unsere schönsten, theuersten Güter zerstören, nur daß wir nicht froh werden; daß sie uns den Frühling mit

seiner Luft, den Sommer mit seinem vollen warmen Leben, den Herbst mit seinen Früchten rauben und durch bösen Zauber den Winter ewig bannen, und dies Alles nur, eines eiteln Balles, einer Schlittenfahrt willen — das schmerzt zu tief, das empört den Friedlichsten, das macht uns unversöhnlich.

Die Erfahrung gleicht einer unerbittlichen Schönen. Jahre gehen vorüber, bis du sie gewinnst, und ergibt sie sich endlich, seid ihr beide alt geworden und ihr könnt euch nicht mehr brauchen.

In Deutschland sind die Menschen geordnet, wie in Bibliotheken die Bücher. Die großen und schweren stehen unten, die leichten und kleinen oben. Man muß sich bücken, einen Foliomenschen, man muß steigen, eine Duodez-Seele zu fassen. Die deutschen Oberen sind schön gebunden und haben goldene Titel, die Unteren sind auch gebunden, aber wie die Schweine und haben kein Ansehen.

Das Geheimniß jeder Macht besteht darin: zu wissen, daß Andere noch feiger sind, als wir.

Der Deutsche liebt bescheidenes Rechten, mäßiges Fordern, sanften Tadel, stille Vorwürfe. Darum muß man, um auf sie zu wirken, durch Rede und Schrift anmaßlich streiten, ungebührlich fordern, bitter tadeln und polternd zurechtweisen. Denn mäßigt

euch, wie ihr wollt, der deutsche Leser mäßigt noch euere Mäßigung. Er kann das Feilschen nicht lassen, man muß ihn, wie ein Krämer, übertheuern. Man muß mit ihnen Alles übertreiben, sie haben eine Elephantenhaut, zarten Kitzel fühlen sie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen stoßen.

Armuth ist eine Sandbank, Reichthum ein Felsen im Meere des Lebens. Die Glücklichen schiffen hindurch. Vor Armuth kann uns eigene Kraft bewahren, vor Reichthum nur Gottes Gnade.

Voltaire kam vor der Revolution, wie der Blitz vor dem Donner.

Das Leben ist ein Strom und der Schlaf ein jenseitiges Leben. Hätte ich eine himmlische Vergeltung, hätte ich ein Paradies und eine Hölle einzurichten, würde ich die Menschen im Schlafe belohnen oder strafen, entzücken oder peinigen. Dann brauchte keine Tugend zu verzweifeln, dann käme keine Reue zu spät.

Ueber Vieles habe ich aufgehört, mich zu verwundern; aber daß sich zwei Diplomaten ansehen können, ohne zu lachen, darüber erstaune ich noch alle Tage.

In der langen Nacht des Mittelalters war Glaube der Nordschein.

Mancher Gelehrte gleicht dem Kassirer eines Bankiers; er hat den Schlüssel zu vielem Gelde, aber das Geld gehört nicht ihm.

Die Sentimentalen quirlen ihre Empfindung so lange, bis es Schaum gibt; dann meinen sie, sie hätten ein volles, überströmendes Herz. Es ist aber nichts als Luft.

„Der Teufel fiel, weil er auf halbem Wege, in Wolken, stehen blieb — sonst wär' er Gott." — So spricht der kecke Aetius in Werners Attila. Wäre ich Minister, würde ich mir das merken. Ich würde geradezu den Verstand für ein Regal erklären, das Sprechen für ein Hoheitsrecht, das Schreiben für einen Hochverrath und eine Gans zu rupfen, für Vorbereitung zum Hochverrathe.

Duldsame Menschen sind die Ungeduldigsten und geduldige die Unduldsamsten.

Ministerialismus wird Royalismus genannt, und Priesterherrschaft Theocratie, und wer die Bettdecke von der schlummernden Wahrheit wegzieht, den nennt man einen Ruhestörer.

Die Geschichten der Völker und Staaten haben den Geschichtschreibern und den Buchhändlern, die ihre Werke verlegt, etwas Geld eingebracht; was sie sonst noch genützt, das weiß ich nicht.

Der gefährlichste Mensch ist ein furchtsamer; er ist am meisten zu fürchten.

Wenn Jupiter beim Styx geschworen, hielt er seinen Schwur; der Olymp hatte keine Pfaffen.

Sie haben freilich gesehen, daß die Sonne am ersten Januar und am zweiten und auch am dritten aufgegangen; aber jetzt naht der vierte, den sie noch nicht erlebt, und da meinen sie, das sei doch ein ganz anderer Fall, und weil sie das meinen und so klug unterscheiden, halten sie sich für große Staatsmänner.

Wer, wie ein verzweifelter Spieler, den verlornen Einsatz immer verdoppelt, der wird freilich, wenn er es aushält, einmal gewinnen; aber der Gewinnst steigt nicht mit der Gefahr des Verlustes und am folgenden Tage kommt er doch wieder und geht endlich mit leeren Taschen weg.

Wenn das Schicksal ruft: le jeu est fait, Messieurs! so achten das die Wenigsten, erst wenn sie hören: rien ne va plus! bekommen sie Lust, aber zu spät.

Stünde ich an jeder Thüre jedes geheimen Cabinets in Europa, — ich würde freilich horchen, aber nicht aus Neugierde, sondern nur um mich zu belustigen.

Es gibt keinen Menschen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert sie für Alle, der Ungerechte nur für sich allein.

Die Krankheiten der Regierungen werden immer für asthenische erklärt und man verordnet ihnen Wein, kräftige Speisen und andere Reizmittel; die Krankheiten der Völker immer für sthenische und man gibt ihnen Wasser, Essig, nimmt ihnen Blut, oder kühlt sie auf eine andere Weise. Das ist das Brownische System der Politik, weiter haben sie es noch nicht gebracht und zu der Falschheit des Grundsatzes gesellt sich zum größern Verderben noch die Falschheit der Anwendung. Die Regierungen leiden an Sthenie, die Völker an Asthenie.

Wer das Naturgesetz auch in der Geschichte kennt und anerkennt, der kann prophezeien; wer nicht, weiß nicht, was morgen geschieht und wäre er Minister.

Dem Sturme, und kommt er noch so plötzlich, geht doch ein warnendes Lüftchen vorher; aber wie schützt man sich gegen die Launen der Weiber?

Unsere Zeit ist der Wissenschaft nicht günstig; man hat so viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht an's Sehen kommt.

Hätte die Natur so viele Gesetze, als der Staat, Gott selbst könnte sie nicht regieren.

Es läßt sich berechnen, daß die Spitzbuben weit mehr Vortheil von der bürgerlichen Gesellschaft ziehen, als die ehrlichen Leute.

Sie spielen Politik und wissen nicht, was Trumpf ist. Die Jesuiten meinen, Kreuz wäre Trumpf, Canning weiß, daß Herz Trumpf ist; die Andern fragen gar nicht darnach und sind ganz verblüfft, wenn der Bube den König sticht.

Man weiß recht gut, daß es sie friert; aber die alten Gecken meinen, weil sie Sommerbeinkleider tragen, werde man sie für jung halten.

Um zu erproben, welch ein lästiges Geschenk des Himmels der Verstand sei, muß man täglich mit einem Schirme ausgehen und am Ende des Jahres die unvorhergesehenen Regentage zählen.

Hätten sie die alte Zeit in Zucker eingemacht, statt in Essig, welches ganz dieselben Dienste geleistet, man ließ sie sich vielleicht schon gefallen. Aber gut, daß sie dumm waren, und daß schon früher der Geschmack zurückweist, was später das Urtheil verwirft.

Die meisten Menschen sind unzufrieden, weil die wenigsten wissen, daß der Abstand zwischen Eins und Nichts größer ist, als der zwischen Eins und Tausend.

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Unsere heutigen Staatsmänner, die so seltsame Mit-

tel gebrauchen, die Forderungen der Zeit zu beschwichtigen, ahmen hierin nur die französische Geistlichkeit des Mittelalters nach, die einst, um eine Hungersnoth abzuwenden, dreitägige Fasten verordnete.

Nur in der wimmelnden Kinderwelt lebt das schöne unsterbliche Leben; die Alten zählt man, und man vermißt die Todten.

Dein Glück machen! wohl — aber auch glücklich sein? Bist du glücklich, wenn du dein Glück gemacht? das ist zu unterscheiden. Ueberlege. Kannst du nicht gut sein, sündige — noch im Hohlspiegel der Sünde erscheint der Zug gotterschaffenen Geschlechts — doch sündige für deinen, nicht für Anderer Gewinn. Verschwelge deine Tage, spiele um den Himmel — noch im Uebermuthe wird man den Muth, noch in der Frechheit den Uebermuth anstaunen. Ergebe dich dem Teufel, daß er dir zugleich Sättigung und Unersättlichkeit der Sinne gewähre, daß er dir die Quelle öffne, die den unauslöschlichen Durst des Wissens füllt. Erbreche frech die Siegel der Natur, befreie gefangene Geister und führe sie an, erstürme das Heiligthum frommer Gesetze; werde ein Straßenräuber, wenn du arm bist; bestehle dein geiziges Schicksal, deine Mutter, die Natur, wenn sie mit Affenliebe deinen schlechtern Bruder umschlingt und dich verstößt. Gebrauche

deine Kräfte, mißbrauche, vergeude sie — Gott ist ein barmherziger und ein reicher Vater, kehrst du reuig zurück, vielleicht verzeiht er dir und stattet dich von Neuem aus. Aber gebrauche deine Kraft, verschmähe, zerstöre sie nicht, deine und andere. Sei kein Lohnmörder, kein schnöder Giftmischer. Wie! Du schlägst einen Gedanken nieder, um so viel Thaler, mordest deine eigene Empfindung, die schöne Geburt der schönen Stunde, um das Lächeln eines Schurken — verräthst den Freund, das Recht, die treue Wahrheit, um ein Gericht auf silberner Schüssel, um einen goldgestickten Rock, um eine Achtel-Elle seidenen Bandes, das du beim Krämer könntest um zwei Groschen kaufen? Du bist ein Thier, aber kein Löwe, kein Tiger, kein Wolf, du bist ein Hund. Und was gewinnst du? Zeige mir den Bettler, der sich eine Million erjammert, zeige mir einen Fürstenhut auf dem Kopfe eines verrätherischen Schurken. Und du taumelst nicht im Uebermaße edlen Weins, und wankst und fällst, und verwundest dich, und gehst weiter, ruhig und singend deinen Weg — du bist vergiftet und weißt, daß du es bist; du stammelst, wenn eine offene Frage dich überrascht; du möchtest dein Herz bändigen und vermagst es nicht; du athmest schwer; du erblassest, wenn das klare Auge eines fleckenlosen Menschen dir dein verzerrtes

Bild zurückstrahlt; du hast Gott verlassen und fürchtest den Teufel; du ....

Drittes Kapitel.

Wenn man lebhaft fühlt, und unerreichbare Personen durchprügeln möchte, geräth man leicht in laute Kunstrednerei — daher das stille natürliche Sprechen in unsern guten deutschen Musterromanen, wo der Held furchtsam ist und die Welt eine Bestie — und ich hätte gewiß das ganze Gasthaus zusammendeklamirt, wäre nicht zum Glücke, vom Getöse meiner Consonanten, der Rechtsgelehrte aufgewacht und hätte meinen Ausschweifungen Einhalt gethan. Er sprang in die Höhe, roth vor Schlaf und Aerger, und fragte: regt sich der Narr wieder? Nein, antwortete ich sanft, ich war's. Darauf setzte er sich nieder und gähnte sehr.

Lieber Leser! Sollte dir mein Rechtsgelehrter Langeweile machen — ich vermuthe so etwas — und du wolltest mir es aus Artigkeit verschweigen, wahrlich ich dankte dir für diese Schonung nicht; denn dieses wäre eine Gefälligkeit, die ich dir nie erwiedern könnte. Laß uns immer offen gegen einander sein. Ich gestehe es dir frei, daß mir selbst der Hofrath aus dem mittäglichen Deutschland sehr lästig ist, denn ich weiß gar nicht, was ich mit ihm machen

soll. Er gehört zu den Menschen, von welchen man zweifelt, ob man sie in den Fasten genießen darf oder nicht. Er hat Kopf und Herz, und eine Mutter hat ihn gesäugt, wie uns auch; aber sein rothes Blut ist kalt, und statt Knochen hat er Gräten, die sehr biegsam sind, aber auch sehr stechen. Ich wage es nicht, ihn anzubeißen, und werde ihn daher, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen, ihn acht Tage in Frankfurt zu behalten, doch morgen schon wegschicken und ihn mit dem Eilwagen nach Straßburg reisen lassen. Wie gut ist es den Romanschreibern geworden! Wer ihnen gefällt, den rufen sie her, wer ihnen lästig ist, den schicken sie fort. Brauchen sie Geld — mit einem einzigen Federzuge schaffen sie sich Millionen; sie machen schönes Wetter, belohnen treue Liebe, und schaffen sich einen Nebenbuhler auf die schönste Art vom Halse. Bei allen Festen finden sie sich ein; Jammer und den grausesten Schlachten sehen sie sicher und bequem aus ihrem Fenster zu. Daraus lerne, lieber Leser, daß um glücklich zu leben, man sein Leben als einen Roman betrachten müsse. Sehe deine Leiden als gedruckt an, dann drücken sie dich weniger; dann haben selbst die Thränen ihre Lust, selbst die Schmerzen ihre Süßigkeit, und dann bleibt dir, gehe es noch so schlimm, doch die Hoffnung eines guten Ausganges; denn mit dem letzten

Blatte, das dir diese Hoffnung nimmt, endet auch dein Leben.

Es war halb ein Uhr; wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Essen, und mein Vorschlag, die Börse zu besuchen, wurde angenommen. Als wir unter das Thor traten, sah ich vor mir, aus dem Gasthofe kommend, eine lange hagere Gestalt schreiten, die mir bekannt schien; sie machte große Schritte, und ich mußte eilen, sie zu erreichen. O Himmel, o Freude! Es war Heinrich Waller, es war mein lieber langer Heinrich, mein unvergeßlicher Eselsritter aus Montmorency. Ich trat nahe an ihn heran, ich reichte gerade bis an sein Herz, und Thränen traten mir in die Augen. Auch in den seinigen schimmerte Etwas; aber wer mochte entscheiden, was es war? Die herben und die sanften Züge dieses sonderbaren Menschen waren wie Essig und Oel nmer getrennt, und wenn auch eine plötzliche Rührung sie einmal vermischte, so dauerte es keine Minute, und sie gingen wieder auseinander. Ich reichte ihm meine kleine Hand, die er in seiner großen versteckte und heimlich drückte. „Wie, zum Teufel, kommen Sie hierher?“ — rief er aus. Heinrichs erstes und letztes Wort ist der Teufel, und in der Mitte seiner Reden kommt er auch oft vor; Keiner führt den Teufel mehr im Munde und weniger im

Herzen, als er. Er wunderte sich, mich in Frankfurt zu finden; denn ob wir zwar in Frankreich ein ganzes Jahr unzertrennliche Genossen waren, hatte er mich doch nie nach meiner Vaterstadt gefragt. So oft ich aber diese Frage an ihn gethan, hatte er immer geantwortet, ich bin ein Plattdeutscher, und erst spät merkte ich, daß er damit sagen wollte: ein platter Deutscher. Ja, als der Orientalist Langlès in Paris ihn einmal fragte, aus welchem Lande er sei, hörte ich ihn antworten: Je suis du pays des philistins, und der artige Franzose lächelte, als hätte er ihn verstanden, welches aber gar nicht der Fall war.

Auf heißem und staubigem Pflaster, das keine Gieskanne erfrischte — die Polizei ... war zu blöde darum zu bitten — gedachten ich und Heinrich jener schönen frischen Tage in den Wäldern von Montmorency, gedachten der Freunde Saulier und Cope, und wie oft wir dort mit ihnen, aus deutscher Säure, französischem Zucker und englischem Geiste uns ein Gespräch bereitet, das uns wie Punsch erwärmte und belebte. Wir sprachen von andern Dingen und unter hundert Fragen ohne Antwort, kamen wir an den Braunfels. Laßt uns zurückgehen, die Börse ist schon aus — rief ich meinen Begleitern zu. Es zogen uns die Juden in Schaaren entgegen, zwölf, zwanzig in

einer Reihe, und sie hielten, wie Räder (Räder sind sie auch, nur nicht am Wagen, sondern an Uhren) den Fahrweg ein, den Fußweg armen Schelmen überlassend. Welch ein liberales Volk, wie es die Oeffentlichkeit liebt! Sie hatten nichts auf dem Herzen, das sie nicht auf freier Straße vor Aller Ohren verhandelten. Und welch ein gründliches Volk! Nichts ist belehrender, als die zahlreichen Noten, mit welchen ihre Füße, Hände, Arme und Köpfe den Text ihrer Reden begleiten. Ich bemerkte unter ihnen mehrere gute Freunde, trat zu ihnen und wünschte ihnen Glück. Sie dankten, schmunzelten und klapperten mit den Fingern in ihren Geldtaschen. Waller wollte wissen, was den Hebräern Gutes widerfahren, daß ich ihnen Glück gewünscht. Ich erzählte ihm, sie hätten gestern die lang ersehnte Erlaubniß zur Verheirathung ihrer Kinder bekommen. „Wie — fragte Heinrich — wollten sie denn in verbotenen Graden heirathen?“ Nein, erwiderte ich; aber hier darf kein Jude ohne Erlaubniß heirathen. — „Wird ihnen denn diese Erlaubniß zuweilen versagt?“ — Gesetz ist, daß allen Juden das Heirathen verboten; nur fünfzehn Paare jährlich werden ausgenommen. — „Aber das ist schändlich, das ist ja ein wahrer Bethlemitischer Kindermord!“ — Nicht doch! Freuen wir uns vielmehr, daß die Menschlichkeit so große

Fortschritte gemacht; selbst die Henkerkunst hat sich veredelt. Gibt es denn eine sanftere Art hinzurichten, als die Kinder vor ihrer Empfängniß zu tödten? Es sind noch keine viertausend Jahre, da hatte ein Aegyptischer Pharao auch den staatswirthschaftlichen Einfall, die Bevölkerung der Juden zu vermindern; doch das Christenthum hat sanftere Mittel, es verbietet den Juden das Heirathen. — „Das Christenthum? Seid Ihr Menschen, seid Ihr Christen?“ — Und wie! Und welche! Wir haben heiße Protestanten, die, weil sich unsere Bürger in Vauxhall belustigen, alle Stunden für diese Stadt das Schicksal von Sodom und Gemorha fürchten und welche die katholische Kirche mit der Babylonischen Hure vergleichen, weil sie verstattet, an Feiertagen Kirschen zu verkaufen. Auch sind fromme Katholiken unter uns, die sich für Heilige halten, weil sie sich von der Vernunft erlöst fühlen. — „Und das Recht, die Menschlichkeit?“ — Recht und Menschlichkeit, guter Waller, sind weltliche Dinge, von denen sich ächte Christen, die nach himmlischen Gütern streben, nicht zerstreuen lassen. — „Und die Juden, dulden sie diese Mißhandlung ohne Murren?“ — Ihre Metalliques und Bankaktien werfen ihnen fünf Procent ab, und die unverzinsliche Ehre ist ihnen ein Wisch. — „Wie der Herr, so der Diener — sagte Heinrich, ballte die

Faust und rief: o Gott, o Gott!“ — Ich kannte dieses bewaffnete Gebet. . . Wir hörten die Tischglocke läuten. Aleph, Beth, Lammet, Kuf und noch viele andere Juden, fanden sich mit im Schwane ein, sie kamen auch des Sauerkrauts wegen. Diese edlen Gäste lieben das Solperfleisch sehr; sie haben zu ihm einen rückwirkenden Appetit, sie verzehren das versäumte Schweinefleisch für ihre frommen Voreltern mit — ein schöner Zug kindlicher Liebe!

Ich freute mich sehr auf das Essen; das war ein langer Vormittag! Ich setzte mich bei Tische zwischen Waller und den Rechtsgelehrten, Beide mit Bedacht trennend. Herr von Lieberchen nämlich hatte außer der Jurisprudenz auch noch Kameralwissenschaften studirt und sich zum geschickten Polizei-Künstler ausgebildet. In weniger als einer Stunde hatte er von Wallers Lebensverhältnissen mehr erfahren, als ich in einem ganzen Jahre. Heinrich war offen wie das weite Meer, aber Herr von Lieberchen ließ sich nicht dadurch vom Ausforschen abhalten, denn er wußte recht gut, daß manchmal die Schlauheit ihre Schätze in unverschlossenen Schränken am sichersten zu verwahren glaubt. Er fragte und fragte mehr, als recht, und Heinrich antwortete und antwortete mehr, als klug war. Darum störte ich das Frag- und Antwortspiel. Uns gegenüber saß der

Legationsrath von Fistel, den ich sehr liebe, weil er mich einmal eine Wette gewinnen machte. Ich wettete nämlich mit einem Freunde, ich würde während der ganzen Eßstunde hundert verschiedene und bestimmte Fragen an den Legationsrath richten, und er würde mir Antwort geben, ohne ein einziges Mal ja oder nein zu sagen. Ich gewann die Wette. Der Legationsrath und Waller schienen sich zu kennen und grüßten sich freundlich; doch Heinrich grinste etwas dabei. „Der Teufel soll ihn holen" — murmelte er mir in's Ohr, und setzte dann nach und nach, vermischt mit mehreren Gläsern Wein, Folgendes hinzu: „Ich sollte ihm zwar gut sein, denn er ärgert mich gelinde und befördert meine Verdauung; aber drücke ich ihn auch an meinen Magen, so drücke ich ihn nimmer an mein Herz, wenn er auch aussieht, wie ein Mensch. Ist er denn einer? Ein gewöhnlicher Lakai trägt einen rothen oder gelben Kragen, steht hinter dem Stuhle seines Herrn, macht sich hinter seinem Rücken über ihn lustig, und hat seine eigenen Gedanken. Aber so ein diplomatischer Lakai! Alle seine Eingeweiden stecken in Livree, wie er selbst; sein Kopf und sein Herz bekommen Schnitt und Farbe von anderer Hand; was er denken, was er fühlen, was er reden, was er verschweigen soll, Alles ist ihm vorgeschrieben. Wenn er niesen will, muß er nach-

sehen in seiner Instruktion, was darüber bestimmt ist. Gestern fragte ich ihn, was der Kourier, den Rothschild von Paris bekommen, Neues mitgebracht? Die ganze Stadt sprach von dem Kourier. „So! ist ein Kourier angekommen?“ fragte der Legationsrath. Das war seine Antwort. Hätte ich ihn gefragt: wo waren Sie gestern bei dem schrecklichen Donnerwetter? — er hätte, statt zu antworten, gefragt: Wie, hat es gedonnert? Und sein Sprechen! Wie er es nur anfängt, die Consonanten so weich zu bekommen! Er spricht so leise, daß er zu jeder Zeit ableugnen kann, was er gesagt hat. Ce language desossé macht mir ganz übel; das fließt, wie Suppe, das Ohr hinab, und ohne zu hören, hat man gehört. Neulich entfuhr ihm das laute schöne Wort: Donnerwetter. Ich war erstaunt, erfreut und versöhnte mich mit ihm; aber es war nichts, als ein Gichtstich, der ihn außer Fassung brachte; den folgenden Tag kam er nicht zu Tische, und er mußte acht Tage das Bett hüten.“

„In welchen Diensten steht der Herr Legationsrath?“ fragte mich der Rechtsgelehrte. Dem letztern gegenüber liebte ich selbst zu diplomatisiren, und ich antwortete ihm: in Schen-Diensten — ich brachte nämlich nur die adjektive Schale aus dem Munde hervor, nachdem ich den Kern des Landes verschluckt

hatte. — „In welchen Dienſten.“ — In Schen=Dienſten, antwortete ich kaltblütig zum zweiten Male. Der Rechtsgelehrte wollte zum dritten Male fragen, als die Erſcheinung eines ungeheuern Rehbratens all=gemeines Erſtaunen erregte und am ganzen Tiſche alle Geſpräche in Stocken brachte. Während der Ferien=Minuten, da ich Nichts zu hören, Nichts zu ſprechen und Nichts zu eſſen hatte, fiel mir der fremde Narr von dieſem Morgen ein. Ich winkte den Kellner herbei und fragte ihn: wo denn der Narr wäre? Da ſitzt er ja, antwortete er mir leiſe. Ich ſah umher und gewahrte nur bekannte Geſichter. Aber wo denn? — Ei neben Ihnen! — Wie! rief ich erſtaunt, mich halb vom Stuhle erhebend, doch nicht Herr Waller? — Freilich Herr Waller iſt's. — Das iſt himmliſch! dachte ich bei mir, und ich jubelte über Wallers Jubel, wenn ich ihm ſeine Standeserhöhung mittheilen würde. Doch wollte ich ihn jetzt nicht ſtören, ich ſah ihn im Leſen der Poſtzeitung vertieft, ich wollte es ihm aufſparen bis zum Nachtiſche.

Der Kellner, der mir den Narrenbeſcheid gegeben, war gerade mit Abräumen beſchäftigt, als ich ihn hergerufen, und ſo geſchah es, daß er durch meine Fragen zerſtreut, eine der ſechs Schüſſeln, die er unerklärlicher Weiſe in einer Hand getragen, vorwärts neigte und ihren Inhalt, den Reſt einer köſtlichen

Puddings-Sauce von Arrak, über Wallers Kopf ausgoß; sie strömte auf die Postzeitung herab und würzte diese ungewöhnlich. Heinrich erhob ein lautes Lachen, ein Jauchzen war es zu nennen, und rief: Der Popo, der Popo ist naß, der ganze Popo ist naß! Wir alle verwundert fragten: Welcher Popo, wie, wie so? Selbst der Legationsrath lachte und fragte. Wie, Herr Legationsrath? — fragte Waller mit der ernsthaftesten Miene von der Welt — und das wissen Sie nicht? Sie wissen nicht, daß der russische Kaufmann Popo Commerzienrath geworden. Da lesen Sie. — v. Fistel, nachdem er gelesen, legte sein Gesicht in ehrerbietige Falten und sagte: freilich, das ist wichtig, das ist sehr löblich; zur Ermunterung des Handelsstandes ist der Kaufmann Popow — so heißt er, nicht Popo, — zum Commerzienrath ernannt worden. — Nun, Popow oder Popo, erwiederte Waller, die Gläser vollschenkend, er soll leben! Der Semipalatinskische Stephan Popow soll leben! Und der Schewskische Jakob Filatow, der auch Commerzienrath geworden, soll auch leben! Jetzt noch eine Gesundheit, meine Herren! Der Gerbergesell aus Cassel soll leben, der die Frau von Mutzig aus dem Wasser gezogen. Heil ihm! — Frau von Mutzig, von Mutzig? — sagte der Legationsrath, sich die Stirne reibend — die Familie sollte mir be-

kannt sein. — Bemühen Sie sich nicht — bemerkte Waller — es ist keine Frau von, sondern eine aus Mutzig, nur eine Wäscherin. Da lesen Sie. — „Eine Wäscherin zu Mutzig ist in die Brausch gefallen und wäre unfehlbar ertrunken, wenn sie nicht ein Gerbergeselle aus Hessen-Cassel aus dem Wasser gezogen.“ . . Und was sagen Sie dazu, daß der Garten-Inspektor in . . wo steht es doch? . . nein es stand gestern darin. . . Nun gleichviel; ein Garten-Inspektor ist Hofrath geworden. Er soll leben, meine Herren! Aber welche schöne Neuigkeiten liest man alle Tage in Eurer Postzeitung, wie belehrend ist sie! — Ja wohl — sagte der Legationsrath — sie ist mit großer Umsicht geschrieben. — Mit Umsicht und Einsicht, und Nachsicht und Vorsicht und Rücksicht, bemerkte Waller. Gestern stand darin .... Warten Sie einen Augenblick, meine Herren, ich bin gleich wieder da.

Heinrich ging hinaus, und kam bald darauf mit einer blechernen Schachtel zurück, vor der ein kleines Schlößchen von Messing hing. Mehrere noch dagebliebene Gäste (die Tafel war aufgehoben) stellten sich um ihn her, neugierig auf den Inhalt der Schachtel gemacht. Auch einige der jüdischen Gäste waren gespannt. — „Meine Herren, fragte Waller, kann mir keiner von Ihnen sagen, wie hoch die Darm-

städter Looſe ſtehen?“ — Fünf und dreißig, antworteten ſieben Juden zugleich, mit ſeltener Uebereinſtimmung der Zahlen und der Deklamation. Darauf öffnete Heinrich die Schachtel und zog heraus — Zeitungen, nichts als Zeitungen. Die Juden zuckten ſpöttiſch die Achſeln und gingen fort. Waller ſetzte ſich nieder, breitete die Zeitungen vor ſich aus und ſprach, darin blätternd, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Viertes Kapitel.

Meine Herren, ich bin gewohnt, allein zu reden, und ich dulde keinen Widerſpruch, denn ich habe immer Recht! Wer mich unterbricht, den erkläre ich für einen Ruheſtörer und, nach Umſtänden, für einen gemeinen Volksaufwiegler. Ich ſehe, Sie ſind verwundert, Herr Legationsrath, aber das wundert mich gar nicht; denn mich ſelbſt wundert, daß ich noch nicht Miniſter geworden bin. Sie ſind auch ein Mann von Verdienſt, Herr Legationsrath, und Sie werden es weit bringen. Doch wenn Sie auch die höchſte Stufe der Ehre noch nicht erreicht, ſo weiß ich doch, daß Sie die öffentliche Meinung jetzt ſchon verachten und meiner beſonderen Meinung ſind, daß am Tacitus nicht viel iſt, ob ihn zwar alle Welt lobt. Sie kennen ſeine Germania — wie

wird sie gepriesen! Nun was ist's? Hier, meine Herren, hier die Postzeitung, das ist die wahre Germania. Besser und schöner als Tacitus unterrichtet sie uns von der Deutschen Sitten, Gebräuchen, Religion, Staatsverfassungen und Regierungen. Man lobt des Tacitus Kürze, aber hier die Postzeitung hat die wahre kurze Kürze. Jener brauchte viele Kapitel, sein Deutschland zu beschreiben, diese braucht oft nur ein Wort dazu. Gestern erzählte sie uns, ein Fräulein in Wien habe von einem verstorbenen Dichter ein Legat bekommen. Nicht, daß das arme Mädchen vater- und mutterlos gewesen, nicht, daß ein edler Mann ihr sein Vermögen hinterlassen, bewegte die Postzeitung; nein, daß das Fräulein eine Geheimrathswaise ist, entlockte ihr Thränen. Geheimrathswaise! Liegt nicht Deutschland, wie es war und ist, in diesem einzigen Worte? Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, meine Herren, daß ich die Deutschen in zwei Klassen theile: in Hofräthe und in Solche, die es sein möchten. Aber es ist betrübt; wie Wenige sind Hofräthe und wie Viele möchten es sein! Ach, wenn ich ein deutscher Fürst wäre, es sollte anders werden. Ich wollte alle meine Unterthanen glücklich machen, ich wollte sie alle zu Hofräthen ernennen; wenigstens zu Höfräthen. Und ohne Unterschied des Standes, der

Geburt, des Reichthums, des Geschlechts, der Bildung und des Alters; sie müßten alle Hofräthe sein. Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen Einer stirbt, — und es geschieht oft, daß Einer nur darin stirbt, wie er nur darin gelebt — und der Verewigte war Doktor und hatte sonst noch einen und den andern Titel: so vergißt das Wochenblättchen nie, diese Titel alle herzunennen, und man hat kein Beispiel seit Karls des Großen Zeiten, daß je einer vergessen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Mensch überhaupt, und ein Zeitungsschreiber insbesondere, für ein sündliches, gebrechliches und vergeßliches Wesen ist, und setzt darum in seinen Todtenlisten den Titeln der Verstorbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kommt viel dabei heraus? Wie viele Menschen haben Titel? In Deutschland höchstens der zehnte Mensch. Wenn ich aber Fürst wäre, dann sollte es anders werden, dann müßte es eine Lust sein, in Deutschland zu leben und zu sterben. Dann würde man im Wochenblättchen lesen: „Am 13. dieses starb S. T. Herr Hofrath Schinderhannes nach kurzen Leiden am Hängen im 36. Jahre seines thä-

tigen Lebens.“ Wie würde dieses zur Vaterlands=liebe anfeuern! Welches andere Volk verdiente mehr, als das deutsche, daß man ihm wohlthue nach seinen Wünschen? Zeigt seine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorsames Volk ist, das mehr als Reichthum und Schönheit, und Tugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und der Natur be=kommen, diejenigen schätzt, die es seinen Regierungen verdankt? Und nicht bloß in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigsten Volke herab ist die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von Jung=Stilling gehört — er war ein Schwärmer — doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, so wird Ihnen doch sicher bekannt sein, daß er Hofrath gewesen. Dieser Schwärmer und Hofrath Jung=Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode seiner Gattin Prorektor der Univer=sität Marburg. Da besuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruhestätte seiner geliebten Selma zeigen. Er führte sie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Todtengräber auf den Grabeshügel der längst Verstorbenen und sagte feierlich: „Hier ruht die selige Frau Hofräthin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung.“ Einen so

schönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Gesinnung — sucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde! Ich reiste mit der Post durch Leipzig, und während man die Pferde wechselte, vermißte ich meine Nachtmütze. Ich brauchte eine andere und erkundigte mich bei einem Dienstmädchen nach einem Laden. Diese führte mich in's Passagierzimmer und sagte einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging: Frau Oberpost-Koffer-Trägerin, der Herr da wollen eine Nachtmütze. Ich brauche nur eine, antwortete ich. Bald darauf kam ich in eine Residenz, wo ich mehrere Tage verweilte. Bei einem Kaufmanne zu Tische gebeten, stellte ich mich etwas zu frühe ein und beschäftigte mich unterdessen, die Namen der Gäste zu lesen, die, auf Karten geschrieben, auf den Tellern lagen. Wir saßen, wie folgt, von meiner Rechten anfangend und zu meiner Linken endigend: Ich, Frau Ober-Criminalräthin, Herr Finanzrath, Frau Oberzahlmeisterin, Herr Hoftheater-Intendant, Frau Hofagentin, Herr Oberzahlmeister, Frau Geheime-Legationsräthin, Herr Obertribunal-Rath, Frau Geheimeräthin, der Wirth, Frau Stempeldirectorin, Herr Ober-Criminalrath, Frau Finanzräthin, Herr Obersteuereinnehmer, Frau Hoftheater-Intendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalräthin, Herr Stadt-Director, Frau Staats-

räthin, Herr Geheimer Legationsrath, Frau Stadt=directorin, Herr Geheimerath, Frau Polizei=Gerichts=Assessorin, Herr Stempeldirector, die Wirthin, Herr Staatsrath, Frau Salinen=Inspectorin, Herr Salinen=Inspector, Frau Obersteuereinnehmerin. Die Polizei=gerichtsassessorin war Wittwe; ich aber saß himm=lisch zwischen zwei schönen Frauen. Die Frau Ober=criminalräthin war das sanfteste, lieblichste Geschöpf von der Welt, und die Frau Obersteuereinnehmerin war sehr einnehmend; ich verliebte mich in beide. Den Wirth und die Wirthin, so liebe gute Leute, konnte ich kaum ohne Thränen ansehen, sie waren die einzigen ohne Titel; doch tröstete ich mich damit, daß sie geborne Franzosen waren und ihr Unglück weniger fühlen mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum gibt — doch als Christ, Herr Legationsrath, glaube ich an übernatürliche Kräfte — so gibt es nach der deutschen Naturkunde keinen titellosen Raum. Die feine, unsichtbare, ätherische Titulatur=Substanz durchdringt alle geschaffene Wesen, sie belebend, antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Theile unseres Seins, Geist und Herz, Denken und Empfinden, Wünsche und Hoffnungen, Befürchtungen, Erinne=rungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unserer Sprache, man findet sie in Hauptwörtern

und Hülfswörtern und Zeitwörtern, in Adjectiven und Adverbien und Präpositionen, in Deklinationen und Conjugationen. Man nennt das deutsche Volk breit, man sollte es ein hohes nennen, es erhöht Alles. Es dehnt sich zwar auch in die Breite aus und sagt: allverehrt, allgeliebt, doch nur erst, wenn es bis in den höchsten Himmel hinaufgebaut und nicht weiter kann. Aber so lange als möglich erhöht es das Wirthschaftsgebäude seiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborne und hochwohlgeborne und hochgeborne Menschen, hohe, höchste und allerhöchste Personen ... Es hat hochpreißliche Gerichte und ein hohes Ministerium; es hat eine hochlöbliche Theater-Intendanz und es spricht von hochderselben. Es hat hohe Leichen und eine Prinzessin nimmt den Eisenhammer in hohen Augenschein. Bei Hofe geschehen hochwichtige Ereignisse und werden hochfestliche Tage gefeiert; fürstliche Personen sind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Göthe's Jubeltag geschlagen, wurde eine hochvollendete genannt. Wissen Sie warum, meine Herren? Weil Göthe eine hohe Person ist. Wissen Sie aber, warum Göthe eine hohe Person genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, sondern weil er Minister ist. Die Oberpost-Amts-Zeitung — sagen Sie nicht, meine Herren, daß ich

spät zu ihr zurückkehre, denn ich habe sie keinen Augenblick verlassen; konnte ich sie schöner loben, als indem ich Deutschland lobte? — die Oberpost-Amts-Zeitung nennt sich nur so aus Bescheidenheit, sie ist aber eigentlich eine Ober-Amts-Zeitung überhaupt. Alle Flüßchen und Bäche, die aus amtlichen Quellen fließen, vereinigt sie in einem schönen breiten Strom, der den Deutschen heilig ist und den sie anbeten, wie die Indier den Ganges. Eine Liste von Standeserhöhungen ist ihr eine Genesis, das erste Buch Mosis; ein Steckbrief ist ihr eine canonische Schrift und sie nimmt ihn oft, unaufgefordert und ohne Inseratgebühren in ihren Text auf. Was aber sonst gelegentlich gethan wird, von Gott, der Natur und der Menschheit, das erzählt sie, wenn sie Lust und Laune hat, in wenigen apokryphischen Zeilen. Wird die Oberpost-Amts-Zeitung versäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensvertheilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titulaturbewegungen der Menschheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, sie kennt zu gut ihre hohe und schöne Bestimmung. Hier, meine Herren, lesen Sie ein Verzeichniß von zwei und vierzig Frauen, mit ihren Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuz-Ordens-Damen geworden; hier eine Liste von sieben und achtzig

Russen, welche in der Armee befördert worden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liste von sieben und sechszig Namen. Wie schade, daß alle diese Namen so unaussprechlich sind und dem Gedächtnisse zarter deutscher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger liest: Der Fähnrich Tschawtschawadsew, der an der persischen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen; wenn der Bauer im Schwarzwalde liest, der Podolier Prscherakowfskji habe „für seine ausgezeichnete Thätigkeit bei Ausrottung der Heuschrecken“ den St. Annen-Orden dritter Klasse erhalten, so freut sie das gewiß, es entzückt sie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen thun, daß sie nicht wissen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuschrecken heißt, und daß es ihnen der Schulmeister auch nicht sagen kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Director der Stadtschule zu Linz zum Director des Gymnasii in Dören ernannt worden; hier, daß ein Parmesanischer Baron den Leopolds-Orden, und hier, daß der Oberstkammer-junker eines kleinen deutschen Staates das Prädikat „Excellenz“ bekommen. Die Oberpost-Amts-Zeitung erspart den Leuten von Stande das Porto, und sie brauchen sich ihre Familienereignisse nicht brieflich

mitzutheilen, wie wir. Ach! ich wollte ich wäre ein Kourier, dann würden meine Freunde aus der Post-zeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereist und sie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberpost-Amts-Zeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, so umgibt sie ihn mit einem so großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie sie geheißen, als sie noch lebte. Wir lesen: „Heute Morgens um 6 Uhr starb dahier der Königl. Kämmerer, Ritter des Civilverdienstordens, Präsident des Appellationsgerichts im Regenkreise, Abgeordneter zur Ständeversammlung des König-reichs, ordentliches Mitglied der philologisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften 2c. 2c., Frei-herr von“ ... jetzt halten wir am Namen, wir sind gespannt; aber ehe wir zu ihm gelangen, wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Besuch in's Zimmer treten und uns stören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich gestorben. Das mildert freilich die Trauer. Es gibt gemüthliche Familien von Stande, die ihre An-gehörigen ohne Titelbegleitung bürgerlich-romantisch begraben lassen; aber die beleidigte Natur rächt sich immer, man soll nie gegen seinen Genius, gegen die Stimme des Gewissens handeln. In solchen

Fällen bekommen wir zu lesen: „Den 6. November nahm uns Gott in Ratzeburg, während einer Besuchsreise zu seinen Geschwistern, den treuen liebevollen Vater“ — so schnell geht Verachtung der Titel in Gotteslästerung über! Die Oberpost-Amts-Zeitung berichtet uns treu, ein neugeborner Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangelist, Franz, Ignaz bekommen, und eine neugeborne Prinzessin den Namen Maria, Auguste, Friederika, Carolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziska, Nepomucene, Xaveria, und Sie freuen sich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Setzerlehrlinge, die ihnen in solchen häufigen Fällen wird, wo sie viele Zeilen sparen können, und kürzere Zeit eingesperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpost-Amts-Zeitung mit Unrecht vor, sie verbreite manchmal sogenannte liberale, nämlich revolutionäre Nachrichten und Grundsätze; doch wenn es auch wahr wäre, an wem läge die Schuld! Wie leicht ließe sich das verhüten! Wäre ich ein Fürst, so ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzessinen das ganze Land Gevatter stehen, so daß der neue Prinz und die Prinzessin, je nach der Zahl meiner Unterthanen, sechs Millionen, zwölf, zwanzig,

dreißig, fünfzig, ja wenn ich Kaiser von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die andern Fürsten würden meinem Beispiele folgen, und dann wollte ich doch sehen, wo die Postzeitung Raum fände, revolutionäre Grundsätze zu verbreiten. Auf diese Art könnte eine weise Staatsverfassung die Presse lenken, ohne zur verhaßten Zensur ihre Zuflucht zu nehmen. Doch was halten Sie davon, meine Herren, scheint Ihnen nicht auch, daß hier unser Postgaul vorwärts möchte, der Postillon aber immer zurückhält, sieht und bläst? So ist es ganz unverkennbar. Doch wenn Sie daraus schließen wollten, das Pferd habe mehr Verstand als sein Reiter, so würden sie beiden Unrecht thun. Ein gutes treues Pferd will nie mehr Verstand haben als sein Reiter, und ein geschickter tüchtiger Reiter will seinem Pferde nicht allen Verstand rauben, sondern nur den größten Theil davon. Ist es nun auch ganz offenbar, daß unser Gaul in die Zukunft galopiren, unser Postillon aber sich in die Vergangenheit retiriren möchte, so ist dieses doch kein Divergiren der Meinungen zu nennen, sondern — von Seiten des Pferdes ein Phantasiren, und von Seiten des Reiters ein Moderiren, Retardiren, Genieren, Antistimuliren, Chicaniren, mit einem Worte: ein Regieren. Doch lassen wir uns zu

keinen Ausschweifungen verleiten. Ueber die großen Angelegenheiten der Menschheit vergißt die Oberpost-Amts-Zeitung die kleinen der Menschen nie; denn sie schreibt nicht blos für Thron und Altar, sondern auch für die Küche. Nachdem sie uns mit den Namen aller neugeborenen Prinzen und Prinzessinnen, nachdem sie uns mit allen neu geschaffenen Ordensrittern, mit allen frischgeprägten Hofräthen, geheimen Hofräthen, Finanzräthen und Justizräthen, nachdem sie uns mit den Reisen aller Kouriere und mit der Zahl der Postpferde aller hohen Reisenden und ihres hohen Gefolges bekannt gemacht; nachdem sie alle Reviien aller stehenden Heere, Compagnie nach Compagnie, vor unsern Augen vorübergeführt; nachdem sie alle Hof-Feierlichkeiten erzählt und zwar zu besserm Verständniß zweimal, einmal vor der Feierlichkeit durch Mittheilung des Programms, wie die Feierlichkeit angeordnet, und dann nach der Feierlichkeit durch genaue Beschreibung, wie die Feierlichkeit gehalten worden, so Hoffnung und Genuß, Möglichkeit mit Wirklichkeit, Erwartung mit Erinnerung vergleichend — nachdem sie dieses Alles gethan, erzählt sie auch die mikrokosmischen Ereignisse der kleinen Bürgerwelt. Sie erzählt uns, daß in dem Küchengarten eines Schlesischen Barons ein Kürbis wachse, der 3 Ellen 5 Zoll im Umfange mißt und $78^1/_2$

Pfund wiegt; daß ein Kaufmann im Sächsischen, weil seine Henne auf die Gasse gelaufen, 21 Groschen 8 Pfennige Strafe zahlen mußte, und daß unter der Ringelhard'schen Truppe in Cöln die Desertion überhand nehme, der Tenorist Ulrich, die solideste Stütze der Oper, sich entfernt habe, und selbst die liebliche Mamsell Peche, was fast unglaublich scheine, ihr untreu geworden sei. Aber am liebsten und wärmsten verweilt die Postzeitung bei Jubelfesten. Wenn ein Ehepaar seine goldene Hochzeit feiert, wenn ein Canzelist, nachdem er fünfzig Jahre abgeschrieben, seinen Dienstjubeltag feiert und ein Belobungsschreiben erhält, erzählt uns dieses die Postzeitung in Thränen, und sie kann vor Rührung kaum die Feder halten. Sie pflegt eine solche Feierlichkeit „gewiß eine seltene" zu nennen; aber sie spricht nur so aus Bescheidenheit, ihr eigenes Verdienst zu schmälern; denn es gehen keine vier Wochen vorüber, daß sie uns nicht eine solche seltene Feierlichkeit erzählte. Was nun die sogenannten Original-Artikel und Privat-Correspondenzen betrifft, mit welchen sich andere Blätter eitel schmücken, so hat die Oberpost-Amts-Zeitung sich von solchen Schwächen immer frei zu erhalten gewußt. Sie ist vorsichtig, sie nimmt nur bewährte Nachrichten auf und sie weiß recht gut, daß eine Nachricht nur dann als bewährt zu halten,

wenn sie mehrere Zeitungen als wahr erklärt haben. Doch gibt es allerdings Fälle, wo die Postzeitung schaffend hervortritt und alle europäischen Zeitungen, bei welchen sie das ganze Jahr zu Gaste geht, selbst bewirthet. Dann ist ihr Gastgebot reich und prächtig, und sie zeigt, was sie könnte, wenn sie wollte. Solcher wichtigen Fälle sind vier an der Zahl. Sie ereignen sich, erstens: wenn die Geburten, Vermählungen und Todesfälle fürstlicher Personen dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt officiell mitgetheilt werden. Zweitens: wenn die englischen und französischen Posten in Frankfurt ausgeblieben, diese Nachricht theilt die Postzeitung zuerst mit. Den dritten Fall bilden die Auszüge aus dem Spectateur Oriental, welche die Postzeitung, als erste Besitzerin, mit dem Stempel Frankfurt bezeichnet. Die Tage, an welchen sie erscheinen, sind wahre Feiertage für den Zensor, denn er braucht sie gar nicht zu lesen, da er recht gut weiß, daß nie darüber Klagen entstehen werden, daß er nichts darin gestrichen. Als die vierte Originalität ist die Nachricht von den Sonnenflecken zu betrachten, die in Frankfurt beobachtet werden. Die höchst originellen Berichte von den Fässern, die auf dem gefrornen Main gebaut worden, werden hier nicht mitgerechnet, denn da ein solcher Frostjubel sich in jedem Jahr-

hunderte nur einmal begibt, so verdienen diese Säkularfässer, ob es zwar Jubelfässer sind, keine Berücksichtigung. Die leichten Franzosen verflüchtigen Alles, und machen Alles beweglich; wir standhafte und vollwichtige Deutsche aber verdichten Alles und machen Alles nagelfest. Die Franzosen können auf Pfänder borgen, sie haben Mobiliar-Vermögen; wir Deutsche aber können hypothekarische Schulden machen, wir haben Grundbesitz. Doch baares Geld ist leider selten bei uns. Unsere Wechsel à dato hundert und fünfzig Jahre sind die besten Effecten von der Welt; unsere Wechsel à dato drei Monate aber sind wahre Columbier. Ich merke, meine Herren, daß ich sehr ausschweife und mich verirrt habe und es thut mir leid, daß ich Ihnen so streng untersagt, mich zurecht zu weisen. Aber Ordnung muß sein. Den Franzosen ist ein Buch fast nur ein Ereigniß, eine politische Schrift ist ihnen eine politische That; den Deutschen ist jedes Ereigniß ein Buch, und eine politische Handlung eine politische Abhandlung. Die Schrift des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten war eine französische Schlacht; die Ermordung Kotzebues durch Sand eine deutsche Rezension mit Blut geschrieben. In diesem schönen vaterländischen Geiste denkt, fühlt und handelt — nämlich schreibt — die Oberpost-Amts-Zeitung. Eine geschehene Geschichte

ist ihr nur eine Theaterprobe, aber eine erzählte Geschichte ist ihr die eigentliche Aufführung des Stückes. Sie theilt darum die Zeit nicht in Jahrhunderte, Jahrtausende, alte, mittlere und neue Zeit; sie theilt die Geschichte nicht in Epochen, Völkergeschichte, Staatengeschichte, Kriegesgeschichte, Kirchengeschichte, Handelsgeschichte; sie theilt die Wissenschaft nicht in Mathematik, Politik, Aesthetik, Theologie, Philosophie; sie theilt die Erde nicht in Länder, Völker, Staaten, Berge, Flüsse, Meere — sondern sie theilt Welt, Zeit, Geschichte, Wissenschaft und die ganze Erde in Zeitungen ein. Ob etwas geschehen, wann, wie und wo es geschehen, und ob es wirklich geschehen oder nur erzählt worden — daran liegt ihr nicht; es liegt ihr nur daran, wie der Ort heißt, wo die Zeitung erscheint, in welcher der Bericht des Geschehenen steht. Sie haben Mittag etwas viel getrunken, meine Herren, und ich vermuthe, daß Sie nicht sehr bei Verstande sind, und diese Theorie der Postzeitung gar nicht fassen mögen. Ich will darum Ihrer Fassungsschwäche mit einigen Beispielen zu Hülfe kommen. Wenn die Allgemeine Zeitung eine amerikanische Geschichte aus dem vorigen Jahrhunderte erzählt, so schreibt die Postzeitung: Augsburg, den 12. März 1827, und unter dieser Rubrik berichtet sie eine alte Begebenheit aus

Nordamerika. Sie schreibt: Aus Thüringen: Herr von Gruithuisen in München habe berechnet, daß der Mond in 30,000 Jahren auf die Erde fallen werde; und aus Franken: Mamsell Sontag habe in Berlin ein Conzert gegeben, und Madame Vespermann sei in München gestorben. Warum schreibt sie aus Thüringen, aus Franken? Weil die eine Nachricht aus der Dorfzeitung genommen, die in Thüringen erscheint, die andere aus der Würzburger Zeitung. Hier, meine Herren, lesen Sie die Trauerode auf den Herzog von York, der in London gestorben, unter Aachen; hier unter Berlin, 9. November den preußischen Zollvertrag mit Lippe, und Sentenzen über Liebe und Frauen. Was haben die Frauen mit dem Zollwesen, was die Liebe mit dem 9. November Gemeinschaftliches? Sie verbindet der vaterländische Geist, der die Postzeitung beseelt und den sie Allem einhaucht, was sie berührt. Hier finden Sie unter Darmstadt eine Verordnung, daß alle Lumpen aus Althessen in Neuhessen gebracht werden dürfen, aber nicht umgekehrt, in Verbindung gesetzt mit der Nachricht, daß eine Frau in Aachen, die sich durch warmes Wasser von der Gicht heilen wollte, an dem Versuch gestorben sei. Hier lesen Sie: Berlin — „der bisherige Oberlehrer am Gymnasio zu Wetzlar

ist zum Direktor dieser Anstalt ernannt worden," und gleich darunter: „In dem bei Voigt in Ilmenau erschienenen: Geheimniß sich beim schönen Geschlecht beliebt zu machen, seine Gunst und den Sieg über dasselbe zu erlangen, wird als das vorzüglichste Mittel ein aufwärtsstrebender Leibesschnitt empfohlen." Hier können Sie lesen: Augsburg, den 16. August. „Ein russischer Kourier, der in Bukarest angekommen, hat ausgesagt: Ibrahim Pascha sei gefangen" . . . „Der Einsiedler gibt es wohl mehr, als man glaubt." Hier München: Die Kammer der Reichsräthe hat den Gesetzentwurf über das Gewerbswesen verworfen. Dann folgt: ein humoristischer Aufsatz über die physiologische Bedeutung der Füße. Hier Cöln: Die alten Landesscheidemünzen von Cöln, Trier und Aachen sollen aus dem Cours gesetzt werden. Folgen: Aphorismen aus der Zeitschrift Merkur, die in Dresden erscheint. Hier: Bonn . . . Was wird uns die Postzeitung aus Bonn berichten? Wird sie von der Universität sprechen? Vom botanischen Garten? Von der neuen Anatomie? Von Arndt? Nein, von solchen Dingen berichtet sie nichts. Sie schreibt: „Bonn, vom 20. März. Der witzige Verfasser der Stapelia mixta hält dem Tanze folgende Lobrede" . . . Und nun wird in zwei langen Colonnen, nämlich in zwei

Spalten der Zeitung, getanzt. Indem die Postzeitung, meine Herren, auf diese Weise ein schönes Band um Alles schlingt, um Gott, Natur, Geschichte, Menschheit, Staat, Wissenschaft, Kunst, Ernst und Scherz; indem sie Alles in Einem sieht, Eines in Allem, und Alles auf Eines bezieht, nämlich auf Zeitungen — gewinnt sie jenes gottselige Leben, welches Thomas a Kempis so schön in den Worten schildert: Cui omnia unum sunt, et omnia in uno ridet, et omnia ad unum trahit, potest stabilis corde esse et pacisciis in Deo permanere; welchen Satz, Herr Geheimer Legationsrath, Sie in Flassau's Geschichte der französischen Diplomatie umständlich erläutert finden. So, meine Herren, ist die Oberpost-Amts-Zeitung! Soll man sie nicht lieben? Soll man die Stadt nicht lieben, in der sie geschrieben wird? Soll man das Land nicht lieben, in welchem diese Stadt liegt? Soll man das Volk nicht lieben, das in diesem Lande wohnt? Habe ich Recht, Herr Legationsrath? Herr Doktor, habe ich Recht? Habe ich Recht, Karl?" ... Nach diesen Worten ergriff Waller die Hand des Oberkellners — es war eine Menschenhand, er sah nicht, wem sie gehörte, er hielt sie für die meinige — und sprach mit leiser flehender Stimme: „O Karl, gib mir eine Geliebte, gib mir einen Gott, gib mir

ein Vaterland. Ich fordere ja so wenig; gib mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!“ . . . Dann warf er sich auf einen Stuhl, verhüllte sich das Gesicht und weinte heftig. Alle Anwesenden sahen mit Verwunderung und Mitleid auf ihn, und Einer und der Andere sagte: es ist doch Schade . . . Armer Heinrich! Ach armer Heinrich!

Fünftes Kapitel.

Unter den nachzechenden Gästen, die Heinrichs wunderliche Reden angehört, war auch ein stattlicher alter Mann, der sich uns schon bei Tische bemerklich gemacht hatte. Er aß und sprach wenig, und trank und lächelte viel. Schneeweißes Haar bedeckte seinen blühenden Kopf und man hätte nicht zu unterscheiden gewußt, ob er früh gealtert, oder ob er die frische Jugendkraft sich lange bewahrt, wenn nicht jene behagliche Ruhe, die man im Leben nur nach langen und schweren Arbeiten gewinnt, und das Maaß und die Ordnung in allen seinen Bewegungen ihn als einen Mann bezeichnet hätten, der in höhern Jahren stand. Der Rechtbewaffnete, sonst unbekümmerte Waller hatte seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und seinen Beifall zu verdienen gesucht; denn so unbedacht er auch sprach, so besonnen sprach er doch zugleich, und wenn er auch seine wilde Phantasie nicht einzu-

halten vermochte, so wußte er sie doch recht gut zu lenken, und er bemerkte Alles, was sich rechts und links auf seinem Wege zeigte. Aber der Alte prüfte und ließ sich nicht prüfen. Doch einmal geschah es, daß er Heinrich fragte, wie viel Uhr es sei, und als dieser geantwortet, er trage nie eine Uhr, erwiederte der Alte: das merke ich. Er verließ vor uns den Saal und strich beim Weggehen mit der Hand über Heinrichs Blechkasten. Ich eilte, ihn wegzuführen, um ihn dem Spotte der Anwesenden und seinen eigenen Träumereien zu entziehen. Ich schlug ihm einen Spaziergang vor. Er nahm den Blechkasten unter den Arm, ihn auf sein Zimmer zu tragen, und als ich ihn bat, ihn durch den Kellner hinauftragen zu lassen und sich die Treppen zu ersparen, fragte er bitter: soll ich unser theures Vaterland einem Lohndiener anvertrauen? — Geschähe dieses denn das erstemal? erwiederte ich; so ließ er sich lenken und wir gingen fort. Wir erreichten bald eines jener lachenden Thore, die früher wie finstere Wärter unsere schöne Stadt hüteten, jetzt wie freundliche Wirthe an deren Eingang stehen. Wir traten in den unvergleichlichen Garten, der wie ein Blumengeflechte die Stadt umwindet. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Blumen dufteten süß und mit ihren Blättern buhlte die schmeichlerische Luft. Nur

daß der unerträgliche Staub, den die vorüberfahrenden Wagen aufregten, unsere Freude störte. In Paris — bemerkte Heinrich — auf den Boulevards, wo mehr Kutschen fahren, als hier Fußgänger sind, wird man vom Staube nie belästigt, denn von Morgen bis Abend wird der Weg mit Wasser begossen. Hier aber, wie überall in Deutschland, wendet die Polizei ihre Aufmerksamkeit mehr auf Personen, als auf Sachen. Wie werden die Handwerksgesellen, die Dienstboten, die Schriftsteller, die Reisenden beaufsichtigt und gequält; aber der Staub braucht keinen Paß und er kann hingehen, wo er will. Ich bemerkte, das käme daher, weil er im Gefolge der Reichen und Großen erscheint. Jetzt fühlte sich Heinrich auf die Schulter geklopft; er sah zurück, es war der freundliche Alte. Junges Blut, sprach er, Ihr thut wohl, Euch abzukühlen! — Junges Blut! erwiederte Heinrich lächelnd, ich bin viel über dreißig Jahre alt. — Wenn auch, bemerkte der Alte, nur das Blut macht alt und jung, denn nur in ihm ist das Leben. — Der freundliche Mann schloß sich uns an, faßte bald den Zügel der Unterhaltung und lenkte sie, wohin er wollte. Eine Nachtigall im nahen Gebüsche sang ihr schönes Lied. Wir blieben stehen und horchten freudig. Heinrich erinnerte mich an jenen Sommerabend in Montmorency, wo wir auch,

wie jetzt, dem Gesange einer Nachtigall gelauscht, und wie die vielen Tausende Franzosen — es war ein Sonntag — die aus Paris und vom Lande zum Kirchweihfeste gekommen, Männer und Frauen und Kinder, und Mädchen und Jünglinge, und Städter und Landleute, und verliebte Paare genug, und alle so von Herzen fröhlich — wie aber alle jene Tausende unbekümmert vor dem grünen Häuschen der süßlockenden Schönen vorüberzogen, und wir zwei Deutsche allein ihren süßen Tönen horchten, und wie viele uns Unbewegliche ansahen, und wie sie neugierig waren, was uns so fest gezaubert! — Das wundert mich gar nicht, bemerkte unser Begleiter, die Nachtigall singt dem Deutschen am schönsten, sie singt deutsch, sie ist ein deutscher Vogel. Heinrich bemerkte: sie ist ein Zugvogel und sie kommt aus Asien. — Das hat sie mit jeder Freude gemein, erwiederte der Alte, und aus Asien kommen die Deutschen auch. — Heinrich sagte: doch haben wir aus dem Morgenlande nichts mitgebracht als die Kastenliebe und die Lehre von der Seelenwanderung. — Die Seelenwanderung! rief ich zweifelnd aus. — Ja, sprach Heinrich mit Lachen, wir glauben, daß die Seele eines Hofraths, wenn dieser fromm gestorben, in den Körper eines geheimen Hofraths übergehe, wenn er aber in Sünden dahin geschieden, in die thierische Hülle eines Bürgers

ohne Titel. — Der Alte sagte mit Lächeln: ich bin auch ein Hofrath: doch, lieber Freund, ich wünschte sehr, daß Sie meinen Rath mehr achteten, als meinen Hofrath; Sie sind zum rechten Ziele, aber auf falschem Wege. Doch — es scheint mir, daß Sie dieses Land der Hofräthe, und diese Stadt, worin die hochedle Postzeitung erscheint, nicht gar zu sehr hassen; ich sehe Sie ja schon lange hier in Frankfurt. — Nicht doch! erwiederte Heinrich. Ich wohne in Paris und reise nur jährlich auf wenige Monate nach Deutschland; ich gebrauche es als ein Schlammbad, um meine Nerven zu stärken. — Daran thun Sie sehr wohl, Herr Waller, Sie haben es nöthig, bemerkte der Alte trocken, indem er sich auf eine Bank niederließ. Heinrich erröthete, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand zu seinen Füßen. Der beißende Rauch der Unterhaltung hatte sich bald verzogen und nur ihre Wärme blieb zurück. Der Alte nahm das Wort wieder auf und sprach: Ich bin ein Deutscher und bin stolz darauf, es zu sein; doch immer erröthe ich dessen, wenn ich höre, daß Deutsche selbst ihr Vaterland verachten, mit frevelhaftem Spotte das Band zerreißen, das Natur und Geschichte so ernst und heilig knüpften, und, um die schnöde Freiheit des Gedankens zu gewinnen, durch das süße Gefängniß brechen, in das uns die Liebe

einschloß, um uns wohlzuthun. Nein, kein gutgearteter Sohn wird seinen Vater schelten: und kann er ihn nicht lieben, so wird er ihn doch achten; und kann er ihn nicht achten, so wird er ihn doch ehren und wird Jeden streng zurückweisen, der herbeikommt und ihn zu beleidigen wagt. — Heinrich stellte sich mit verschränkten Armen vor den alten Prediger und sagte: Vaterland! Vater! Wir? Unsere gute Mutter, sagen böse Leute, wäre sehr zerstreut gewesen und wir hätten viele Väter. Sollen wir sie alle oder welchen sollen wir lieben? Ich bin in Mainz geboren. Dem unwissenden Kinde erzählte man, ein Erzbischof sei sein Vater; der wißbegierige Knabe erfuhr, er sei ein freier französischer Bürger. Dem Jünglinge schlug hoch das Herz, wenn die Heere seines großen Kaisers vor ihm vorüberzogen, und als der liebensmüde Mann sein Herz verschloß und seinen Verstand aufthat und umherblickte, sah er sich im Darmstädter Lande. Gehe ich aber auf den Wällen meiner Vaterstadt spazieren, bin ich rechts ein Oestreicher und links ein Preuße. Wen, was soll ich lieben? Soll ich ein Mainzer Herzchen haben? Soll ich ein stolzer Republikaner sein? Soll ich nach Frankreich hinüber schauen? Soll ich als braver Darmstädter eine ganze Woche von der Oper des künftigen Sonntags sprechen? Soll ich meine kind-

liche Liebe zwischen Stadt und Festung theilen? Soll ich östreichische Gesinnungen, soll ich preußische Gefühle hegen? Oder soll ich ein deutsches Bundesherz haben? Ja, ein buntes Herz müßte ich haben, sollte ich alle meine Väter ehren, sollte ich alle meine Vaterländer lieben! — Wir mußten über Waller's Paternitätsklagen herzlich lachen; aber der Alte erwiederte: Haben wir viele Väter und zweifeln wir, so wollen wir alle lieben, die unsere Mutter geliebt, und sie gewiß, denn sie ist gewiß nur eine. Sie hat uns gesäugt, gewartet und groß gezogen. Sie lehrte uns Vater, Mutter, Gott lallen und alle die schönen ernsten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unsere kleinen Wünsche kund thun, unsere Nahrung fordern, unsere Schmerzen klagen und unsere Freude jubeln. Sie beantwortete die ersten Fragen unserer jungen Wißbegierde, erzählte uns von Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachsenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit in die weite ungebahnte Welt, dann ruft uns die süße Stimme der Mutter wie eine liebliche Schalmei die frohen Tage unserer Heimath zurück, und flötend begleitet sie uns durch das ganze Leben,

über Luſt und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat ſie auch ſich vergeſſen, doch nie uns vergaß — die Sprache, ſie iſt unſere Mutter, wir wollen unſere Mutterſprache lieben. Sie vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache, wenn auch geſchieden, doch nicht entfernt wohnen und wo, ſammelt auch nie ein gemeinſchaftlicher Saal uns zur ernſten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an der Thüre begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Brüder ſind. Welche Sprache darf ſich mit der deutſchen meſſen, welche andere iſt ſo reich und mächtig, ſo muthig und anmuthig, ſo ſchön und ſo mild, als unſere? Sie hat tauſend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinſte Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenloſe Gefühl, das keine Ewigkeit ausſchöpft. Sie iſt ſtark in der Noth, geſchmeidig in Gefahren, ſchrecklich, wenn ſie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie iſt die treue Dolmetſcherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Waſſer ſprechen. Was der rollende Donner grollt, was die koſende Liebe tändelt, was der lärmende Tag ſchwatzt und die ſchweigende Nacht brü-

tet; was das Morgenroth grün und gold und silbern malt und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin Ich — Alles, Alles übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener bahlt und nur der Deutsche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unsere Sprache ist herrlich! Aber — setzte er leiser hinzu — wir dürfen sie nicht gebrauchen! Wir dürfen sie gebrauchen! erwiederte Jener. Dem Hasse ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das sanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hilft das starke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen schrecken. Die Sprache ist die Scheide der That; wir erheben das umhüllte Schwert, und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein spottendes Lachen aus und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eisen steckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Waare, wie man sie Kindern in die

Hände gibt. Man beluſtigt ſich an unſerm Spielen, lacht über unſere heiße Kampfbegierde; doch wenn wir es zu ernſt treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patſcht unſere Tapferkeit und ſtellt uns hinter den Ofen. Wir ſind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht ſich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuſchen wir. Nein, nie wird mir dieſes Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in dieſem Lande, mit ſeiner launiſchen Luft, ſeinem zänkiſchen Himmel, ſeinem weinerlichen Frühlinge und ſeinem verdrüßlichen Herbſte. Wo ſind unſere Alpen, zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens flach und ſandig ſind? wo iſt der Reigen, der im Gekreiſche der Welt uns zurücklullt in frohe ſtille Tage? Wo iſt der heimathliche See, der in unſere Schmerzen lächelt? Wo iſt der Puls des Volkes, an dem man die Schläge ſeines Herzens fühlt? Wo ſind die Denkmäler unſerer Geſchichte? Welche Großthaten haben unſere Voreltern hinterlaſſen? Das Wenige, was ſie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erſtgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürſtet nach ſo vielen geſalzenen Tagen, und wir ſuchen einen friſchen Trunk an der Quelle

unserer Zeit; wenn uns heiß ist in der dürren Gegenwart, und wir suchen Schatten unter den Bäumen deutscher Geschichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In sandiger Mark „trockenes Brod und saures Bier“ und vor dem „Wirthshaus ohne Gleichen“ steht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze rascheln. Wir suchen Wein und finden Bier, suchen kühlen Wald, und finden Stammbäume nackt und kahl. Diese Herrnhuterstille des Volks, diese Magisterdemüthigkeit der Gelehrten, der Pfauenstolz der Reichen, der düstere Hochmuth unserer Großen, das linkische Wesen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo sind die Liebeszeichen vergangener schöner Stunden? Säuselt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, seht Ihr eine Harfe stimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreischt, und die Zukunft gellt. Wir waren Nichts, wir sind Nichts und wir werden Nichts. Wir sind ein schwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes Leben ohne Herz und ein Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, sagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut unserm so geduldigen Vaterlande brachte, ist mir der letzte als der ungerechteste erschienen. Nicht an einem Ge-

wölbe fehlt es Deutschland; dieses wurde nur zu fest, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunst wurde unterirdisch vergeudet; an einem Dache fehlt es unserm Vaterlande .... Und an Schornsteinen — fiel ich ein; darum schlägt der Rauch der Klagen so beißend zurück ... Zank ist der Rauch der Liebe ... Ja, doch nur die Wärme soll man festhalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürst ohne Freiheit der Presse sein; doch sie als Unterthan entbehren, ist noch erträglich. Wer würfeln muß zwischen Noth und Sünde, ist glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Noth zufällt. Nein, meine Freunde, ihr tretet euch selbst zu nahe. Wollt ihr unser Vaterland kennen und lieben lernen, reist in fremde Länder. So vieles Gute, was euch die Heimath gewährte, werdet ihr dort vermissen, und selbst des Schönen, das euch in der Fremde neu erscheint, könnt ihr nur darum genießen, weil ihr Deutsche seid, weil euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Britte ist nur Britte, der Spanier nur Spanier, der Franzose nur Franzose; Mensch ist der Deutsche allein. Shakspeare, Calderon, Voltaire, sie sind unser. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den Sold der Liebe, sie sind unsere Landesgenossen, sind unsere Brüder.

— Gerechtigkeit, bemerkte Waller, ist die Tugend der Schwachen, ihnen liegt am meisten daran, daß sie geübt werde, der Starke schützt sich selbst. — Wohl dem, erwiederte der Alte, dem ein bescheidenes Maaß der Kraft geworden; Uebermacht führt zur Sünde... Unser Land ist herrlich, seine Luft ist mild, uns allein ward der schöne Wechsel zwischen Entbehren und Genuß, der der menschlichen Natur so wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längsten Frühling, und weint er auch — im Frühlinge weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen sind die Wehen eines Herzens, das nie altert, und ein immer junges Herz ward nur dem Deutschen gegeben. Fragt nicht nach unserer Geschichte, nach den Denkmälern unserer Vorzeit; wir sind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit, andere Völker haben keine Zukunft. Wer ist glücklicher? Seht dort jenen goldgelockten Knaben, der einer todten Blume im leichten Sande ihr Grab gräbt; ruft ihn herbei, fragt ihn nach der Geschichte seines Lebens — er sieht euch mit seinen großen blauen Augen an, hüpft fort und spielt wieder mit Gras und Blumen. Ihr fragt, was er gelebt? Er lebt. Würden wir nicht gern mit ihm wechseln, würden wir nicht froh unsere sichere Vergangenheit

für seine unsichere Zukunft geben? Wir sind Kinder und es ist wahr, wir werden streng erzogen; aber wer tauschte nicht gern die Schule für das Leben, den Zögling für den Lehrer ein? Freie Menschen haben keine Feierstunde — wir sind ein beneidenswerthes Volk. Unsere Hofmeister altern und wir wachsen heran; laßt uns genießen und hoffen. Der Bau des deutschen Landes wird einst vollendet werden — und dann, auf Jahrtausende gegründet, wird er alle Staaten überdauern. Einst haben die Deutschen das Weltreich Rom zerstört, einst werden sie ein schöneres aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden stiften, den edle Fürsten gehofft und von dem andere geträumt, er sei ein Traum gewesen; und dann wird man die guten Ahnen solcher guten Enkel segnen. — Ja, gut sind wir, sagte Waller, aber ich will nicht gut, ich will besser sein. Wir vermögen nur die That, die zur Ruhe, nur den Kampf, der zum Frieden führt; unser Herz ist warm, aber es glüht still und düster und schlägt nie in schöne helle Flammen aus. Wir sind keiner Begeisterung fähig, die den Menschen zum Gotte erhebt, das Geschöpf zum Schöpfer macht. Die Polizei muß es befehlen, es muß am Rathhause angeschlagen stehen, daß wir um 4 Uhr Nachmittags uns begeistern und jubeln sollen, und dann sind wir begeistert und jubeln zur bestimmten Stunde. Wie

lieben, wie ehren wir unsere großen Männer, und wie thun es andere Völker! Unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Weisen, unsere Wohlthäter des Volkes — wir Mundschmeichler nennen sie hochgefeiert; aber wir feiern sie nicht hoch und lassen sie hungern. Das Odeon in Paris mußte vorausgehen, für Webers Wittwe und Waisen eine Vorstellung zu geben, und nur wenige deutsche Bühnen sind diesem Beispiele gefolgt. Jean Paul klagte oft, er habe nie das Meer und die Alpen gesehen. Er hatte hundert Fürsten, dreißig Millionen Landesgenossen, und er war arm! In der „Kunst und Wissenschaft kräftig fördernden Kaiserstadt", wie der aufrichtige Böttiger Wien genannt, liegt Beethoven schon vier Monate krank darnieder und er darbt! Als es die philharmonische Gesellschaft in London erfuhr, beschloß sie, ihm Alles zu geben, was er brauche und wünsche, und sie schickte ihm sogleich tausend Gulden. Gerechter Gott! Tausend Gulden schickten sie von London nach Wien, und dort hat ein Bankier für die schnöde Lust einer einzigen Nacht dreißigtausend Gulden verschwendet! Aber freilich war Beethoven nie ein Schmeichelhund mit seidner Schnauze, wie Metastasio gewesen, und er mag wohl ein Ketzer sein, der nicht an die Göttlichkeit Wiener Cavaliere glaubt. Mich schaudert und mich ekelt! Wie kann Gott lieben,

wer nicht seine Werke liebt! — Waller, bester Waller, rief ich, wie bin ich erstaunt, Sie das sprechen zu hören. Der Deutsche ist frei; unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Schriftsteller, sie ertragen kein Joch; nur eines müßten Sie nicht abwehren: das der Wohlthaten. Seien wir froh, daß man es ihnen nicht auflegt, für jene ist die Schande, für uns der Ruhm. Der Deutsche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen; wer sein Herz fesselt, hat seinen Geist gefesselt. Laßt uns darben und frei sein. Göthe schrieb seinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweisen, woran sein Herz gestorben — denn seine Jugend hat seine Freiheit nicht überlebt — so weiß man es doch. — Und was ist jene Begeisterung? setzte der Alte hinzu. Ein Aufwand des Gefühls, das Gutleben eines Feiertages, auf den spärliche und nüchterne Wochentage folgen. Der Deutsche liebt das ganze Jahr mäßig, aber immer satt. Die Britten, die Franzosen, sie ehren und feiern nur die großen Männer ihres Landes; der Deutsche liebt alles Schöne und Gute, was auf der ganzen Erde lebt. Wir können nicht Alles lieben, was wir bewundern, nicht Jedem wohlthun, den wir lieben. Vieles mag uns mangeln, wir haben Eins, das uns Alles ersetzt: die Freiheit des Gedankens ... Heinrich lachte ... Ja die Freiheit des

Gedankens! Was nützt den Franzosen ihre freie Presse? Sie dürften es sagen, daß deutsche Wissenschaft und Kunst hoch über französischer stehe, daß Shakspeare mehr sei als Corneille; aber sie sagen es nicht, sie vermögen es nicht zu denken. Was hindert uns Zensur, was jede andere Gewalt? Oft wird die That durch den Willen beschränkt; aber so gewiß der Schatten dem Lichte folgt, so gewiß folgt die That dem Willen, wenn er nur rein ist. Was wir wollen, wird geschehen, früher oder später, wenn wir das Rechte und wenn wir es standhaft wollen. Das englische Volk, so edel es auch ist, wagt nicht gerecht zu sein; wir haben den Katholiken Irlands schon längst Freiheit und Gleichheit gegeben. Selbst mächtige Fürsten bedenken sich, was sie über Griechenland beschließen sollen; wir haben sie ohne Zaudern unabhängig erklärt. — Heinrich rief verdrießlich aus: Und sei dieses Alles wahr, was hilft es uns? Was nützen uns Kunst und Wissenschaft in verschlossenen Schränken, was guter Wille ohne That, Tugend ohne Achtung, Verdienst ohne Ruhm? Ich will des Lebens froh sein, ich will es genießen. Ich will sagen, was ich denke, thun, was mir recht scheint, abwehren, was mir mißfällt, und ernten, was ich gesäet. Wie langweilig sind wir, wie langweilig werden wir gefunden! Wo unter uns ist die schöne Geselligkeit der Franzo-

sen, wo bei uns vereint sich Kunst und Wissen, Herz und Geist, Gefühl und Witz, uns eine schöne Stunde, uns einen Vollgenuß des Lebens zu verschaffen? — Beneiden wir sie nicht darum, erwiederte Jener. Ich habe auch unter ihnen gelebt, ich ließ mich von ihnen köstlich bewirthen, ich durfte mir ihre Verschwendung wohl gefallen lassen. Aber gleichthun wollen wir es ihnen nicht. Sein ganzes Wissen vergeudet der Franzose in dem Gespräche einer Stunde; aber weil er Alles spricht, was er weiß, sagt er mehr, als er weiß, und macht Geistesschulden. Der Deutsche denkt mehr, als er spricht; aber er reicht aus und man sieht nie den Boden seines Wissens.

Die Sperr-Trommel wirbelte jetzt. Wir müssen heimkehren, sagte ich. — Schade! rief der Alte, der Abend ist so schön! Doch wir wollen dem Zuge folgen. — Was liegt daran? bemerkte Waller. Denken wir, wir gingen noch länger spazieren. — Ja, das wollen wir denken, erwiederte ich; und wir wollen denken und immer denken: diese Trommeltyrannei ist hart und lächerlich — dann endet sie gewiß einmal.

Der Alte hatte die Güte uns zu sagen, daß er sich unserer Bekanntschaft freue, und wir ihn auf seinem Zimmer Nr. 13 morgen besuchen möchten. Scheidend reichte er Heinrich die Hand und sprach: Soyons amis, Cinna! Sobald wir nach Hause

gekommen, erkundigte sich Waller, wer Nr. 13 wohne. Man brachte ihm das Fremdenbuch und er las: Baron von Ruhdorf, Geheimer Hofrath und Regierungs-Präsident. So! — murmelte er. — Baron! Präsident! Hofrath! Darum also so zufrieden? Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!

XXXVI.

Das Leben und die Wissenschaft.

(1808.)

Das Leben und die Wissenschaft, ob zwar eins und unzertrennlich in der Anschauung, sind doch feindlich stets getheilt, sobald sie das Bewußtsein verlassen, und in die Wirklichkeit übertreten. So, den Haß im Herzen, und sich wechselseitig verspottend, durchwandern sie die Welt, streuen überall den Saamen der Zwietracht aus, tödten jede Lebensfreude, und lassen keine Seligkeit vollkommen werden. Diese Spaltung zwischen Idee und Wirklichkeit durchläuft alle Zeiten, und die Unversöhnlichkeit derselben beweist die Nothwendigkeit ihres Hasses. Und nothwendig ist er in der That. Denn die Idee fürchtet ihre eigene Realisirung; weil, da es ihr nie gelingt, sich erschöpfend darzustellen, sie durch Verkörperung

sich mit sich selbst entzweit und ihrem Leben eigenhändig eine Schranke setzt. Die Wirklichkeit wiederum fliehet gerne die Idee, von der sie ausgegangen ist; denn sie möchte selbstständig sein und sucht sich daher der Herrschaft derjenigen zu entziehen, die ihr das Dasein gab. Diesem Naturgesetze gemäß findet man, daß selten ein und derselbe Mensch fähig ist, Ideen zu schaffen und sie zugleich bildlich darzustellen, daß er Wissenschaft und Kunst vereint besitzt. Wo der Sinn am herrlichsten blüht, da mangelt die Frucht der That; wo die That am kräftigsten hervortritt, da hat sie bewußtlos gehandelt. Heroismus und Genialität werden darum so selten beisammen gefunden. Die Einen sind Helden geworden, haben Welten bewegt und Welten zertrümmert; doch wurden sie getrieben von einer unsichtbaren Gewalt und sie wußten nicht was sie thaten. Die Andern haben der Beschauung sich gewidmet, sie philosophiren über der Menschen Kräfte und wägen ihre Thaten ab; sie loben und tadeln nach ihrer Weisheit und meinen oft, es könnte besser sein. Das sind die Gelehrten; doch bringt selten es einer dahin, auch nur ein Sonnenstäubchen aus seinem Gleise zu rücken. So schauen nun die Philosophen von ihrem Sternensitze verächtlich herab auf das kleinliche Treiben der Menschen, und weinen den Verblendeten eine Thräne

des Mitleids. Die Herrscher hingegen von ihren goldenen Thronen sehen lächelnd hinauf zu jenen Irrlichtern, die nicht leuchten und nicht wärmen, die schnell vergehen, wie sie schnell entstanden — sie lächeln, und freuen sich der bequemen sichern Erde.

Dieser Neigung aber des Geistes, sich in tausendfache Formen zu zersplittern, die alle feindlich sich bekämpfen, dieser Neigung muß der Mensch widerstreben in seiner Herrscherkraft; und er kann es, wenn er den Muth hat, es zu wollen. Alles, was du in deinem Gemüthe erzeugst, mußt du in der Wirklichkeit geltend zu machen suchen; denn du wirst deinen eignen Gedanken nie klar erkennen, so lange er nicht verkörpert vor dir steht. Du mußt dich anderseits bemühen, jedes Gebilde, das dir die Welt darbietet, zu vergeistigen; denn Nichts wirst du erfassen, bevor du es erkannt, und du erkennst es nicht, wenn du die Idee nicht begreifst, die ihm inwohnt.

Ob nun zwar diese Universalität des Seins nur Wenigen von Natur verstattet ist, so sollte die Erlangung derselben doch Keiner unversucht lassen. Wohl fließt ein reißender Strom zwischen dem Gedanken und der Wirklichkeit, zwischen der Philosophie

und dem Leben; aber der muthige Schwimmer kömmt doch hinüber. Wie glücklich wäre er dann, wenn er mit dem Ufer zugleich sein Ziel erreicht hätte! Doch nein! die Menschen in ihrem thörichten Wahn haben die Hindernisse der Natur nur noch zu vergrößern gesucht. Man hat eine Mauer aufgerichtet zwischen dem Leben und der Wissenschaft, zwischen der Stube des Gelehrten und dem Felde des bürgerlichen Handels, zwischen Theorie und Praxis; eine Mauer, die man mit der ängstlichsten Treue bewacht, die daher nicht erklimmt werden kann; die man zerstören muß, um in das Gebiet, das sie beschützt, gelangen zu können.

Wie diese Dualität entstanden sei, begreift man leicht, wenn man weiß, daß sie von der Natur begünstigt worden ist. Schwerer aber ist es zu begreifen, warum die Menschen, nachdem sie zum Bewußtsein derselben gelangt waren, sich so sehr bemühten, den Zwiespalt permanent zu machen. Es bedarf keiner Erzählung der Qualen, die man sich dadurch bereitet hat; denn gar wenige sind es, die nicht darunter litten. Man besuche die Geburtsstätten der Gedanken, die Studierstuben der Gelehrten, und was wird man finden? Man findet dort, je nach dem Alter der sie bewohnenden Philosophen, entweder die Thränen der unbefriedigten Sehnsucht,

oder den Schmerz des mißlungenen Strebens, oder den Ingrimm wegen verspotteter Weisheit. Durchwandle auf der andern Seite das Gebiet der bürgerlichen Thätigkeiten, und was wirst du sehen? Du siehst da ein bewußtloses Drängen und Gedrängtwerden, ein eitles Handeln, das sich oft nicht zur Würde des Instinkts erhebt, des Instinkts, welcher doch immer die Zweckmäßigkeit für sich hat. Sinnlos und todt sind alle Glieder und ihre Bewegungen, gleich denen einer Marionette, ohne Leben und Selbstbestimmung. Wenn auch einmal der Geist sich in dieses Puppenspiel verirrt, so wird er flugs in kalte ekle Formen eingezwängt, so daß er, der Freie, dem Kerkerluft unerträglich ist, nicht bleiben mag und schnell die Flucht ergreift.

Da nun jede Wissenschaft ein Gebiet hat, worin sie sich verkörpert darstellt; da anderseits jedem Gebilde der Welt eine Wissenschaft gegenübersteht, worin sein Geist sich ausspricht; so lassen sich die unseligen Folgen, die aus der Trennung der Theorie von der Praxis entstanden sind, an jedem Punkte aufzeigen. Man mag nun die einzelnen Institutionen der menschlichen Gesellschaft betrachten, oder eine Encyclopädie der Wissenschaften durchgehen. Der Geist der Zwietracht wird überall gefunden, schwächer oder stärker.

Wie aber jede Thätigkeit des Menschen darauf hingeht, Geist und Leib in ihrer Individualität zu erhalten und durch Fortpflanzung unsterblich zu machen, so wird zuerst dem Menschen das am Herzen liegen, was jenem Zwecke ersprießlich ist. Da ferner, wie gezeigt, nur in Verbindung des Lebens mit der Wissenschaft ein glücklicher Zustand gedacht werden kann, so folgt, daß das Unheil, was aus dem Gegentheil entspringt, am größten dann sein muß, wenn es in ein Gebiet fällt, das alle Menschen ohne Ausnahme für ihre Zwecke in Anspruch nehmen. Daher gibt es vorzüglich eine Wissenschaft, wo Theorie, von der Praxis getrennt, jeden reinen Genuß unmöglich macht; daher gibt es ein Gebiet des Lebens, das, von der Wissenschaft abgesondert, entgeistert und ohne Bedeutung dasteht. — Es ist die Staatswissenschaft, es ist der Staat.

Denn es läßt sich zeigen, wie Jeder, der sich mit irgend einem andern Zweige des Wissens befaßt, des Trostes doch nicht ganz entbehrt, wenn es ihn schmerzt, daß die Wirklichkeit so wenig seinen Idealen entspricht. Auch kann es dargethan werden, daß für die Meisten, die sich gezwungen herumtreiben in einem öden Felde des Lebens, daß es für Jeden außer seinem Kreise doch einen Zufluchtsort gibt,

wohin er sich flüchten kann, wenn die kalte Hand der entseelten Wirklichkeit ihn zu Boden drückt. Für Alle ist einige Rettung möglich, nur nicht für den Gelehrten, der sich mit der Staatswissen= schaft befaßt, nur nicht für den Bürger, der im Staate, als solcher, lebt.

Wenn der Theolog weint über die Gottlosigkeit der Menschen, so ist die Hand nicht fern, die seine Thränen trocknet. Denn wo er wahrhaft in Gott lebt, gibt es für ihn keinen Raum und keine Zeit. Die erquickende Aussicht also, daß kommende Gene= rationen oder die Bewohner anderer Welten frömmer sein dürften, muß ihn genügsam für den Schmerz entschädigen, sich von Ungläubigen umringt zu sehen. Wenn der Philosoph klagt über die Unweisheit der Menschen und ihren Blödsinn beweinet; ei, warum trauerst du, Freund? Glaubst du, daß nur in der Weisheit ein seliges Leben möglich sei? nun gut, so überlaß dich ihr und das Gefühl deiner Freiheit wird dir um so köstlicher schmecken, je mehr du dich von Menschen umringt siehst, die in den Fesseln der Sinnlichkeit schmachtend vergehen. Wenn die Aerzte jammern über die Unmäßigkeit der Menschen, so haben sie doch die Befriedigung, daß ihre Wissen= schaft sie lehrt, den üblen Folgen, die daraus ent= stehen, abzuhelfen. Wenn die Leute spotten über

die Ungewißheit der medicinischen Kunst, dann mögen sie so leben, daß sie ihrer nicht bedürfen. So gibt es ein Heilmittel für jede Wunde. Wenn aber der Bürger mit der Staatsverfassung, die ihn beherrscht, nicht zufrieden ist, wenn der Staatsgelehrte klagt, daß man seine Grundsätze nicht in Ausübung bringe, so ist hier nichts, was für den Verlust entschädigen könnte, dann tritt auch nicht ein Moment ein, wo man den Einfluß einer gestörten Harmonie nicht schmerzlich fühlen sollte.

Denn mache es, wie du willst, sei geschmeidig wie ein Aal, kleiner als ein Atom, oder von Giganten-Größe, sei König oder Bettler; du entgehst dem Staate doch nicht und seinem Einflusse. Verkrieche dich in den entferntesten Winkel der Erde, den nie ein Menschenfuß betritt; auch da verfolgt er dich. Denn du wirst dich der Gedanken nicht erwehren können, der Gedanken, die der Staat dir gab, in dem du erzogen worden. Die Luft umgibt deinen Leib, der Staat deinen Leib und deinen Geist. Deine Bedeutung in der lebendigen Natur endet mit dem Leben, wie sie mit dem Leben begann; im Staate bist du unsterblich. Er hatte dich bestimmt, ehe du noch zur Welt kamst; dein Leichnam ist seiner Obhut nicht entzogen; er handhabt dein Vermögen, er beherrscht deine Nachkommenschaft als Blut von deinem

Blute und Geist von deinem Geiste. Er dringt dir deine Gesinnungen auf, denn die Umgebungen sind es, die uns erziehen, diese Umgebungen aber regelt der Staat. Daher kann man mit Recht behaupten, daß von den drei Verhältnissen, die das menschliche Wesen beherrschen: seine thierische Natur, seine Humanität und sein bürgerlicher Zustand, daß es der letztere ist, der das größte Gebiet im Besitz hat.

Diesen Zustand kennen lernen, das heißt sich selbst kennen lernen. Die Forderung nun, sich dieser Kenntniß zu bemächtigen, würde man an Jeden machen müssen, wenn es nicht darum überflüssig wäre, weil schwerlich Einer, der sich diesem Gesetze nicht freiwillig unterwirft, im Stande sein möchte, seine Nothwendigkeit überhaupt zu begreifen, auch wenn es ihm von einem Andern diktirt wird. Es ist daher nicht nöthig, Jeden ohne Ausnahme zu tadeln, der diese Regel vernachlässigt, denn es ist die unorganische Menge, die überall sinnlos waltet. Wenn aber Menschen, die mit dem Staate in näherem Conflikte stehen, wenn Staatsdiener verabsäumen, sich theoretische Kenntnisse anzueignen: dann kann man mit Wahrheit behaupten, daß der ehrliche Tagelöhner, der doch weiß was er thut und warum er es thut, solchen Menschen weit wird vorzuziehen sein.

Und doch waren es meist solche Menschen, die man an's Steuerruder des Staates setzte. Zwar muß man die Consequenz des Feudalismus loben, wenn er den Adel ausschließlich zu Staatsämtern zuließ. Denn da deren Verwaltung Verstand erfordert, so war es natürlich, daß man sie den Händen Derjenigen vertraute, die den Geist in Erbpacht besaßen. Die Natur hingegen, die nicht mit sich contrahiren läßt und auch keinen Proceß fürchtet, hatte oft gewagt, mit frevelhafter Verletzung des Eigenthums, auch Leute von niedriger Herkunft mit Talenten zu begaben. Diese wurden immer zurückgesetzt. Vorzüglich unser ehrliches aber etwas tölpelhaftes Vaterland war immer darauf besessen, nur solche Männer zu Ehrenämtern zuzulassen, deren Ahnen sich rühmen dürften, Schlösser verwüstet und den wehrlosen Wanderer geplündert zu haben. Die Söhne ehrlicher Bürger aber wurden verdammt, die Müllerthiere des Staates zu sein, die für Andere das Mehl herbeischleppten, während sie selbst mit Disteln sich begnügen mußten. Wenn man sich auch dann und wann das Ansehen gab, als wollte man dem Talente Einfluß auf die Staatsverwaltung gönnen, so geschah es doch auf eine so plumpe, beleidigende Art, daß kein Mann von Ehre wünschen konnte, der Gegenstand einer solchen Auszeichnung zu sein. Es war

nicht die heilige Flamme des Genies, die man schützte und göttlich verehrte. O nein! Man mästete die Intelligenzen, um dem Fiskus einen fetten Sonntagsbraten zu verschaffen.

Jedoch, so wie jede böse That immer Zwei zugleich verdammt; die Sünde desjenigen, der sie begangen, und die Schwäche dessen, an dem sie ausgeübt ist, so war es auch hier. Wenn die Weisheit kalt und streng vom Throne entfernt gehalten wurde und die entadelte Regierung, indem sie ihrer selbst spottete, zugleich die schein- und glanzlose Philosophie dem Gespötte des Pöbels preisgab, so war das eben so viel die Schuld der Philosophen, die die Kraft nicht hatten, ihre Kraft geltend zu machen, als es die Schuld der Fürsten war, die nicht Muth genug hatten, einer angeerbten Schwäche treulos zu werden. Wenn die Machthaber glaubten, daß sie vom Schweiße ihrer Arbeiten nirgends angenehmer ausruhen konnten, als unter dem Schatten eines breitästigen Stammbaumes, so folgten sie darin der unwiderstehlichen Lehre einer tausendjährigen Gewohnheit und sie thaten, was sie nicht lassen konnten. Wie oft aber mochten sie, an jener Sonntagskühlung bis zur Uebersättigung schmausend, zähneklappernd ihres Ekels sich bewußt werden und sich zurück sehnen nach der Freude des Sonnenscheins! Wo war alsdann

die philosophische Sonne, die Muth genug hatte hindurchzudringen durch den Wolkendunst der Gelehrsamkeit, um Licht dem zu senden, der um Licht flehte? Wie mancher edle Fürst, umringt von seinen Lügentrabanten, mochte hinaufgesehen haben zur Dachstube der Philosophie, wünschend, daß ihm Erquickung käme von dorther; aber keine ward ihm zu Theil. Denn wo fand sich der Philosoph, der bescheiden genug war, sein Strahlenangesicht zu umschleiern, um das Licht der Wahrheit dem entübten Auge verdämmert darzubringen? Wer hatte den Muth, seine Brust den Lanzen der Fürstenschmeichler darzubieten, und wer war gewandt genug, daß er nicht stolperte über seine eigene Weisheit? O, wer da glaubt, daß es hinreicht, Geist und Wissenschaft zu haben, um ein guter Fürstenrath zu sein, der kennt die Welt nicht, oder hat nie einen deutschen Professor gesehen. Steif, wie eine lateinische Declination, schreitet die deutsche Gelehrsamkeit einher und ist rettungslos verloren, sobald sie es wagt, ein Compliment zu machen. Wie kann man aber von der blödsinnigen Menge, die nie durch die Oberfläche dringt, verlangen, daß sie dem Manne Kraft zutraue, der zu schwach ist, seinen eigenen Körper zu beherrschen? Auf diese Weise aber ward die Schranke unterhalten, welche Fürsten und Philosophie sich zu vereinigen verhinderte.

So war es bis jetzt. Nun hat aber zu unserer Zeit die Vorsehung sich in höchst eigner Person herabgelassen, dem christlich-moralisch-ökonomischen Deutschland eine handgreifliche Lection zu geben. Sie lehrt: daß der Staat wie eine todte Masse zu betrachten sei, wenn keine Seele da ist, die ihn belebt; daß aber auch der Geist keine Bedeutung habe, wenn ihm kein Stoff gegeben ist, dem er sich einbilden könne. Die Lehre war stark und man wird sie nicht vergessen. Denn als die Preußen bei Jena geschlagen wurden, da konnte Nichts mehr ihren Staat retten. Nicht die schön gedrechselten Zöpfe der Soldaten, nicht der gewichtige Corporalstock; denn die Seele war aus ihm gewichen. Die preußische Staatsverwaltung war nie was anderes als eine kleinliche Tabellenkrämerei gewesen; man zwängte den Geist in rothe Linien ein, die er bei höchster Ungnade nicht übertreten durfte, und der Mangel der Sinne sollte ersetzt werden durch die fünf Species der Rechenkunst. Man glaubte, daß das Theilungsprincip der Arbeiten auch auf den Kopf angewandt werden müsse, welcher arbeitet. Daher erschöpfte man die Alphabete der alten und der neuen Sprachen, um alle die Divisionen und Sub-Divisionen zu bezeichnen, in die man die Funktionen des Geistes zerspaltete. Man zerschnitt das Gehirn gleichsam in Stücke und sprach:

du thust dies, und du sollst jenes thun. Darum besetzte man die Aemter am liebsten mit solchen Menschen, bei denen man ihrer angeborenen Einseitigkeit wegen diese Theilung nicht erst vorzunehmen brauchte. Man mußte im preußischen Staate ein mittelmäßiger Kopf sein, um in einer Amtsbewerbung zu reussiren, und die Glücksritter, die sich klüger dünkten, bemühten sich Mediocrität zu affektiren. Wie konnte ein solcher Staat sich retten in einem Kampfe, wo ihm die ungetheilte Intelligenz gegenüber stand? Er mußte fallen; und dies war so natürlich, daß, hätte Preußen nicht einst seinen Friedrich gehabt, kein Kind mehr davon spräche, daß es zertrümmert worden ist.

Jetzt ist Alles bei der Hand, um die Ehre des Sprichworts zu retten: durch Schaden wird man klug. Unser prosaisches Vaterland hat sich plötzlich der Genialität hingegeben, hat abgeworfen den Reifrock und die steife Schnürbrust, in der seine Staatsverfassung bis jetzt ängstlich keuchend einher ging. Man fängt aller Orten an, die Gelehrten aus ihren Studierstuben in die Staatsbehälter zu ziehen, indem man sie schön ausschmückt mit Sternen und Bändern. Wer hätte eine so hochherzige Huldigung des Genies sich nur träumen dürfen, zu einer Zeit, wo Deutschland — pfui, man möchte erröthen es auszusprechen

— wo das ökonomische Deutschland zum Denkmal für seinen Luther kaum so viel Geld zusammenbrachte, als hinreicht, um die Kinder einer großen Stadt mit Semmeln zu bewirthen? Doch der Leier des gallischen Orpheus konnte Keiner widerstehen, und sogar die deutschen Bären tanzten. — — — — — — — — — —

XXXVII.

Ueber die geometrische Gestalt des Staatsgebiets.

(1809.)

Die Form des Staats, d. i. seine geometrische Figur, die seine Umgränzung bildet, hat den bedeutendsten Einfluß auf sein ganzes Leben.

Die Regenten haben von jeher eine Neigung gehabt, ihre Länder zu arrondiren. Dieser Trieb, sich zu arrondiren, ist der symbolische Ausdruck für die Tendenz zur Vervollkommnung überhaupt, die jedem Dinge einwohnet. Man findet es bei allen Organismen der Natur, daß, je höher sie stehen, je mehr nähert sich ihre Gestalt der Kugelform. Der Grund ist auch leicht einzusehen, warum es zur Vollkommenheit eines Staats gehöre, arrondirt zu sein. Nur in dem Falle nämlich, daß der Staat einen Zirkel bildet, kann er einen Mittelpunkt haben;

hat er aber ein Centrum, so wird die Lebenskraft, die von demselben ausgeht, der Natur jedes Fluidums gemäß, sich nach jedem Punkte der Peripherie hin gleichförmig vertheilen, und daraus muß ein Zustand resultiren, welcher der vollkommensten Staatsverfassung gleicht. Hat aber der Staat eine unregelmäßige Figur, so sind die Uebel die daraus entspringen, eben so schlimm, als die Mittel gefährlich sind, die man anwenden könnte, um jenen Uebeln abzuhelfen.

Man nehme an, ein Staat habe die Gestalt von

Fig. I.

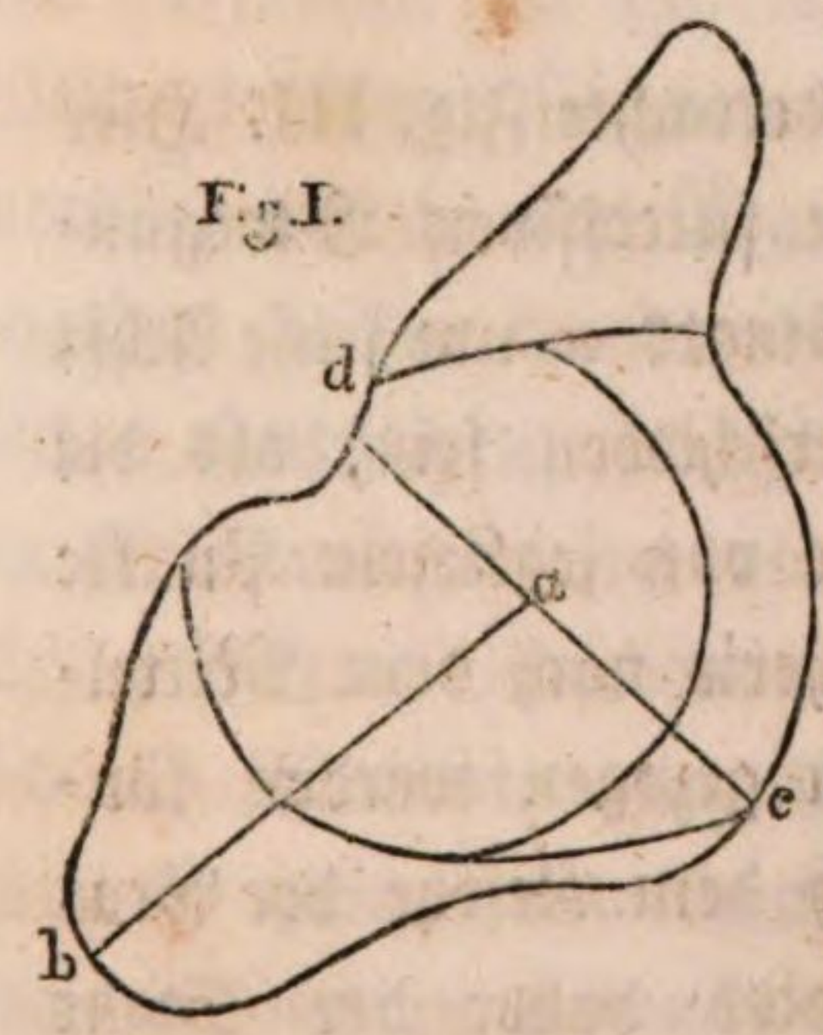
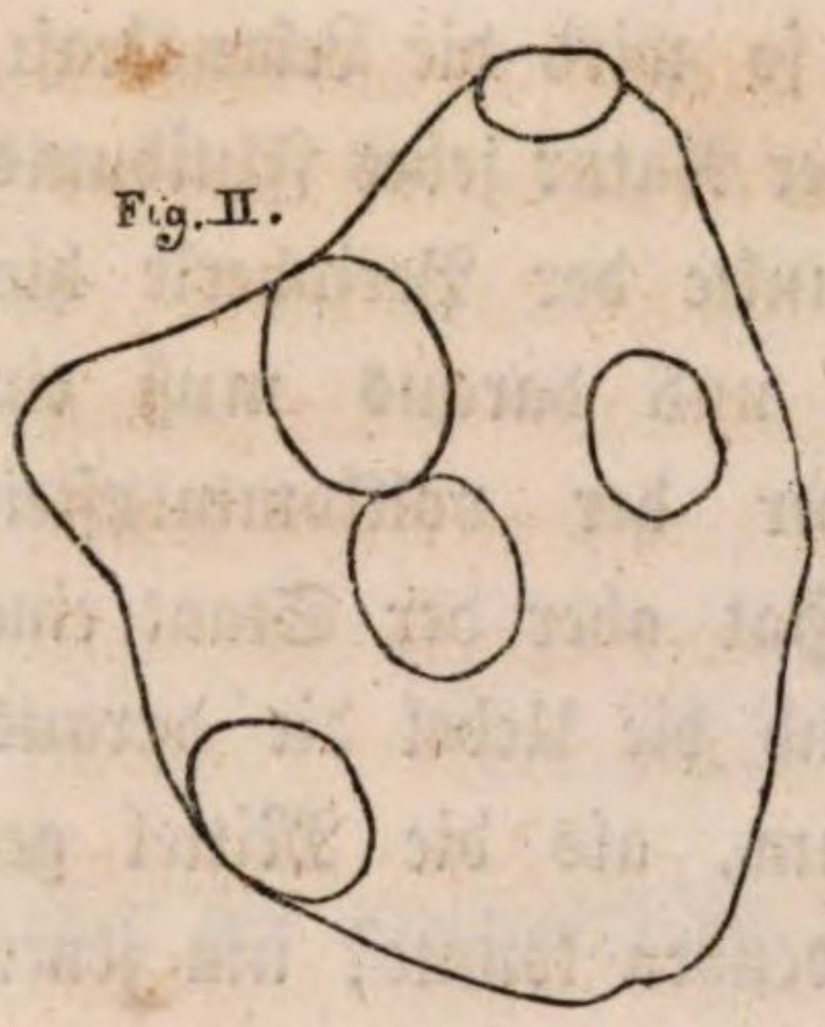


Fig. I. Einen Mittelpunkt könnte er alsdann nicht haben, und es hängt blos vom Zufall ab, wo sich der Punkt bilden wird, von dem alle seine Thätigkeit ausgeht. Dieser Punkt soll a sein. Sich selbst überlassen, wird nun die Staatskraft sich mit gleicher Stärke nach den Punkten d, c, b ausdehnen. Nun ist die Linie a, b zweimal so groß, als die Linie a, c, die Intensität der Regierung aber ist sich gleich, wodurch denn nothwendig ein Mißverhältniß entstehen muß.

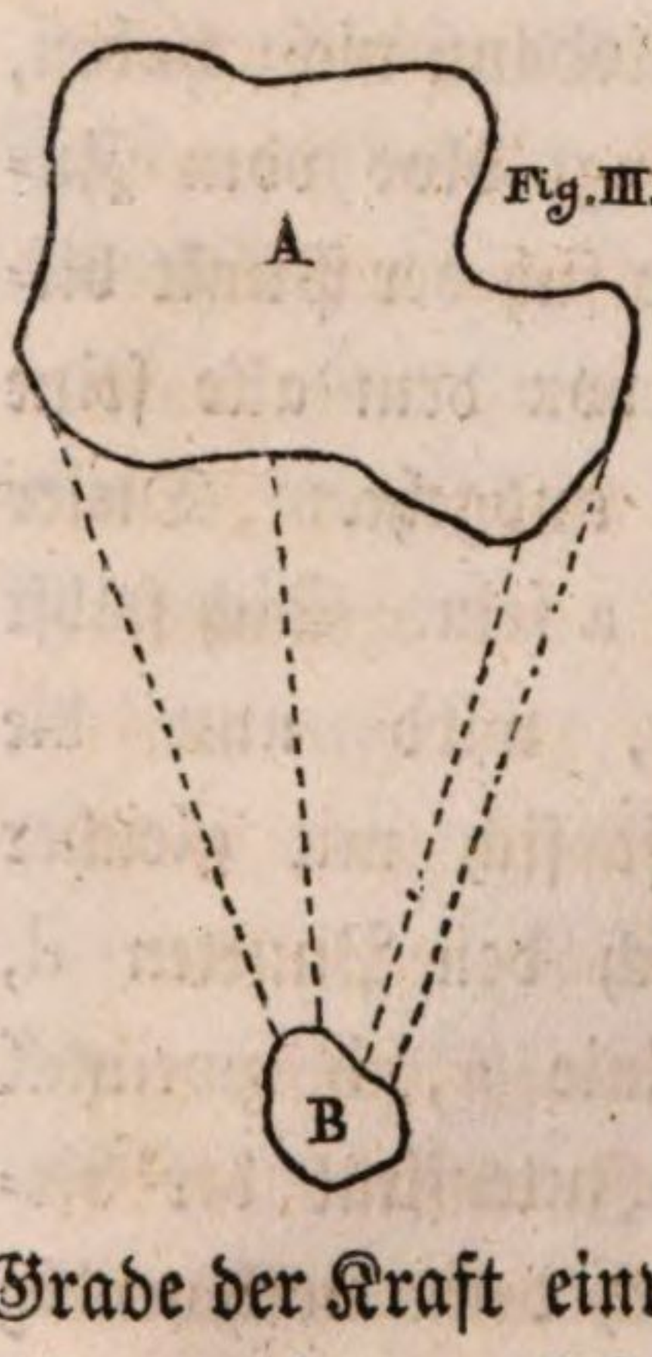
Fig. II.



Will man nun, dem abzuhelfen, ein unregelmäßiges Land in viele Kreise zertheilen (Fig. II.), so wird dadurch die Einheit der Regierung vernichtet.

Was das Verhältniß eines Staats zu andern Staaten betrifft, so wird dieses Verhältniß um so schwankender und daher um so gefährlicher sein, je mehr seine Figur von der Cirkelform abweicht.

Fig. III.



Man betrachte Fig. III. Hier werden die successiven Bewegungen des Staats a um seine Achse eben so verschieden sein, als die Linien, die von jeglichem Punkte der Peripherie nach dem Mittelpunkte hin gezogen werden können. Nach dem Gesetze der Gravitation wird daher der Staat a auf den Staat b in jedem Augenblicke mit einem andern Grade der Kraft einwirken. Da nun die Reaction des Staates b parallel läuft der empfangenen Kraft, so wird die Passivität des Staats a unendlich variabel

sein. Daraus folgt, daß das Verhältniß des Staats a zu irgend einem andern Staate ein ewig schwankendes sein muß, welches sich jeder Berechnung entzieht.

Will man einen Beleg haben für den Satz, daß das innere Leben eines Staates zum Theil von seiner äußern Umgrenzung bestimmt werde: so betrachte man Italien. Dieses Land, unter allen Ländern Europas dasjenige, dessen Figur von der sphärischen am meisten abweicht, zeigt uns in seiner Geschichte einen wunderbaren Widerspruch. Seine Kraft, so oft sie sich äußerte, wirkte immer nur centrifugal, und vermochte nie sich in sich selbst zu bilden. Die Welt, nachdem sie von den irdischen Banden erlöst worden, die ihr der Materialismus der Römer angelegt hatte, mußte ihre junge Freiheit der despotischen Intelligenz der Päbste hinopfern, und ward ein Jahrtausend lang, als seelenloser Leib, nach Willkür gelenkt. Nachdem die Geduld des Himmels, sich als Marionettendrath gebrauchen zu lassen, aufhörte zu sein, hat zu unserer Zeit Ajaccio einen Geist geboren, der in vereintem Besitz sowohl der intellectuellen, als der massiven Kraft der Weltgeschichte auf eine lange Zeit ihre Bahn vorgezeichnet; und so ist es wiederum Italien, das die Herrschaft der Welt auf ein neues Jahrtausend in Pacht genommen.

Wie kömmt es aber, daß eben dieses Land mit

der unversiegenden Herrscherkraft doch nie vermochte, sich selbst zu beherrschen? Der römische Staat, der mit seinen langen Armen ergriff, was er nur immer erreichen konnte, erstreckte sich nicht weit über das römische Gebiet hinaus, und die andern Provinzen Italiens wurden eben so fremd wie auswärtige Länder behandelt. Nie hat Italien einen einzigen Staat ausgemacht. Zerstückelt, wie es war, bot es uns eine unaufhörliche Scene dar von innern Zerrüttungen, von Bürgerkriegen und Gräueln aller Art. Zu unsrer Zeit, wo ein einziger Federzug hinreichen würde, Italien in einen Staatsverein zu bringen, ist es doch nicht geschehen und seine Zerstückelung ist von Neuem sanctionirt worden.

Gleich wie dieses Land eines Mittelpunkts entbehrt, so spricht sich auch die centrifugale Tendenz des Egoismus nirgends stärker aus, als bei seinen Einwohnern. Die Unhöflichkeit der Italiener zeigt, wie wenig sie der Nothwendigkeit bewußt sind, zum Wohle des Ganzen von ihren egoistischen Zwecken etwas aufzuopfern, und ihre Rachsucht beurkundet, daß sie zum Schutz des Staats kein Vertrauen haben können. Der Grund aber von allem dem liegt in der unglücklichen Figur des Landes, die einen Mittelpunkt unmöglich macht und daher der Entwicklung eines ungetheilten politischen Lebens hinderlich ist.

Mehr noch als seine Figur hat der Umstand einen großen Einfluß auf den Staat, ob er von benachbarten Staaten blos durch politische oder durch natürliche Gränzen getrennt werde. Im ersten Falle wird es unabänderlich sein, daß einerseits der Staat über seine eigenen Gränzen hinauswirken wird, und daß er sich andererseits der Rückwirkung benachbarter Staaten nicht wird erwehren können.

Durch diese Amalgamation der Staatskräfte zweier verschiedenen Staaten werden aber die Gesetze eines Landes oft sehr in Verwirrung gebracht. Man denke nur an die Schwierigkeit, die Gesetze der Accise an der Landesgrenze geltend zu machen, wo der Schleichhandel mit solcher Bequemlichkeit geführt werden kann. Man denke an die Unmöglichkeit, alle unsicheren Menschen abzuhalten, die sich gewöhnlich an der Grenze aufhalten, wo es ihnen frei steht, ihren Aufenthalt bald in diesen, bald in den benachbarten Staat hin zu verlegen.

Wenn aber ein Land mit Bergen oder Wasser umschlossen ist, so wird ihm dadurch in der Reihe der Staaten eine viel höhere Stufe angewiesen. Man findet es in der ganzen Natur bestätigt, daß die Vollkommenheit des Lebens gleichen Schritt geht mit der größeren oder geringeren Isolirung des belebten Körpers. Dem gemäß muß sich auch die Kräftigkeit eines

Staats stärker äußern auf Inseln, als auf dem festen Lande. Vergleicht man die Geschichte des festen Landes mit der Geschichte der Inselstaaten, so findet man den Geist, der in ihnen vorwaltet, so verschieden, daß der Unterschied Jedem in die Augen springt. Auf dem festen Lande war die Regierung immer monarchisch, auf den Inseln gewöhnlich republikanisch. Man denke an die griechischen Inseln, an England, Venedig, Westindien. Die Aristokratie im Handel, welche den Inselstaaten immer eigen war, hat man aus dem Umstande erklären wollen, daß die See dem Transport der Waaren günstig sei. Die Sache ist wohl wahr, der Grund aber, warum sich die Inseln die Prä=potenz im Handel zueignen konnten, liegt höher, als in diesem zufälligen Umstande, und es soll an einem andern Orte mehr davon gesprochen werden.

Zur Wirklichwerdung eines ewigen Friedens ist es schlechterdings nothwendig, daß alle Staaten voll=kommen arrondirt sind. In dem Fall nämlich, daß sie Cirkel bilden, werden sich ihre Peripherien nur an einem Punkte berühren können, wodurch jede feind=liche Bewegung erschwert wird. Allein dieses ist noch nicht hinreichend. Damit der Friedenszustand der Staaten ewig sein könne, darf unter ihnen gar kein Berührungspunkt Statt finden; sie müssen vollkom=men getrennt sein. Dieses ist nur dadurch möglich,

daß die Staaten durch Wasser von einander geschieden werden, das heißt, daß sie Inseln bilden.

Um den Liebhabern des ewigen Friedens zu zeigen, welch eine mächtige Tendenz die Natur habe, jene paradiesische Zeit herbeizuführen, ersuche ich sie, mit mir einen Augenblick die Gestalt der Erde zu betrachten. Sie werden finden, daß viele Länder, die jetzt getrennt sind, ehemals zusammenhingen, und daß andere, die jetzt noch zusammenhängen, ihre zukünftige Bestimmung, sich zu trennen, gar deutlich offenbaren.

Daß ehemals die vier sogenannten Welttheile mit einander verbunden waren, das ist gar nicht zu verkennen. Europa hing mit Afrika da zusammen, wo sie jetzt die Meerenge von Gibraltar trennt; deßgleichen Amerika mit Asien, da wo die Behringsstraße das östliche Sibirien von Nord-Amerika scheidet. Daß England einst mit Frankreich verbunden war, das läßt sich eben so wenig bezweifeln.

Die Zeichnung der Länder, welche sich künftig trennen sollen, ist gar bestimmt gegeben. Hätten die Franzosen ihr Project ausgeführt, die Erdenge von Suez zu durchbrechen, so würden sie der Natur die Mühe erspart haben, zum Behuf des ewigen Friedens Afrika von Asien zu trennen. Es kann so viele tausend Jahre nicht mehr dauern, dann wird

sich bei der Erdenge Darien Amerika in zwei Hälften theilen, und das Südliche wird sich dann zum Nördlichen verhalten, wie sich Afrika zu Europa verhält. Spanien von Frankreich zu trennen, das kann der Natur gar nicht schwer fallen, da der Biscayische Meerbusen schon eine große Kluft zwischen beiden Ländern bildet. Eben so leicht ist es, Italien von Europa loszutrennen. Dänemark mit Deutschland hängt auch nicht fest zusammen, und um Schweden von Rußland loszureißen, reichen sich der Bothnische Meerbusen und das weiße Meer hülfreich die Hände. Es bleibt dann in Europa noch ein Kern übrig, der nicht zerstückelt werden kann. Zumal Frankreich und Deutschland, die hängen so fest zusammen, daß sie sich schwerlich werden trennen lassen. Hier sieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schicksals, daß beide Länder nur einen Staat bilden sollen. Und welch ein glücklicher Staat müßte das nicht werden, wenn sich die deutsche Natur mit der französischen vermählte und beide sich neutralisirten!

XXXVIII.

Von dem Gelde.

(1809.)

Die Natur des Geldes beschreiben, das heißt die Idee des Staates überhaupt entwickeln. Daher kommt es auch, daß keine Untersuchung über diesen Gegenstand an den Orten, wo man sie gewöhnlich angestellt findet, nämlich in staatswirthschaftlichen Schriften, vollständig ist und sein kann. Denn einerseits mußte man, um die Art und Weise zu erklären, wie das Geld sich nothwendig machte, bis zu dem Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft hinaufsteigen, und andererseits würde man das Geld in die feinsten Verzweigungen seiner Wirksamkeit nicht verfolgen können, ohne die verschiedenartigen und mannichfaltigen Kraftäußerungen des Staats überhaupt in Betrachtung zu ziehen. Aber die Gränzen der Nationalökonomie als Wissenschaft sind

zu enge gezogen, als daß sie dieses alles umfassen könnten; denn sie schließen die Politik aus, was sie nicht sollten.

Viele haben versucht, das Geld zu definiren; doch, wie ich glaube, Keiner mit Erfolg. Wenn dieses selbst den Deutschen, denen man doch Uebung im Definiren nicht absprechen kann, mißlungen ist, so kann man kühn behaupten, daß dieses Mißlingen nicht einem Mangel an Einsicht zuzuschreiben sei, sondern daß das Wesen des Geldes Etwas enthalten müsse, das jeder Definition widersteht. In der That läßt sich auch wenigstens für die empirischen Momente des Geldes kein allgemeiner Ausdruck festsetzen; denn das Geld ist an verschiedenen Orten ganz ein Verschiedenes, je nach der Kraft, von der es in Bewegung gesetzt wird, und je nach dem Gegenstande, den es selbst in Bewegung setzt.

Die Meisten haben das Geld so definirt: es ist ein Tauschmittel. Allein da Alles, was zur Erklärung des Geldes gesagt werden kann, auch gesagt werden muß, um begreiflich zu machen, was ein Tauschmittel ist, so sagt diese Definition nichts anderes, als: Geld ist Geld. Auch hat man außer Acht gelassen, daß das Geld für den Staat noch andere Bestimmungen habe, als blos die, ein Tauschmittel abzugeben.

Wenn man bekennt, daß die Neigung zum gesellschaftlichen Leben dem Menschen angeboren ist, und wenn man eingesteht, daß ohne Geld kein Staat bestehen könne: so folgt nothwendig daraus, daß das Prinzip, welches die Konstitution des Geldes herbeiführte, in der menschlichen Natur selbst nachgewiesen werden müsse. Ich will versuchen, das Naturgesetz zu beschreiben, welches die Organisation der Staaten und des Geldes anbefahl.

So mannigfaltig auch die Kräfte der Menschen unter sich, und so verschiedenartig sie in ihrer Anwendung sein mögen, so erhalten sie doch sämmtlich von einem und demselben Gesetze ihre Richtung — von dem Triebe der Selbsterhaltung. Dieses Gesetz ist allen Geschöpfen vorgeschrieben, und sie gehorchen ihm mit mehr oder minderem Bewußtsein. Doch könnten wir uns jenes Selbsterhaltungstriebes nicht bewußt werden, wenn nicht Hindernisse vorhanden wären, die uns abhielten, ihn zu jeder Zeit und in der möglichsten Vollkommenheit zu befriedigen. Daß diese Hindernisse von verschiedener Natur sind, das ist klar: so wie auch, daß ein und dasselbe Hinderniß auf verschiedene Menschen einen verschiedenen Eindruck machen kann; denn seine Wirkung muß sich modificiren, je nach der Empfänglichkeit dessen, auf den es thätig ist.

Diese Feinde nun, die jedes individuelle Dasein ankämpfen, sind doppelter Art — innere und äußere.

Man kann sich den menschlichen, so wie jeden andern Organismus als einen Staat vorstellen, worin zwar sämmtliche verschiedene Glieder einer gemeinschaftlichen Lebensregel unterworfen sind, wo aber jedes für sich wieder seine eigenthümlichen Gesetze hat, die es befolgt und welche es für die alleinherrschenden des ganzen Organismus zu machen geneigt ist, und auch dieser Neigung gemäß handelt, wenn ihm kein Widerstand geleistet wird. Da aber, sobald ein einzelner Theil seine Sphäre übertritt, er die andern einschränkt und dadurch das Gleichgewicht des Organismus nothwendig aufgehoben wird, so ist es eine Vorschrift des Selbsterhaltungstriebes, die gesetzwidrige Präpotenz eines einzelnen Organs nicht aufkommen zu lassen. Dieses wird dadurch verhindert, daß, sobald sich eine abnorme Menge von Kräften irgendwo angehäuft hat, man diese Kräfte entweder gleichmäßig unter alle Glieder vertheile, oder, wo dieses nicht möglich ist, sie gänzlich ausstoße. Nun muß aber, wo irgend ein Körper ausgeschieden wird, ein für Substanzen seiner Art empfänglicher Raum da sein, der ihn aufnimmt. Findet sich kein so beschaffener Raum, so kann er auch nicht ausgestoßen werden. Es läßt sich nun im Allgemeinen annehmen, daß Kräfte, deren sich

Menschen entäußern, nirgends Empfänglichkeit finden, als nur bei andern Menschen. Daher kam es, daß der Egoismus, indem er uns gegen jedes Außending ankämpfen lehrte, uns dennoch untersagte, die uns umgebenden Geschöpfe der völligen Vernichtung preiszugeben. So ward das Leben jedes einzelnen Menschen an das Leben Aller geknüpft und der Selbsterhaltungstrieb konnte niemals handeln, ohne zugleich für die Erhaltung Anderer thätig zu sein. Man kann daher sagen, daß das Bedürfniß, zu geben, früher und stärker gefühlt wurde, als das Bedürfniß, zu empfangen. Der Selbsterhaltungstrieb also hat die Menschen zusammengeführt; denn es mußte genommen werden, damit gegeben werden konnte.

Der äußern Feinde des Lebens sind eben so viele, als es Dinge gibt in der Welt. Da aber in gewisser Beziehung kein irdisches Naturgeschöpf selbstständig ist, sondern unter der Herrschaft des Menschen steht, so brauchen nur Letztere in Betrachtung gezogen zu werden. Jedes Naturprodukt, das zu unserem Leben nützlich oder unentbehrlich ist, muß daher immer in der Gewalt eines oder des andern Menschen stehen und es kann nicht anders erlangt werden, als indem wir auf letztere thätig sind. Dasselbe Motiv aber, das uns zu dessen Erwerbung antreibt, wird auch den Besitzer bestimmen, die Sache nicht freiwillig

wegzugeben. Das Produkt kann also nur auf eine gewaltsame Weise erlangt werden. Die erste Lebensregel, die uns nun der Selbsterhaltungstrieb eingibt, wird daher sein: den Feind zu vernichten. Da aber jeder Mensch von demselben Egoismus erfüllt ist, so wird gegen jeden Einzelnen der Widerstand Aller sich erheben; da sie alle dieselbe Absicht haben, so wird sie keiner erreichen. So wird nun der Friede und das Gleichgewicht wieder hergestellt. Hierdurch wird zwar die Gefahr der Vernichtung entfernt, aber die Furcht wird nicht beseitigt. Insofern aber die wirkliche Gefahr ein bestimmtes Objekt hat, die Furcht jedoch ein unbegrenztes, so ist es von größerer Wichtigkeit, letztere zu entfernen, als erstere. Wenn also auf diese Weise der Zweck nicht erreicht wird, der Zweck selbst aber unmöglich aufgegeben werden kann, so muß die Forderung des Egoismus auf eine andere Art befriedigt werden. Die andere Lebensregel des Egoismus wird nun die sein, sich den Feind zu assimiliren. Eine vollkommene Assimilation des ganzen Objekts kann aber eben so wenig als dessen Vernichtung zu Stande kommen. Denn da dieses einer Zerstörung gleich käme, so würde der unbesiegbare Widerstand sich wieder erheben. Eine solche Zerstörung kann aber auch nie bezweckt werden. Denn da jedes Wesen eigenthümliche, andern Geschöpfen heterogene

Bestandtheile hat, so können wir es nicht unbedingt in unsere Lebens-Sphäre hineinziehen. Alle Thätigkeit wird sich daher darauf beschränken, daß wir nur gewisse Theile eines fremden Organismus in den unsrigen aufnehmen. Die theilweise Assimilation kann aber eben so wenig gewaltsam bewerkstelligt, sondern sie muß ganz friedlich und freiwillig ausgeführt werden. Wie dieses möglich sei, das ist oben schon angedeutet. Da nämlich ein jeder Mensch binnen einer bestimmten Zeit eine bestimmte Summe von Kräften *) ausstößt, so wird ein anderer, dem diese Kräfte fehlen, sie aufnehmen und sie sich assimiliren. Hier also beginnt der Tausch. **) Dieser

---

*) Es ist ganz gleichgültig, ob ich von Produkten oder von Kräften rede; denn jedes Produkt hat nur insofern einen Werth, als es zur Kraft wird. Und in der That gibt es auch kein Produkt, das nicht zugleich produktiv wäre. Denn auch Alles, was wir verzehren und genießen, geht, insofern es Bedingung aller unserer Kräfte ist, im Werthe allen andern Kräften zuvor. Dieses scheinen diejenigen nicht beachtet zu haben, welche so unbedingt gegen alle Konsumtions-Steuern eifern, weil (wie sie sich ausdrücken) nur das nutzbringende Eigenthum besteuert werden soll.

**) Ich verkenne nicht, daß in dieser Deduction etwas Willkürliches herrscht. Allein die Nothwendigkeit entschuldigt mich. Um die Entstehung des Geldes zu entwickeln, mußte ein gesellschaftlicher Verein vorausgesetzt werden; man kann

Wechsel der Kräfte kann auf vielerlei Art stattfinden. Das einfachste Verhältniß ist dieses: A expulsirt b, und C expulsirt d, A nimmt nun das d und gibt dem C sein b. Oder: durch den Konflikt von b und d entsteht ein neues homogenes Produkt e, in welches sich A und C theilen. *) Oder: die beiden Theile von e werden von den beiden Eigenthümern derselben in zwei verschiedene Produkte S, g verwandelt, wovon jedes der Natur seines Producenten homogen ist. **) Man kann sich diesen letzten Fall bei der ganzen Nation denken. Die einzelnen Staatsglieder A, B, C, D, u. s. w. expulsiren die abnormen Kräfte e, S, g, h, u. s. w. Aus diesen heterogenen Kräften entsteht ein homogenes Produkt = X. Von diesem nimmt A nach Verhältniß, als er durch e dazu beigetragen hat, einen gleichgültigen Theil weg und

---

sich aber den Staat nicht einen Augenblick denken, ohne einen Tausch der Kräfte vorauszusetzen. Doch eben darum, weil hier, wie in allen politischen Betrachtungen, ein Zirkel von Ursachen und Wirkungen sich uns darstellt, ist der Anfangs-Punkt der Untersuchung willkürlich.

*) Z. B. ein Gerber gibt einem Schuster Leder, und dieser macht Schuhe daraus, für den Gerber und für sich selbst.

**) A hat einen Acker und C bestellt ihn. Das gewonnene Getreide theilen sie unter sich. A läßt von seinem Korn Branntwein brennen, C aber läßt Brod daraus backen.

macht daraus ein neues Produkt I. B nimmt ebenfalls seinen verhältnißmäßigen Theil und bildet das Produkt K daraus. Jenes X ist es, was man Geld nennt.

Geld also ist das Produkt des politischen Prozesses, welcher die heterogenen Kräfte des Staats in eine homogene Masse verwandelt. Bei diesem Geldprozeß unterscheidet man zwei verschiedene Operationen: die Konstruktion und die Destruktion des Geldes. Wir wollen beide Momente genauer untersuchen.

Wir haben gefunden, daß bei jedem Menschen in einer bestimmten Zeit sich eine gewisse Summe von Kräften anhäufe, die er, weil sie ihrer Quantität oder Qualität wegen seiner Natur entartet sind, zu entäußern sucht. Auch sahen wir, daß ein Jeder geneigt ist, die expulsirten Kräfte Anderer, für die er Empfänglichkeit hat, sich anzueignen. Nun kann man annehmen, daß in jeder etwas beträchtlichen Gesellschaft die entbehrlichen und begehrten Producte sich das Gleichgewicht halten und die Geber und Nehmer sich wechselseitig ausgleichen. Denn da sie alle auf derselben Stufe der Kultur stehen, so wird der Fall nicht eintreten können, daß ein Einzelner etwas produciren sollte, das nicht für irgend ein anderes Mitglied der Gesellschaft brauchbar wäre, oder

daß Jemand ein Bedürfniß hätte, dessen Befriedigung er nirgends fände. Die Bedürfnisse Aller würden daher befriedigt werden und in dieser Hinsicht würde der Umtausch der Kräfte keine Schwierigkeit haben. Man muß ferner erwägen, daß in einem solchen idealischen Zustande einer Gesellschaft (warum ein solcher Zustand in der Wirklichkeit nicht gefunden werden könne, werde ich in der Folge erörtern), daß bei einem Volke, welches den niedrigen Grad der Kultur besitzt, welcher durch den Mangel des Geldes bezeichnet wird, keine Reflexion und Vorsicht gesucht werden kann. Nicht allein, daß ein Jeder wenn er auch seine Bedürfnisse kennt, dennoch um den kommenden Tag unbekümmert ist, sondern, ob zwar dieselben Bedürfnisse täglich wiederkehren, so hat er doch nicht Besonnenheit genug, um sich aus dieser Erfahrung eine allgemeine Regel für die Art seiner Erhaltung bilden zu können. Man muß auch dieses noch erwägen, daß beim Geben und Nehmen keineswegs das begehrte Produkt, sondern das entbehrliche das erste Motiv ist, welches den Willen zum Tausche bestimmt. Man sollte denken, daß unter solchen Umständen der Tausch keineswegs Schwierigkeit haben könnte. Allein nichts desto weniger können Verhältnisse eintreten, wo nicht blos bei der Uebereinstimmung beider Kontrahenten die Ausführung des Tausches ver-

hindert, sondern wo auch schon bei dem schon beschlossenen Tausche, während dessen Vollführung, der Wille geändert oder aufgehoben wird und also der Handel eben so wenig zu Stande kommt. Man denke sich folgenden Fall: A und B haben die Produkte c und d, die sie gegen einander umtauschen wollen; jedes dieser Produkte ist für seinen Eigenthümer unbrauchbar oder wenigstens entbehrlich. Indem aber diese beiden Produkte zusammenkommen, entsteht ein neues homogenes Produkt, welches für Beide brauchbar oder nothwendig ist, aber wegen seiner Untheilbarkeit doch nur Einer allein besitzen kann. Nun wird Keiner Lust haben, das Produkt dem Andern zu überlassen, und der Tausch unterbleibt. *) Oder das Produkt d, gegen welches c ausgetauscht werden soll, befindet sich an einem entfernten Orte. A muß also hingehen, um es sich zu holen. Da aber durch diese Veränderung von Zeit und Raum das Verhältniß von A gegen c und d überhaupt geändert wird: so kann es kommen, daß A, wenn er an Ort und Stelle angekommen ist, entweder das einzutauschende Produkt nicht mehr brauchen, oder das wegzugebende nicht mehr entbehren kann. Der Tausch kommt eben so wenig zu Stande.

---

*) Z. B. A hat einen Pfeil, und B einen Bogen.

Diese und mehrere andere Hindernisse werden sämmtlich durch das Geld weggeräumt. Es versteht sich wohl von selbst, daß ich hier noch nicht an Gold und Silber, noch weniger an gemünztes Metall, und auch nicht einmal an irgend ein körperliches Surrogat des Geldes denken kann: denn alle die Völker, bei denen wir ein solches Surrogat finden, z. B. Vieh, Salz, Muscheln u. a., mit denen sie statt des Geldes zahlen, die sind schon weit über die unterste Stufe der Kultur hinaus. Das erste, dessen man sich als Geld bediente, war kein Objekt, sondern eine Idee: sie war der Maßstab, mit dem man den Werth der Dinge verglich. Diese Idee mußte natürlich eine solche sein, die in allen Dingen enthalten, oder, was dasselbe ist, die man sich bei allen Dingen denken kann. Geht man alle Eigenschaften der Dinge durch: so findet man keine, die allen gemeinschaftlich wäre, als Zeit und Raum. Das heißt: jedes Ding hatte eine bestimmte Größe und eine bestimmte Dauer. Der Raum und die Zeit waren es also, was die Preise bestimmte. Daher lassen sich auch alle die Verhältnisse, die noch jetzt unter uns den Preis der Waaren bestimmen, unter jene zwei Urmaßstabe von Zeit und Raum bringen. Die Werthe gleichartiger Dinge verhalten sich wie ihre Größen. Bei ungleichartigen Dingen aber stehen die Werthe im Verhältniß

mit ihrer Dauer. Der Verkäufer berechnet die Zeit von der anfangenden Produktion des Objekts, bis sie an den Käufer kommt; letzterer hingegen rechnet von dem Moment der Besitzergreifung an, bis zur vollendeten Konsumtion. Man darf aber den Anfang der Produktion nicht erst in dem Augenblick setzen, wo die Menschen anfingen, Hand an das Werk zu legen; die Produktion nimmt vielmehr schon da ihren Anfang, wo die Natur den ersten Keim zum Produkte legte. Je länger die Natur arbeiten muß, um irgend ein Wesen hervorzubringen, je höher steht dieses im Werthe. Daher der verhältnißmäßige hohe Preis der Metalle. Und da wir von letztern nicht einmal wissen, wie lange die Natur beschäftigt sein muß, um sie zu produciren, so ist hier die Zeit für uns so gut wie eine unendliche. Die Seltenheit, welche eines von den Haupt-Momenten ist, die den Preis der Waaren bestimmen, drückt nichts Anderes aus, als die Größe ihrer Dauer. Denn je längere Zeit eine Kraft bedarf, um ein Objekt zu Stande zu bringen, je seltener wird in einer gewissen Zeit ein solches Objekt zum Vorschein kommen. Da nun nach jenem Gesetze der Natur die Dauer der Konstruktion eines Körpers im Verhältnisse steht mit der Dauer seiner Destruktion; d. h. daß, je längere oder kürzere Zeit ein Ding bis zu seiner vollkommenen Ausbildung braucht, je

langsamer oder schneller es auch abstirbt: so findet man darum, daß die seltensten Körper auch die dauerhaftesten sind. Aus diesem Princip der Zeit läßt sich auch der Grund herleiten, warum der Transport die Waaren vertheuert, weil hierdurch Production und Konsumtion der Produkte weiter auseinander gesetzt werden.

Nun darf man freilich nicht denken, daß die wilden und rohen Völkerschaften einen deutlichen Begriff von diesem Gelde gehabt hätten. Natürlich konnten wir die Wesenheit jenes Urgeldes erst dann begreifen, nachdem wir seiner nicht bedurften. Es läßt sich aber zeigen, wie sie instinktmäßig nach jenem Urgelde berechneten. Bei rohen Jägervölkern, wo Jeder seinen täglichen Unterhalt erjagen mußte, war es ein natürlicher Vertrag, daß, wenn Jemand von ihnen irgend ein rohes Kunstprodukt zu Stande brachte, der Käufer desselben so viel Lebensmittel dafür geben mußte, als der Fabrikant in der Zeit, wo er mit dem Werke beschäftigt war, zu seinem Unterhalt bedurfte. Hier wird also der Werth des Produkts ganz allein an der Zeit der Produktion abgemessen.

Die Hindernisse, welche den Tausch oft unmöglich und fast immer beschwerlich machten, ob zwar verschiedener Natur, hatten doch einen gemeinschaftlichen

Grund, der sie alle herbei führte. Daher konnte ein und dasselbe Mittel hinreichen, sie sämmtlich zu beseitigen. Wir hatten gefunden, daß die Neigung zum Geben aus der Nothwendigkeit entsprang, die dem Organismus entarteten Produkte auszustoßen, und daß die Begierde zu nehmen in dem Egoismus seinen Grund hatte, welchem zu Folge ein Jeder seine Lebenssphäre zu erweitern sucht. Sollten nun dieser Gründe wegen die Produkte X und Y gegen einander umgetauscht werden, so trat jedesmal ein Umstand ein, der einerseits wirkte, daß der Wille der Kontrahenten nicht vollständig erfüllt wurde, und der andererseits etwas herbeiführte, was dem Wunsche der Tauschenden gerade entgegen war. Das Produkt X, welches seiner Heterogenität wegen expulsirt war, konnte unmöglich ganz und durchaus heterogen sein. Denn wäre es dieses, so ließe es sich nicht begreifen, wie es in dem Organismus, der es ausscheidet, hat erzeugt werden können. Es muß also irgend einen homogenen Bestandtheil in sich schließen, welchem sich die andern Theile gleichsam nur äußerlich angesetzt haben. Diesen normalen Theil würde der eine Kontrahent gerne zurückbehalten und er gibt ihn nur darum hin, weil er von den anderen heterogenen Theilen unzertrennlich ist. Ferner muß auch das einzutauschende Produkt Y einen Bestandtheil haben, der für den Nehmenden nicht brauch-

bar ist. Denn da jeder Mensch etwas Eigenthümliches in seiner Natur hat, was ihn von andern unterscheidet: so muß auch in jedem seiner Produkte diese Eigenthümlichkeit sich ausgedrückt finden. Der Bestandtheil also, der dieses enthält, wird dem Nehmenden heterogen sein, und er nimmt ihn nur darum, weil er von den andern brauchbaren Theilen nicht getrennt werden kann. Bei dem andern Kontrahenten findet dasselbe Statt. Beide also nehmen und geben mehr, als sie wollen. Ferner: gemäß der Tendenz, seine Lebenssphäre immer zu vergrößern, soll das aufgenommene Produkt in alle Theile des Organismus gleichförmig verbreitet werden; oder dem Assimilirenden muß wenigstens die Wahl frei stehen, auf welchen besonderen Theil er es anwenden wolle. Bei dem Produkten-Tausch aber kann weder das Eine, noch das Andere stattfinden; denn da jedes Produkt schon seine bestimmte Form hat, so kann der Assimilirende es nur auf die Art gebrauchen, wie es ihm von der Natur jeglicher Form vorgeschrieben wird.

Das Mittel also, welches zur Erleichterung des Tausches dienen sollte, hatte unter andern auch jene zuletzt erwähnten Beschwerlichkeiten aufzuheben. Es sollte dreierlei bewirken. Erstens mußte derjenige Theil von dem wegzugebenden Produkte, welchen man zurückbehalten möchte, von den andern Theilen ab-

gesondert, oder, wo dieses nicht möglich ist, etwas dafür empfangen werden, was jenem Theile gleichartig ist oder gemacht werden kann. Zweitens muß derjenige Theil des einzunehmenden Produktes, welcher uns widersteht, entweder seiner Heterogenität beraubt oder etwas dafür gegeben werden, was unserer Natur angemessen ist. Endlich mußte das einzutauschende Produkt die Beschaffenheit haben, daß es auf die allgemeinste, oder jede beliebige besondere Art angewendet werden konnte.

Das Wesen des Geldes umschließt alle die Eigenschaften, die jenen gemachten Forderungen entsprechen. Wir wollen dessen einzelne Bestandtheile, jedes in seiner eigenthümlichen hülfreichen Beziehung, betrachten; aber es läßt sich nicht erklären, auf welche Weise jene Bestandtheile sich so vereinigen, daß ihr Produkt das Geld bildete. Der innere Bildungsproceß des Geldes kann keineswegs dargestellt werden. Denn da die Neigung zum gesellschaftlichen Leben dem Menschen angeboren, das Geld aber nichts anderes ist, als der allgemeine Ausdruck für alle die mannigfaltigen Thätigkeiten, welche die Menschen als Gesellschaftsglieder wechselseitig leiden und ausüben — so fällt der Ursprung des Geldes, wie schon erwähnt, ganz zusammen mit dem Ursprung der Staaten. Weder das Eine noch das Andere kann von seinem Ur-

sprung an verfolgt werden; denn jede Wurzel entzieht sich unsern Blicken. Daher ist die Untersuchung des Geldes stets analysirend, es kann immer nur als vorhandenes Produkt betrachtet werden.

Da alle Menschen auf einer und derselben Stufe der Organisation stehen, so müssen sie auch, ungeachtet ihrer anderseitigen Verschiedenheit, dennoch ein Gemeinschaftliches haben, weches den Charakter ihrer Gattung ausspricht. Dieses Gemeinschaftliche ist nichts anderes, als die Grundkraft der Humanität, welche, durch die eigenthümliche Natur jedes Einzelnen modificirt, uns eine Mannigfaltigkeit von Kräften darstellt. Jenes Princip aller Thätigkeit muß daher in jedem humanen Produkte ausgedrückt sein. Folglich wird auch jedes Produkt etwas enthalten, was für alle Menschen brauchbar ist. Und zwar muß dieser Theil, der für Alle brauchbar ist, auch im Verhältniß gegen das ganze Produkt überhaupt der brauchbarste Theil sein. Denn wenn das Produkt im Ganzen nur auf die Art angewendet werden kann, wie es dessen Form erheischt, so kann die Grundkraft in ihm auf jede beliebige Weise gebraucht werden. Wird nun diese Grundkraft isolirt und objektiv gemacht, so entsteht ein Produkt, welches für Alle einen gleichen Werth hat. Diese Gleichgültigkeit kann aber nur so verstanden werden, daß

jenes Produkt für Jeden in Beziehung auf sich selbst gleich unschätzbar ist. Ein Theil dieser Grundkraft = a hat einen gleichen Werth für N und L; denn einem Jeden muß die Fähigkeit zu produciren, die er durch sie empfängt, vom höchsten Werthe sein, insofern Jedem sein Leben überhaupt das Wertheste ist. Aber in den Augen eines Dritten ist es keineswegs gleichgültig, ob N oder L diese Kraft anwende; denn wenn L den N an Geist und Talenten übertrifft, so muß auch dessen Produkt an und für sich einen größeren Werth haben. Diese Grundkraft ist nun eben der Theil, den man bei jedem wegzugebenden Produkte gern zurückbehalten möchte. Da er aber dennoch weggegeben werden muß, so kann dieser mißliche Umstand nur dadurch gut gemacht werden, daß für diesen Theil Grundkraft eine gleiche Quantität ähnlicher Kraft zurückgegeben werde. Hierdurch wird nun die erste Beschwerlichkeit des Tausches aufgehoben. Die andere, welche darin bestand, daß man mit dem eingetauschten Produkte einen Theil erhielt, den man nicht brauchen konnte, wird auf gleiche Weise beseitigt. Statt dieses Theiles nämlich wird eine gleiche Quantität Grundkraft gegeben, die Allen homogen ist. Das dritte Erforderniß zu einem vollkommenen Tausche war, daß das zu empfangende Produkt so beschaffen sei, daß es

uns in der Art seiner Anwendung keine Fesseln anlege. Es gibt aber nur eine Sache, welche diese Eigenschaft besitzt, nämlich die reine Grundkraft. Die Menge der Grundkraft nun, die für jedes Produkt gegeben werden muß, ist gleich der Summe von Grundkraft, die angewendet worden ist, um das Produkt zu Stande zu bringen und derjenigen, die sich der Empfangende aus dem Produkte selbst durch die Consumtion bereiten kann. Letzterer aber wird von der Bezahlung so viel abziehen, als er wird Kraft aufopfern müssen, um die Assimilation des Produkts zu Stande zu bringen. Diese Grundkraft nun ist nichts anderes, als das Geld. Es ist hierdurch angedeutet, in welchem Verhältnisse die Geld-Masse eines Staats mit seiner Produkten-Masse stehen müsse und welche Folgen unausbleiblich sind, wenn jenes Verhältniß verletzt wird.

Man darf sich daher das Geld keineswegs als ein Produkt eigenthümlicher Natur vorstellen, welches von den andern Produkten völlig unterschieden und blos willkürlich als der Maßstab, mit dem man die verschiedenen Werthe vergleicht, angenommen worden sei; sondern das Geld ist der ausgezogene Bestandtheil, der in allen Produkten gleichartig enthalten ist, und der sich von selbst darstellt, sobald die Produkte mit einander in Conflikt

treten, das heißt: sobald der Tausch beginnt. Man kann daher sagen, daß bei jeder Produktion das Geld, womit das Produkt bezahlt werden soll, zugleich mit erzeugt werde; denn jede Waare ist immer nur so viel werth, als Geld daraus gemacht werden kann.

Nachdem die menschliche Gesellschaft eine höhere Stufe der Cultur erstiegen hatte und die Wechselthätigkeit ihrer Glieder anfing, lebendiger und rascher zu wirken, da mußte in demselben Verhältniß, als hierdurch das Geld in größerer Menge und schneller sich erzeugte, auch dessen Begriff sich deutlicher entwickeln. Von dieser Zeit an konnte auch die abstrakte Idee des Geldes, die bis dahin zugereicht hatte, nicht mehr hinlänglich sein. Das Geld mußte sinnlich dargestellt werden. Wir haben gesehen, daß bei Völkern, die von der Jagd oder Fischerei lebten, die Menge der Nahrungsmittel, die Jemand während der Zeit, als er mit der Produktion einer Sache beschäftigt war, verzehrte, diejenige Form abgab, nach welcher der Preis des Produkts bestimmt wurde. Doch ward durch diese Bezahlung die Arbeit eigentlich nur ersetzt, es mußte aber auch für beide Contrahenten noch ein Gewinnst stattfinden, wenn der Tausch zu Stande kommen sollte. Dieser Gewinnst bestand nun für den Consumenten darin, daß er ein Produkt erhielt, welches er auch bei aller Muse aus

Mangel an Talent nicht hätte hervorbringen können; bei dem Producenten aber darin, daß er der Mühe, sich auf eine beschwerliche Art seinen Unterhalt zu erwerben, enthoben ward. Gehen wir aber einen Schritt weiter und betrachten die Hirtenvölker. Bei diesen, welche sich von den Erzeugnissen ihrer Heerden, also auf eine leichte Art ernährten, konnte bei jedem Produkt zwar der Ersatz der Arbeit, aber bei keinem der Gewinnst auf die vorige Art berechnet werden. Denn der Produzent durfte die abgenommene Miethe des Nahrungserwerbs nicht mehr in Anschlag bringen und der Gewinnst wäre daher einseitig blos dem Consumenten zugefallen. Oben sprach jede Sache ihren Preis selbst aus. Das Produkt war Maßstab für das Geld. Im gegenwärtigen Falle aber, wo das Produkt seine bestimmenden Gränzen verlor, mußte das Geld bestimmt werden, und das Geld ward Maßstab für das Produkt. Es ward nothwendig, ein Objekt aufzusuchen, welches eine bestimmte, allgemein bekannte und unveränderliche Quantität von Dauer und Größe enthielt. Das Objekt mußte ein solches sein, welches für Jeden und zu jeder Zeit eine gleiche Brauchbarkeit hatte. Bei Hirtenvölkern ist nur eines, welches Alle besitzen und dessen Besitz zu jeder Zeit nützlich ist: nämlich das Vieh. Und dieses mag es auch gewesen sein, welches bei ihnen

das Geld vorstellte. Andere Völker haben vielleicht einen anderen Gegenstand als Geld gebraucht. Man kann daher aus dem unterschiedenen Worte, mit welchem die Nationen den Begriff des Geldes verbinden, oder aus dem Ursprung dieses Wortes den verschiedenen Grad der Cultur erkennen, welchen ein Volk besaß, als die Idee des Geldes anfing, sich bei ihm zu entwickeln. Man kann überhaupt daraus ersehen, auf welche Art und Weise der gesellschaftliche Verein eines Volkes sich ausgebildet habe. Die Römer z. B., welche von einem Hirtenstamme ihren Ursprung nehmen, drückten Geld durch pecunia aus, wahrscheinlich, weil ihnen das Vieh Geld war. Bei den Deutschen, unter welchen, als einem kriegerischen Volke, die Tapferkeit dasjenige war, welches von Allen und zu jeder Zeit am meisten geschätzt wurde, war es eben die Tapferkeit und Stärke, welches bei ihnen das preisbestimmende Princip vorstellte, welches durch Geld, gelten bezeichnet wird.

Wir wollen nun untersuchen, wie bei fortschreitender Cultur die Unvollkommenheit des bisher dienlichen Geldes sich aufdecken und man nothwendig zum Gebrauch des Metall-Geldes kommen mußte. Es ist gezeigt worden, daß Dauer und Größe das ursprünglich werthbestimmende Prinzip der Dinge ist. Zwei Körper von gleicher Größe werden sich also

verhalten, wie ihre Dauer und umgekehrt. Dieser Satz aber kann, wie es sich von selbst versteht, nur dahin gedeutet werden, daß hierdurch nur das Verhältniß der Dinge unter sich selbst bestimmt werde. Natürlich mußte es dahin kommen, daß Körper von gleicher Dauer und Größe dennoch für verschiedene Menschen und für diese zu verschiedenen Zeiten einen ungleichen Werth haben mußten. Auch konnten zwei Produkte, an und für sich von gleichem Werth, dennoch ein und demselben Menschen von verschiedener Gültigkeit sein. Ja in vielen Fällen mußten die Werthe der Körper mit deren Größe in umgekehrte Verhältnisse treten. Dieses Alles aber konnten wir bis jetzt unbeachtet lassen. Denn in jenem einfachen Natur-Zustande waren alle Bedürfnisse der Menschen gemeinschaftliche und zu jeder Zeit dieselben. Da nun jedes Produkt für jeden Menschen denselben Werth hatte, so brauchte man blos auf das Verhältniß der Dinge unter sich Rücksicht zu nehmen. Es konnte daher irgend ein Produkt, das allgemeine Brauchbarkeit hatte, als Geld festgesetzt werden. Dieses einfache Verhältniß mußte jedoch verwickelter werden, sobald die Menschen aus dem Stande der Natur heraustraten, *) sobald ihre Bedürfnisse man-

---

*) Ich habe diesen Ausdruck, obzwar ihn sehr mißbilli-

nigfaltiger wurden und von der eigenthümlichen Cultur jedes Einzelnen und dem verschiedenen Charakter der Zeiten ihre Bestimmung erhielten. Ich will mich über die Beziehung, die zwischen der Cultur und den Bedürfnissen der Menschen stattfindet, etwas deutlicher aussprechen.

Diejenige Verrichtung, wodurch die Kunst-Produkte ihre möglichste Vollkommenheit erhalten — die Theilung der Arbeiten, ist eine Operation, welche die Natur überall ausübt und auch die Menschen zu jeder Zeit ausgeübt haben. So wie die Theilung der Arbeiten eine Mannigfaltigkeit der Produkte zur Folge hat, so setzt sie auch Mannigfaltigkeit der Kräfte voraus. Diese verschiedenen Kräfte, obzwar blos Modifikationen ein und derselben Grundkraft vorstellend, bedürfen doch jede ihrer eigenthümlichen Nah-

---

gend, doch nicht unterdrücken können, denn man hört und liest ihn so oft, daß man nicht vermag, seiner Geläufigkeit Einhalt zu thun. Was die Schriftsteller, welche sich dieser Redensart im Ernste und aus wahrer Neigung bedienten, dabei denken mochten, ist mir stets unerforschlich geblieben. Wenn die Menschen den Stand der Natur verlassen haben sollen, so muß ihr jetziger Stand ein widernatürlicher, oder übernatürlicher, auf jeden Fall aber ein unmenschlicher sein. In der That eine höchst interessante und wunderbare Situation, die aber, mir wenigstens, ganz unbegreiflich ist!

rung, um sich zu erhalten und fortzupflanzen. Dasjenige nun, was ein Ding zu seiner Erhaltung nothwendig erfordert, heißt, in Beziehung jenes Dinges, ein Bedürfniß.*)

Da die Grundkraft der Humanität nur in ihrer Wirksamkeit erkannt und erst in ihren Produkten anschaulich wird, so muß in dem Verhältnisse, als

---

*) Daher ist es ein Mißverständniß von bedeutenden Folgen, wenn man von wahren und eingebildeten Bedürfnissen spricht; denn indem man letztere tadelt, tadelt man eigentlich nur die Kräfte, die durch sie erhalten werden. Daß es aber eine menschliche Kraft gäbe, die unterdrückt oder vernichtet zu werden verdient, das werden sich auch Solche zu bekennen schämen, aus deren Behauptungen man dergleichen Ansichten nothwendig folgern mußte. So unbedeutend dieser Umstand auch scheinen mag, so wichtig ist er doch, da er zu äußerst falschen Ansichten Gelegenheit gab. Denn jene Billigkeitskrämer haben, so oft sie von Staatsausgaben sprachen, nie unterlassen mögen, gegen sogenannte falsche Bedürfnisse zu eifern und den Aufwand für solche zu verdammen. Sie haben aber solche Dinge mit dem Namen eingebildeter Bedürfnisse belegt, von denen sie sahen, daß die meisten Menschen ihrer entbehren konnten, ohne zu sterben oder krank zu werden. Sie hätten aber bedenken sollen, daß eben darum, weil die rohe Substanz der Menschheit besteht, ohne jene falsche Bedürfnisse zu fühlen, daß darum in den seltenen Kräften, welche jene Bedürfnisse zu ihrer Ernährung dennoch erfordern, gerade die höchste Würde der Menschheit sich aussprechen muß.

letztere vollkommener werden, auch die erstere für die Erkenntniß einen höhern Grad der Bedeutung erhalten. Da ferner die Produkte wieder in Grundkraft verwandelt und produktiv werden, so müssen sie die empfangene Würde sich wechselseitig mittheilen. Das Geld wird daher seinen Charakter verändern, wie die Dinge, die es vorstellt, eine andere Gestalt annehmen. Auf jener bezeichneten Stufe der Cultur kannte der Mensch, wie die Welt, so sich selbst nur höchst unvollkommen. Alle die mannigfaltigen Beziehungen zwischen der Natur und ihm stellten sich seiner Anschauung in einem Bilde verschmolzen dar. Essen war sein ganzes Leben und nach Nahrung ging alle seine Sehnsucht. Er kannte nur seinen Magen. Als aber durch die Ehe die Gefühle der Liebe und die Bedürfnisse des Herzens sich entwickelten, als aus der Präpotenz des Geistes die Herrscherkraft und aus dieser der Herrscherwille hervorgingen, da der Kopf seine Rechte kennen lernte und sie geltend zu machen suchte, da schloß sich die Welt den klarern Blicken des Menschen auf und seine Sehnsucht, das Erkannte zu umfassen, ward schrankenlos. Von dieser Zeit an hörte das, was bisher Geld vorstellte, zwar nicht auf; das allgemeinste Bedürfniß aber, als das allgemeinste Bedürfniß, mußte aufhören Geld zu sein. Wie die

Staaten, so bilden sich die Menschen. Wie jene sich nach und nach der Monarchie*) nähern, wird auch der Organismus des Menschen im Verlaufe seiner Entwickelung immer mehr und mehr monarchisch. Die Organe werden nach ihrer Kraft und Bedeutung bei- und untergeordnet. Nun mußte dasjenige, was dem herrschenden Organe Bedürfniß war, das herrschende Bedürfniß überhaupt, es mußte Geld werden. Bedürfniß aber für das herrschende Organ kann nichts anders als dasjenige sein, was überhaupt jede Herrschaft nothwendig fordert, um sich zu erhalten und sich geltend zu machen. Daher durfte es mit den Bedürfnissen der andern Organe nichts gemein haben. Denn wäre dieses der Fall, dann würde, da eine Aehnlichkeit der Bedürfnisse auch eine Aehnlichkeit der Kräfte voraussetzt, die herrschende Kraft an verschiedene Orte vertheilt sein, welches der Voraussetzung, daß die Regierung monarchisch sei, nicht entspräche. Es sollte blos das Princip vorstellen, welches alle Bedürfnisse unter ein Gesetz bringt, sie leitet und nach Regeln unter die untergebenen Or-

---

*) Ich verstehe unter Monarchie die Alleinherrschaft einer Idee, und setze sie der Polyarchie (Anarchie) entgegen. In diesem Sinn sind alle Staaten monarchisch; denn während der vorübergehenden Perioden der Anarchie (Revolution) hört der Staat auf ein solcher zu sein.

gane vertheilt. Es war daher nothwendig, daß das Vieh oder so ein Aehnliches, was bis jetzt als Geld gebraucht wurde, vom Tauschmittel zum Tausch-Produkt herabsank. — Was trat an dessen Stelle? —

Ein Produkt der Art, welches so wenig Bedürfniß für das physische Leben des Menschen wäre, daß er jederzeit ohne dasselbe bestehen kann, finden wir nur in dem unorganischen Reiche der Natur. Hier also muß auch das gesucht werden, was auf der Stufe der Cultur, worauf wir jetzt die Menschen betrachten, sich als Geld konstituirt haben müsse. Von der gesteigerten Bildung der Menschheit war die Vermehrung der Bedürfnisse nicht die einzige Folge, es mußte noch ein Anderes daraus entstehen. Der Mensch mußte nämlich für seine mannigfaltigen Kräfte, die er bisher nur aus ihren Aeußerungen erkannte, für jede ihr eigenthümliches und das gemeinschaftliche Gesetz auffinden, welches sie alle in Bewegung setzt. Er mußte das Verhältniß kennen lernen, das ihn zugleich an die Natur fesselt und ihn von ihr trennt; seine Rechte a n und seine Pflichten g e g e n die Natur mußten sich ihm offenbaren. Von nun an war es nicht blos das Bedürfniß des Augenblicks, dessen Befriedigung ihn beschäftigte — es waren auch die Bedürfnisse der Zukunft, die seine Thätigkeit anstrengten. Und da durch die Bande des Staats und

der Familie, zugleich mit dem Gefühl der Liebe, das Bewußtsein der Unsterblichkeit in ihm erwachte; so ging seine Vorsicht auf eine unendliche Zeit, wie sein Leben selber schrankenlos war. Es treten also jetzt Forderungen ein, die damals noch nicht an das Geld gemacht wurden, als es noch blos zum Tauschmittel des augenblicklichen Bedürfnisses diente, und nicht aufbewahrt zu werden brauchte. Es mußte folgende Eigenschaften haben:

1) Die Erhaltung desselben durfte nicht so viel Kraftaufwand kosten, daß hierdurch der Werth der Kraft, die daraus bereitet werden sollte, bedeutend verringert worden wäre.

2) Es durfte keiner solchen Veränderung ausgesetzt sein, die seinen Tauschwerth vermindern könnte.

3) Die Kraft, die zu dessen Assimilation erfordert wird, darf nicht so groß sein, daß sie den Werth der daraus zu bereitenden Produkte aufwiegt.

Wegen des ersten und zweiten Punktes konnte kein organisches Produkt Geld werden, weil organische Produkte Nahrung bedürfen und sich verändern. Wegen des letzten Punktes durfte das Geld keine große Ausdehnung haben, weil alsdann der erschwerte Transport viel Kraftaufwand erfordern würde. *)

---

*) Dieser letztern Forderung zu Folge mußte also der

Diese Forderungen alle finden wir nur bei den Metallen befriedigt.

Doch nicht allein seiner objektiven Beschaffenheit wegen ist das Metall zum Gelde tauglich befunden worden, sondern auch, und zwar vorzüglich die Art, es zu gewinnen, war der Grund, der es vor allen andern Dingen zum Geld brauchbar machte. Denn da, wie gezeigt worden, das Geld jedesmal den Charakter der Cultur ausdrückt derjenigen Gesellschaft, in welcher es geltend ist, so folgt natürlich: daß das Geld einer spätern Zeit und von einer höhern Bedeutung, schon seiner künstlichen Fabrikation wegen, bei einem früheren und geringeren Grade der Cultur unmöglich hatte dargestellt werden können. Die Behandlung der Bergwerke und alle die Operationen, welche erfordert werden, um das Metall in seiner Reinheit darzustellen, setzen so viele Wissenschaft und Kunst voraus, daß man hieraus sieht, welch eine lange Zeit verstrichen sein müsse, ehe man dahin kommen konnte, das Geld auf eine solche Art vorzustellen. Wäre das Metall von der Art, daß es ohne Kunst und Mühe in seinen brauchbaren Zu-

---

eine Factor des werthbestimmenden Prinzips, nämlich die Größe des Produkts, immer mehr abnehmen, und der andre Factor, die Dauer, dafür einen Zusatz erhalten.

stand gebracht werden könnte, so würde es seiner übrigen empfehlenden Eigenschaften ungeachtet, und auch bei demjenigen Grade der Seltenheit, der seine Dauerhaftigkeit bewährte, dennoch zum Gelde nicht dienlich sein.

Da das Geld das vorstellende Zeichen der Kräfte ist, so folgt: daß es von den Kräften auch seine Bestimmung erhalten und seine Größe mit ihnen in einem gewissen Verhältnisse stehen müsse. Wäre es möglich, daß das Geld sich unabhängig erzeugen und sich nach eignen Regeln vermehren und vermindern könnte, so würde es hierdurch gänzlich seine Bedeutung verlieren. Dieses würde aber der Fall sein, wenn die Metalle ohne viele Arbeit erworben werden könnten. Aber die auf die zu Tag Beförderung der Metalle zu verwendende Arbeit ist nichts anderes, als derjenige Theil der Kraft, der vom Gelde nothwendig verzehrt und verschlungen werden muß, um selbst ein vorstellendes Zeichen der Kräfte abgeben zu können.

Lägen die Metalle rein und mit fremdartigen Bestandtheilen unvermischt auf der Oberfläche der Erde, so würden sie, wenn auch während einer bestimmten Zeit nicht mehr davon aufgefunden werden könnte, als in einem gleichen Zeitraum jetzt aus den

Bergwerken gewonnen wird, dennoch nicht zum Gelde gebraucht werden können. Denn da die Kraft eines Einzelnen alsdann hinreichen würde, das Geld darzustellen, so würde das Geld nicht mehr vorstellen, als eben nur die Kraft eines Einzelnen, und das sämmtliche Geld einer ganzen Gesellschaft könnte keinen größern Werth haben, als die Summen der Kräfte einiger Wenigen. Der Staat hätte es alsdann nicht in seiner Gewalt, den Umlauf des Geldes zu leiten. Denn da ihm sowohl dessen Menge als dessen Aufenthaltsort unbekannt bliebe, so könnte er weder die Kraft bestimmen, die erfordert würde, um Geld in Bewegung zu setzen, noch den Punkt, von welchem dieses bewegende Prinzip ausgehen müsse. Denn wenn es auch Privatleuten verboten wäre, sich das Geld eigenmächtig zuzueignen, so würden doch, da dessen Besitzergreifung schnell und ohne Geräusch von Statten ginge, die Uebertreter des Gesetzes selten entdeckt und bestraft werden können. So wie sich aber die Sache wirklich verhält, kann das Metall nur durch die vereinigten Kräfte Vieler zu Gelde gemacht werden. Eine Vereinigung, die ein Einzelner nicht zu Stande bringen, die er wenigstens nicht unbemerkt vollbringen kann. Und so bleibt es der Regierung allein möglich, dem Gelde denjenigen

Charakter zu geben, den es als allgemeines Tauschmittel haben muß*).

Wenn die Idee einer Monarchie dasjenige ist, was die Vereinigung der Menschen erst zum Staate stempelt, so können die verschiedenen Grade der Integrität, welche die Staaten zu verschiedenen Zeiten besaßen, nur darin ihren Grund haben, daß jene Idee mit mehrerer oder minderer Klarheit dargestellt und mit größerer oder geringerer Besonnenheit erkannt wurde. Zu der Stufe der Vollkommenheit, auf welcher jetzt die Staaten sich befinden, konnten sie erst alsdann gelangen, nachdem die Idee in die Gewalt eines Einzelnen gekommen war, nachdem die Staaten einen Monarchen erhielten**). In früherer

---

*) Wenn diese Bemerkung richtig ist, so kann sie auch keineswegs überflüssig befunden werden. Denn in der That, man hat, so oft man vom Gelde sprach, diesen Umstand nicht genug berücksichtigt. Man glaubte, die empfehlenden Eigenschaften des Metall-Geldes blos in der Natur und Beschaffenheit des Metalls allein zu finden. Jedoch, ob zwar diese Eigenschaften wichtig genug sind, daß sie mit zu jenen Bestimmungsgründen haben beitragen können, so ist die Schwierigkeit, das Metall zu erlangen, dennoch das Hauptmotiv, warum es als allgemeines Tauschmittel konstituirt worden ist.

**) Man kann hierauf einwenden, daß es ja zu allen Zeiten Republiken gab und daß wir noch jetzt Staats-Verfassungen finden, die der republikanischen Form sich nähern, deren Re-

Zeit, wo jene Idee noch unsichtbar herrschte, nahmen zwar alle Thätigkeiten der Nation nach ihr ihre Richtung. Da aber dieser Punkt verborgen war, so hatte jeder Einzelne für seine Thätigkeit eine Bewegung, Jeder glaubte wenigstens es in seiner Willkür zu haben, wohin er die Kraft lenken wollte. Nun wird zur Berechnung einer jeden Kraft erfordert, daß man die Zeit bestimme, welche sie auf ihrem Lauf zugebracht, und den Raum, den sie durchgangen, das heißt: daß man den Punkt erforsche, von dem sie ausgeht, und den, wo sie ihre Bewegung endet. Dieser letztere war in der bezeichneten Lage der Dinge unbekannt; eine solche Berechnung hat also damals nicht vorgenommen werden können. Nun fand aber zu jeder Zeit ein Tausch Statt; getauscht kann jedoch nicht werden, ohne daß das Werthverhältniß der verschiedenen Kräfte bestimmt werde. Es mußte also

---

gierung an Kraft und Würde der besten Monarchie nicht nachsteht. Hierauf aber läßt sich antworten, daß schon seit langer Zeit die europäische Menschengesellschaft nicht anders als ein Staats-Verein anzusehen ist und daß man die einzelnen Staaten blos als Regierungs-Verwaltungen untergeordneter Provinzen betrachten muß. Wenn also eine Republik mit gleicher Kraft als eine Monarchie herrscht, so kann sie es darum, weil beide derjenigen Idee unterthänig sind, welche auf dem Throne von Europa sitzt.

dennoch eine ähnliche Berechnung unternommen werden; sie ward auf folgende Weise zu Stande gebracht. Jeder Tauschende setzt den End-Punkt der Bewegung in sich selbst und ihren Anfangs-Punkt entweder in die vertauschende Person oder in den Moment, wo die Natur den ersten Keim zur Schaffung des Produkts gelegt hatte. Da nun ein ungetheilter Zweck nicht anders, als durch eine Einheit der Mittel erreicht werden kann, so ersieht man leicht, wie die verschieden gerichteten Thätigkeiten der Vervollkommnung der Staaten im Wege standen. Nachdem aber die unsichtbar herrschende Idee in der Person des Monarchen formell gemacht war, nahmen alle Thätigkeiten nach dem Regenten ihren Lauf. Er ward das Ziel aller Bewegungen und schloß den Punkt in sich ein, den man, nach dem Ausdruck eines geistreichen Schriftstellers, den Schwerpunkt des Handels nennen kann. Hierdurch nun ward die Berechnung der Kräfte einfacher gemacht. Denn die Linie, die jede Bewegung von jedem einzelnen Staatsgliede aus bis zu der Person des Regenten durchlief, war der Maßstab für den Werth des sich in dieser Linie bewegenden Produkts. Da aber der Regent nur darum die Kräfte der Nation in sich vereinigt, um sie nach einer allgemeinen Regel wieder jedem Einzelnen zurückfließen zu lassen, so wird bei dieser

rückgängigen Bewegung der Schwerpunkt jedes Einzelnen zurückgesetzt und der Regent stellt wieder den Anfangspunkt dar. Wie aber der Werth einer jeden Sache das Produkt ist von der Ansicht des Gebens und des Nehmens, so steht es keineswegs in der Willkür des Regenten, den Dingen einen beliebigen Preis zu geben, sondern er wird die Unterthanen dahin leiten müssen, daß sie sowohl unter sich, als mit dem Oberhaupt des Staats sich freiwillig über den Werth der Tausch-Produkte vereinigen.

Geld ist das vorstellende Zeichen der Kräfte. Jeder Mangel der Bildung also, der in letztern aufgefunden wird, muß auch im erstern nachgewiesen werden können. Zu der Epoche des Metall-Geldes, welches wir zuletzt erwogen, waren die Kräfte in demjenigen Zustand, den wir vollkommen nannten. Doch waren sie es nur in so fern, als sie ruhend betrachtet wurden, oder doch in Beziehung gegen ihre Produkte. Sobald aber die Kräfte anfingen, sich nach jenem monarchischen Prinzip hinzuwenden, so mußte, weil diese Bewegung nur bewußtlos geschah, sich eine Zweckwidrigkeit offenbaren, durch deren Beseitigung allein die Bestimmung des Staats vollkommen erreichbar ward. Worin jene Zweckwidrigkeit bestand, haben wir zuletzt angegeben. Die Kräfte einer Menschengesellschaft waren damals nur erst Natio-

nal-Kräfte und das sie vorstellende Geld National-Geld. Durch die Objektivirung der Monarchie aber mußten die National-Kräfte sich in Staats-Kräfte verwandeln. Wir wollen zeigen, wie ein drittes Prinzip — das Staats-Geld — welches sich zum National-Geld verhält, wie dieses zu den National-Kräften, sich nothwendig konstituirte und es endlich in der Münze dargestellt ward.

Da das Geld für Alle einen Werth und für Jeden einen gleichen haben sollte, so durfte die Ergründung dieses Werthes kein Erkenntnißvermögen erfordern, das nicht bei Allen überhaupt, und nicht bei Jedem in gleichem Grade vorausgesetzt werden konnte. Wäre dieses anders, würde zur Werthbestimmung des Geldes ein Talent erfordert, das Manchem ganz abginge und die Andern in ungleichem Grade besäßen, so wäre die nothwendige Folge davon, daß das Geld seinen Werth verändern würde nach dem Verhältnisse jenes Talents. Hierdurch aber erhielte es einen Charakter, der seiner Bestimmung zuwider wäre, oder wenigstens veranlaßte, daß diese Bestimmung nicht vollständig erreicht werden könnte. In der That aber finden wir diese mißlichen Umstände bei dem ungemünzten Metall-Gelde. Da Gold und Silber gewöhnlich mit ungeltenden Metallen vermischt gefunden wird, diese Unlauterkeit also von

dem Empfänger des Geldes in allen Fällen wenigstens befürchtet werden muß; da überhaupt die Scheidekunst damals noch nicht in dem vollkommenen Zustand gewesen sein konnte, daß sie es vermocht hätte, das Gold und Silber in seiner höchsten Reinheit darzustellen, so mußte bei jedem Tausche die Aechtheit des Geldes untersucht und der Grad seiner Unlauterkeit erforscht werden. Diese Untersuchung erfordert aber eine Geschicklichkeit, die verschieden sein wird, je nach der Einsicht, die Jeder in die Natur dieses Geschäftes, und je nach der Uebung, die Einer hat, solche Operationen vorzunehmen. Je mit größerer oder geringerer Leichtigkeit, je in längerer oder kürzerer Zeit, je mit mehr oder minderer Vollkommenheit Jemand diese Operation zu Stande bringt, um so mehr oder weniger muß auch das Geld von seinem innern objektiven Werth verlieren. Und überhaupt wird hierdurch der Forderung entgegengewirkt, die oben an das Geld gemacht worden war: daß nämlich die Kraft, die auf dessen Verfertigung verwendet wird, die Summe derjenigen nicht bedeutend vermindern dürfe, die aus demselben bereitet werden soll. Hierdurch wird der Tausch äußerst beschwerlich gemacht. Da die Untersuchung des Geldes einige Zeit erfordert und der Tausch nicht eher gültig ist, als bis das Geld in Empfang genommen, so wird oft der Fall eintreten,

daß während dem Akte der Untersuchung, durch veränderte Umstände bewogen, einer der beiden Contrahenten seinen Willen widerrufen wird, wodurch Streitigkeiten unvermeidlich herbeigeführt werden. Die Contrahenten werden sich ferner darüber vereinigen müssen, wer die Mühe des Gelduntersuchens über sich nehmen soll, ob der Geber oder der Nehmer des Geldes, wodurch der Tausch-Contract einen Zusatz erhält, der nicht in dem ursprünglichen Bestimmungsgrund der Contrahenten lag und wodurch ihr Zweck verrückt wird.

Sobald der Staat einen sinnlichen Monarchen erhielt, konnte das Geld nicht mehr in diesem Zustand verbleiben. Denn da der Regent die Kräfte der Nation in sich vereinigt und sie nach allen Seiten hin wieder zurückgibt, so kann er die Wirkung, welche die rückfließenden Kräfte auf jeden Einzelnen machen werden, nicht berechnen, ohne die Empfänglichkeit zu kennen, die Jeder zum Gelde hat *). Diese Empfäng-

---

*) Auf welche Weise der Regent die Kräfte der Nation in sich vereinigt und wie er sie zurückgebe, dieses zu zeigen ist hier nicht der Ort, es wird in der Finanz-Wissenschaft gelehrt. Daß es aber auf jeden Fall Geld sein müsse, in welcher Gestalt die Kräfte der Nation in den Regenten ein- und von ihm zurückfließen, dieses bedarf keines Beweises, es folgt aus dieser ganzen Untersuchung. Ich will nur noch kürzlich auf

lichkeit aber war, wie wir gesehen, bei dem ungemünzten Gelde verschieden. Doch durch das Prägen der Metalle ward man der Untersuchung ihrer Feinheit überhoben, und dadurch erst erhielt das Geld einen Charakter, welcher dem Zustand der jetzigen Cultur angemessen ist.

Ich breche diese Untersuchung ab an einem Punkte, wo sie anfängt, am allerinteressantesten zu werden. Ich hatte mir vorgesetzt, die Entstehung des Geldes darzustellen. Von der Natur und Wirkung des Geldes, als vollendetem Produkte, werde ich an einem andern Orte reden.

---

das hierausfließende nothwendige Resultat aufmerksam machen: wie zweckwidrig nämlich Natural-Abgaben und Natural-Besoldungen für die Staats-Verwaltung sein müssen.

XXXIX.

Ueber Freimaurerei.

(1811.)

So oft unserer göttlichen Kunst ein neuer Tempel erbaut wird, kann man sich einer Betrachtung nicht erwehren, die das Herz betrübt und den Geist gefangen nimmt. Warum muß die Wahrheit hinter Mauern flüchten, wo des Lebens frische Lüfte sie nicht berühren, wo der Sonne Strahl sie nicht beleuchtet, wo sie beim Dämmerschein der Kerzen hinschmachtet und ihre Farbe der Gesundheit verbleicht? Wie lange noch wird die Göttin, der Beschwörung des Eingeweihten allein folgend, dem Rufe des Profanen ungehorsam bleiben? Wie lange noch soll das himmlische Licht, in die engen Schranken eines Dreiecks gebannt, der Menge unzugänglich sein, die dürstend nach der Quelle eilt? Ist dieses Weltall nicht ge-

schmückt genug, daß es uns zum Tempel dienen könne? Sind die Säulen des Rechts und der Liebe nicht stark genug, um das ewige Firmament der Wahrheit zu tragen, und lehrt die blühende Natur nicht jede Wissenschaft schöner und lebendiger, als stumme Zeichen, auf todte Leinwand gemalt? — Solche Zweifel hegend, kam ich zu einem frommen Priester der Maurerei und bat um Belehrung. — Was er mich lehrte, will ich treu verkündigen.

Nachdem das heilige Wort entsendet, das der Welt ihr Dasein gab, ward das Chaos geboren. Dunkel war sein Leben, doch liebevoll; öde, doch ohne Sehnsucht; einförmig, doch nicht allein, denn ihm stand nichts gegenüber. — Verschwistert waren alle Kräfte und der Schöpfung einziger Sohn schlummerte in Träumen der Kindheit und der Unschuld. Nun ward das Licht, und der Friede — starb. Die Elemente begannen ihren fürchterlichen Kampf und aus dem Schooße der allumfassenden Mutter stiegen Geschöpfe, feindlich gesinnt im Sein und im Werden. Das Licht, das Alles bindet und Alles löst, zeugte zwei Söhne: das Leben und den Tod, den Tag und die Nacht. Die Morgenröthe spottete die Nacht des Trugs und des Wahns hinweg, und am Abend schwang der Himmel sein blutiges Panier, und die verscheuchte Finsterniß kehrte siegreich zurück. — Da-

sein kämpfte gegen Dasein, Liebe gegen Haß, Treue gegen Verrätherei, und der Tod gegen Alles. Die Natur hatte ihre ganze Kraft verschenkt, es gab kein herrenloses Gut mehr. Was das Eine erwarb, mußte das Andere verlieren; jeder Athemzug war ein Diebstahl, jeder Pulsschlag war ein Mord. So sproßte die Pflanze der Zwietracht, mit ihren Zweigen den Himmel berührend, und ihre Blüthe war — der Mensch.

Wie das Herrliche der Schöpfung in dem Menschen sich offenbaret, so auch das Verworfenste; denn die höchsten Bäume sind's, die am tiefsten wurzeln. Wenn die sinnlosen Geschöpfe der Natur in ihren Kämpfen sich bewußtlos anfeindeten, wenn ihren Schmerz weder Erwartung noch Erinnerung begleitete, so war beim Menschen nicht die That allein, auch der Wille war blutig; Reue folgte der Sünde nach und vor dem Uebel ging die Furcht drohend einher. Die Herrschaft ward geboren und mit ihr die Sklaverei. Das Recht mußte der Stärke weichen, das Glück ward der Habsucht geopfert und die Unschuld der Bosheit preisgegeben. Jeder Baum der Freude trug die vergiftete Frucht des Neides und unschuldsvolle Geschlechter mußten den Jammer ernten, den Andere gesäet. Der Wahnsinn hatte den Menschen ergriffen; er vergaß, daß nur ein

Herz im Busen der Menschheit sich bewege; mit selbstmörderischem Beginnen zerriß er seine eignen Glieder, — der Mensch erschlug seinen Bruder.

So ward Jahrtausende der Kampf fortgeführt; der Besiegte verlor, doch der Sieger hatte Nichts gewonnen und nur Leichen behaupteten das Schlachtfeld. Das Gut, um welches man stritt, ward Keinem zu Theil, der karge Becher der Freude ward im Taumel umgeschüttet und früher, als man es selbst verlangte, gab man der schadefrohen Erde ihre Beute hin. — Was war die Quelle dieser ewigen Feindschaft, und was war ihr Ziel? Es war nicht der Preis des Sieges, um den man kämpfte, man kämpfte um die Lust des Kampfes, denn oft kehrten die Völker gesättigt vom Streite zurück, gestillt war jede Sehnsucht und jeder Wunsch befriedigt. Todesstille herrschte über Leichenfelder, und die Morgenröthe des Friedens ging glänzend auf. Darob erschracken die Bösen und hielten ihren sündlichen Rath. — „Soll unser Reich zu Grunde gehen? Ist nichts vorhanden, das die erloschene Kampfbegierde wieder anfacht, und hat der Himmel keine Blitze, um die Welt des Friedens zu entzünden?“ Sie suchten solche Blitze und fanden sie auch. Das Heiligste, was die Erde und der Himmel trägt, das schönste Gut, das der Mensch besaß, stahlen sie

frech, warfen es hin auf den Kampfplatz, und die Flamme des Kriegs loderte von Neuem auf. — — — Was war jenes Heilige, das dem Blödsinn zur Folie dienen mußte? Wie hieß das Göttliche, das der Mensch zum Wetzstein seiner Bosheit herabwürdigte? Wie es hieß? Keiner frage mich darnach. Ich weiß es wohl, doch darf ich es nicht sagen. Ich mag in diesem Hause des Friedens und der Freude das Wort nicht aussprechen, das wie ein böser Zauber den Vorhang vor einer blutigen Vergangenheit hinwegzieht; ich mag das Wort nicht nennen, das in wenigen Sylben das Schrecklichste bezeichnet: den Mord, den Mörder und den Gemordeten zugleich. —

Solches sahen die Guten und die Besten jeder Zeit, wie die Menschheit in ihren eigenen Eingeweiden wühle; sie sahen es und trauerten. Sie trauerten, doch sie verzweifelten nicht. Denn das Kraut des Heils sproßte in ihrem Herzen, und die Hoffnung des Genesens machte sie gesunden. Sie beschlossen, die vertriebene Vernunft wieder in ihre Rechte einzusetzen. Sie sprachen zu dem Volke der Finsterniß, und Worte des Friedens und der Versöhnung strömten von ihren Lippen: „O, Könige der Natur, habt ihr das Leben auf eine Ewigkeit gepachtet, daß ihr Jahrhunderte, dem Hasse ver-

geudet, nicht für verloren haltet? Werdet ihr euern Kindern einen Balsam hinterlassen, um die Wunden zu heilen, die ihre Väter schlugen? Habt ihr ein Zauberwort, das die Geschlechter wieder hervorrufe, die ihr getödtet; das die Ruhe wieder herstellt, die ihr getrübt; das die Narben ausglättet, die die Schande eurer Ahnen der Nachwelt überbringen? O! kehrt zum Frieden zurück und liebt euch!"

So redeten die Guten in ihrer Frömmigkeit. Doch von der ehernen Brust der Bösen hallten ihre Worte nachspottend zurück. Gehört hatte man sie, aber nicht verstanden, und Verfolgung war ihr Lohn. Doch keine Saat geht durchaus verloren, und nicht ganz fruchtlos war ihr Bemühen. Alle die, welche Gott im Herzen und die Wahrheit im Geiste trugen, traten hervor und folgten dem Ruf. Sie reichten sich die Hände und der Bund des Lichts war geschlossen. Keine Zeugen hatten ihn beurkundet, kein Unterpfand hatte ihn versichert; das heilige Wort ging von Mund zu Mund und um den Altar des Rechts zog sich der geheimnißvolle Kreis und wehrte den Zutritt. — Wie heißt das Bündniß, das die Edlen aneinander kettet, das den Geist dem Herzen vermählt, und dem guten Willen die That zusichert? — Es heißt hier in diesem heiligen Tempel, dem Herkommen gemäß, Mau-

rerei. Anders nennt man es im Leben; doch nennt es wie Ihr wollt, es spricht sich stets als das Würdigste aus.

Ja, meine Brüder, die Maurerei ist die heilige Quelle, wo die verblühte Schönheit ihre Huldigung, wo die getrübte Weisheit ihre Helle, wo die geschwächte Kraft ihre Fülle wiederfand. Sie ist das Asyl der geängstigten Treue, die Versöhnerin der beleidigten Unschuld, die Vergelterin der unbezahlten Liebe. Die verworrenen Rechte des Lebens soll sie ordnen, das bestochene Urtheil der Leidenschaft soll sie strafen, die Handlungen des Herzens soll sie richten. Was die plumpe Hand des Blödsinnes wild untereinander gemengt, das soll sie sondern und mit ihrem Geiste beleben; was die Feuerkraft der Begierde zu heiß umarmt, das soll sie mit ihrer Milde erquicken; und was die unkundige Menge zu streng verdammt, das soll sie mit ihrem Schilde schützen. — Sie stürzt die Scheidewand ein, die das Vorurtheil zwischen Menschen und Menschen aufgerichtet; sie zieht das goldene Kleid hinweg, das einen seelenlosen Leib bedeckt; sie stellt Herz gegen Herz, Geist gegen Geist, Kraft gegen Kraft, und gibt dem Würdigsten den Preis. Sie lehrt den Baum nach seinen Früchten schätzen, nicht nach dem Boden, der ihn trägt, nicht nach der Hand, die ihn gepflanzt.

Sie sichert das Glück vor den Pfeilen des tückischen Zufalls, sie ergreift das Ruder bei den Stürmen des Lebens, und führt das lecke Schiff in den sichern Hafen ein. —

So, meine Brüder, sollte die Maurerei handeln, so sollte sie sein. Doch so war sie selten, so ist sie nicht. Nicht der Göttin, dem Priester opfert man. Man ward es müde, das Kunstwerk anzubeten, man wollte den Künstler verehren. Nun trat man keck hin vor die Göttliche und sprach: Sag' uns doch, wo kommst du her? Wohin gehst du? Wer hat dich gemacht, und für wen bist du verfertigt? Doch der Himmel verschmäht es, der Erde Rechenschaft zu geben, und keine Antwort erfolgte. Jetzt warf der Maurer das Senkblei seiner Wißbegierde aus, — grundlos war das Meer. Das wilde Herz pochte an die Schranke der Erkenntniß und forderte den Ausgang; doch die Schranken blieben stehen, und die Pforte öffnete sich nicht. Zu den Sternen schaut er hinauf, wo die Wahrheit quillt — das Leuchten sah er wohl, doch nicht das Licht. Jetzt wendet er rückwärts seinen Blick; die Vergangenheit soll ihm die Gegenwart lösen; doch die ernste Sphinx im Osten schaut ihn verschlossen an, und hinter dem Schleier der Isis lauscht der Tod. Nun irrt der betrogene Maurer in der Weite um-

her und kann die Heimath nicht mehr finden. Da ließ eine Stimme sich hören aus dem Innersten seines Herzens. Sie sprach zu ihm: Bethörter Mensch, du hast dein eignes Haus verlassen und suchst Ruhe in der Fremde. Du bist der Wahrheit treulos geworden und suchst Heil bei der Lüge, du bist der Quelle entflohen und suchst Erquickung in der Wüste. — Kehre schnell zurück! Mensch erkenne dich selbst! — Der Maurer hörte wohl die Stimme seines Herzens, doch er gehorchte ihr nicht. Der Puls seiner Neugierde war fieberhaft gespannt; er wollte der Maurerei Herz und Nieren prüfen. Da ergriff er im Wahnsinn das kritische Messer; er öffnete, er zerlegte sie; er ging ihren Adern nach, er sonderte ihre Nerven. Nun ja, jetzt lagen ihre innern Theile klar und zergliedert vor seinen Blicken; doch eine Leiche war sie geworden, der Geist entfloh. Er hatte die Quelle der Maurerei entdeckt, doch nur vertrocknet fand er sie; er war ihrem Bette nachgegangen, doch versiegt war der Strom. — Anfänglich war man freilich etwas betrübt über ihren Tod; doch bald tröstete man sich, man setzte sich hin und schrieb — Maurerische Systeme. — Systeme! — Ja der Mörder glaubte seine That gebüßt zu haben, wenn er seinem Schlachtopfer eine Leichenpredigt hielt. Man spannte das Gemälde

des gotterfüllten Künstlers in einen langweiligen Rahmen ein, und einer bemalten, vielfarbigen Natur gleich blickt uns das göttliche Bild der Wahrheit lächerlich an und läßt weder die Anbetung in unserm Herzen, noch die Bewunderung in unserm Geiste aufkommen.

Man hat innerhalb des Tempels der Maurerei Vorhänge aufgehängt, und wieder einen, und noch einen. Meine Brüder, kann denn das Heilige noch heiliger sein? Hat die Wahrheit ihre Stufen, hat die Seligkeit ihre Grade, und kann die Sonne heller leuchten als helle? — Man will die Unwürdigen abhalten — o unnöthiges Bemühen! Die Sehkraft erfaßt die Dinge, das Licht bietet sie nur an; Dessen Auge trüb ist, wird auch nur Trübes schauen; seid unbesorgt, Jedem wird nur so viel Licht zu Theil, als ihm gebührt. Stürzt die Mauern ein, der Schwache wird doch Nichts erbeuten. Oeffnet die Pforte: die Sehnsucht bleibt doch stets das Maß der Befriedigung. —

Meine Brüder, wenn Lüge gegen Wahrheit, wenn Tugend gegen Laster streitet, dann bleibt das Herz des Zuschauers nicht ganz ohne Trost; denn wo Ungleiches mit Ungleichem kämpft, da muß eines unterliegen. Man weiß, wohin man seine Neigung zu wenden, und wenn auch das Verderben den Ge-

rechten trifft, so endet doch der Schmerz mit der That, die ihn hervorgebracht. Wenn aber Wahrheit mit Wahrheit, wenn Tugend mit Tugend sich feindlich begegnen, woher soll man alsdann Beruhigung nehmen? Wem soll man den Sieg, wem den Untergang wünschen? Ist nicht die Freude des Einen die Trauer des Andern? — So ist es in der Maurerwelt. Systeme kämpfen gegen Systeme; Logen gegen Logen; Brüder gegen Brüder. Ja, wunderbar ist es zu sehen: Alle wollen sie die Wahrheit suchen, doch Jeder will allein sie finden. Alle wollen die gefundene Wahrheit mit Allen theilen, doch Jeder will allein sie suchen. Das Licht ist in seine Bestandtheile zerfallen und Farbe kämpfet gegen Farbe. Die Weisheit hat sich mit der Standhaftigkeit verbunden und hält standhaft die Einigkeit von sich entfernt. Die Morgenröthe, die das Licht verkündigt, wird vom hohen Mittag verspottet, — verachtet; denn das stolze Sonnenbild hat seine Wiege vergessen, und schämt sich seiner Mutter.

Meine Brüder, wann wird der Tag erscheinen, den alle Maurer mit einem Herzen begrüßen? Wann geht der Mittag auf, der uns zur gemeinschaftlichen Arbeit führt, und wann bricht die Nacht heran, wo alle Brüder Arm in Arm entschlummern? — Er wird kommen der Tag des Lichts! Mögen immer-

hin Pygmäengesinnungen in einen Kampf sich einlassen mit dem Riesengeist der Wahrheit; wir lächeln und sind des Sieges gewiß, doch, — auch die Wunde des Siegers schmerzt. Darum, meine Brüder, laßt uns mit lindernder Hand Balsam träufeln in die Wunde der siegenden Wahrheit, damit, wenn man das neunzehnte Jahrhundert noch einmal erröthen sieht, man sagen möge: „Die Farbe der Freude ist's, die es verklärt, nicht die Farbe der Schaam!“

XL.

Was wir wollen.

(Juli 1814.)

Es frommt uns nicht von der Brücke, die Vergangenheit und Zukunft bindet, an der schützenden Brustwehr gelehnt, sorglos hinabzuschauen in die wilden Fluthen, die das Unerforschte und das Unerforschliche verbergen. Wir wollen, hier oder dort, ganz hinüber schreiten — Pfeiler können brechen.

Beneidenswerthes Geschlecht, dem vergönnt ist, das Seltene zu sehen: Saat und Ernte, Frucht und Blüthe der Zeiten, was die Geschichte in ihrer geheimnißvollen Grotte bereitet, und was vollendet des Meisters Mühen umschleiert. Beneidenswerthes Geschlecht, dir leuchtet ein beglückender Stern. Nicht wie Römer in angeerbter Größe schwelgend, wir erfreuen uns der selbsterworbenen Kraft. Nicht wie sie,

des Lebens mannigfaltige Gefühle in einen Brennpunkt drängend, uns ward ein besseres Loos zu Theil. Was wir als Bürger gethan, hat auch den Menschen belohnet; wir haben den übermüthigen Feind besiegt und dürfen auch die Wunden heilen, die wir ihm geschlagen. Die Freuden aller Jahreswechsel sind uns vereint gegeben.

Aber laßt uns nicht, männernde Jünglinge, unsere Kraft vergeuden, sondern die Lust in keuscher Ehe umarmen, damit sie fruchtbar und unsterblich werde. Nicht das ist unsere Größe: der Flitterglanz schillernder Empfindungen, oder die Vergänglichkeit großer Thaten, die im Rausche, wenn auch in dem edelsten, begangen; denn auch faules Holz kann leuchten, und Wunder glaubt zu thun, wer die Grenzen des Natürlichen nicht kennt. Das brennende Gebäude hat uns angewärmt, der Wetterstrahl hat unsere Nacht erleuchtet, aber nur da ist Wahrheit und ist Kraft, wo Licht und Wärme aus dem Innern kommen.

Großes kann nicht täglich geschehen, aber Helden sind es auch in ihren Häusern, und überall, wo sonst die Gemeinheit den Weg alles Fleisches wandelt. Zwar ziemet uns die Ruhe am Abend des heißen, geschäftigen Tages; aber der Morgen wird kommen, der uns zu neuen Thaten ruft. Darum laßt uns,

nachdem wir das Geschehene berechnet, besonnen überlegen, was ferner zu thun sei; was zu thun sei, damit über des Lebens Gaukelei nicht der heilige Ernst, und über den Genuß der Freiheit, die Kraft, sie zu behaupten, verderbe.

Wir wollen freie Deutsche sein, frei in unserem Hasse, frei in unserer Liebe. Mit dem Leibe nicht, nicht mit dem Herzen einem fremden Volke ergeben. Tyrannei verwundet und kann nur tödten; aber die Lust, die schmeichelnde, vergiftet und versiecht. Jene lähmt die Kraft, diese auch den Willen. Wir wollen frei sein, nicht jenen Inselbewohnern unterthan, die uns bereichern und entnerven. Wir dürfen wünschen, sie zu sein, nicht es ihnen nachzuthun. Dort, wo der kühne Händler mit empörten Wellen kämpft, sich seinen Handelsweg durch besiegte Feinde bahnt, wo er, mit Gewürzen, auch den Boden erbeutet, der sie trägt, und Könige, die den Boden beherrschen: dort ist es edel zu gewinnen — der wuchernde Epheu schlängelt sich um die Eiche der Kraft. Wir aber sind Waffensöhne; in dem Eisen ist unser Gold.

Wir wollen freie Deutsche sein, und damit wir es bleiben, über sclavische, willenlose Völker auch nicht herrschen. Mögen jene Knaben sich mit den Scherben ihres zerbrochenen Ruhms ergötzen, wir wollen ihr Spiel nicht theilen und nicht stören, wir

wollen es belächeln und verachten. Weil sie ihre Freiheit und ihre Frühlingskraft einer Metze hingegeben, sind sie vor der Zeit gealtert und kindisch geworden. Gefährlich ist's, ihnen zu dienen, gefährlicher, ihnen zu gebieten.

Wir wollen das deutsche Herz nicht mit jenen Eisfeldern befreunden, wo die Empfindung gerinnt und Größe aus unumfaßlichen Kolossen spricht. Nun, da der Friede geläutet, kehre das Riesenschwert in die Scheide zurück. Wir sind uns selbst genug; wo nicht, auch sie nicht. Wir sind, wohin sie zielen. Sie haben Wälder auszurotten im Reiche der Natur und da, wo der Geist herrscht; uns lacht ein freundliches Land. Wir wollen sein, wie unsere Luft, fern von entnervender Schwüle und fern von erstarrender Kälte, damit sich Muth mit Liebe, und Kraft mit Schönheit paare.

Wir wollen Deutsche sein, ernsten, ruhigen Sinnes, nicht in dumpfer Gefühllosigkeit auf dem Bauche kriechen, nicht mit wächsernen Flügeln in das Reich der Sonne steigen. Wir wollen stark sein, der Gebieter in seiner Macht, im Gehorchen der Bürger. Gleich; so daß Jedem gleich geschützt, was ihm gebührt, nicht daß Jedem Gleiches gebühre. Wo Jeder Alles hat, geht Alles am leichtesten verloren. So geschah's. Man hatte im Wahnsinn die Stufen abgebrochen,

die von der friedlichen Werkstätte zu dem Throne führen, und nun als das Gebäude brannte, war nirgends Hülfe — in Asche ging der Scepter und der Wanderstab. Man hatte alle Dämme eingerissen, und als das Ungemach fluthend eintrat, war nirgends Rettung. Darum haben Blitze, die Paläste trafen, sich hinab bis zu den niedrigsten Hütten geschlängelt, und Meinungen zerlumpter Bettler haben Throne untergraben und umgestoßen. Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rath der Fürsten einzudrängen; sie sind besser als wir. Wir haben das Schwert, sie uns geführt; aber das Schwert kann nur tödten, der Wille siegt.

Mögen Andere mit plumper, ungeübter Hand in den Eingeweiden der bürgerlichen Gesellschaft wühlen, das Herz in den Magen schieben, das Gehirn neben die Leber stellen, und den Lauf des Blutes nach eigner Weisheit lenken. Wir wollen es nimmermehr. Der Tag der Entscheidung wird es lehren, daß Vieler Wille und Willenlosigkeit und Willkür zu gleichem Ziele führen. Wir wollen es voraus bedenken, und auch dieses: daß Thränen später Reue in dem Himmel, und nicht auf Erden fruchten.

Wir wollen nicht ferner in lächerlichen Vogelschlingen eitler Convenienzen zappeln, sondern Männer auch im Frieden sein, damit die Noth uns geharnischt

finde; Löwen ſein, keine Schmetterlinge, und auch nicht Bären, die Honig lecken. Werde der Preis der Schönheit immerhin den Jungen hingegeben, die eine gefallene Stricknadel am ſchnellſten wiederbringen, oder am lieblichſten mit ſäuſelndem Schmeichelwort die Glut der Eitelkeit fächeln — der tapfere Jüngling lerne ſolchen Preis verachten. Aber die Bürgerkrone werde nicht ferner ſchlauen Gaunern zu Theil, die in dem Dunkeln trippeln und das ſchlafende Geſetz beſtehlen. Sie werde am hellen Tage gewonnen und vergeben, dem Würdigſten, dem Beſten.

Ernſt ſei in den Spielen unſerer Kinder, damit ſie den Ernſt, froh und leicht, wie in dem Spiele üben. Sie ſollen nicht in martervollen Stunden lernen, wie man römiſche Worte und Thaten dumpf bewundere, ſondern in Luſt und Freiheit es ihnen nachzuthun. Sie ſollen tauchen lernen in die Fluthen der Ströme und in die Fluthen der Zeit, damit ſie des zerbrechlichen Fahrzeugs nicht bedürfen und ſich verlaſſen auf die eigene Kraft. Führt den Bürgerknaben zu jenem blutgeſogenen Volke, das frech mit Geſetzen ſpielte und zum Spotte geworden, weil es Alles mit ſeinem Spotte beſudelt; führt ihn hin, damit er gehorchen lerne. Führt den Fürſtenſohn auf jenes Inſelland, wo in den Bergen das zornige Eiſen wohnt und wo die gerechte Vergelterin ſich

ihren Tempel erbaut; führet ihn hin, damit er herrschen lerne, und dort die heilige Lehre vernehme Müller's und der Weltgeschichte: Wer gewinnt, hat nur sich selbst zu fürchten; wer verliert, Keinen anzuklagen als sich selbst.

Auch sollen unsere Frauen sich dem eitlen Tand entwöhnen, thun, was ihnen ziemt, nicht Netze stricken. Penelope, die Mutter der Gracchen, und des Ritters züchtige Braut, saßen nicht am Spieltisch moderner Damen. Sie sollen weben und Wunden heilen, die das Schwert oder das Geschick uns schlägt. Sie sollen das heilige, ungetrübt Menschliche bewahren, worin sich Völker entfernter Zeiten und Regionen als Brüder erkennen; das Eine, worin die tausendfachen Kräfte, in welche die Natur des Mannes zersplittert, sich wiederfinden und versöhnen — die Liebe.

Denn wahrlich, das ist's, was vor Allem Noth thut: daß sich die Sitten mit den Zeiten verschwistern; damit nicht etwa nach Jahren des Friedens, wir wie aus dem Schlummer erwachen, uns selbst nicht mehr kennen, unsre eigene Thaten belächeln und hingehen, um in Assembleen die sehr komischen Träume zu erzählen.

XLI.

Ernsthafte Betrachtungen über den Frankfurter Komödienzettel.

(1818.)

„Mit gnädigster Erlaubniß."

Vor meiner nachfolgenden Rede stehen diese Worte nicht ganz so übel, denn zu ihr bedarf ich vielleicht einer gnädigen Erlaubniß; aber an der Spitze des Frankfurter Komödienzettels sind sie gewiß nicht an ihrem Orte. Warum den Zuruf aus dem Tempel der freischaltenden Kunst durch Mißlaute eines heiseren Knechtsinnes übeltönend machen? Worin wäre die Gnade, wenn wir Künstlern verstatten, daß sie unser Gemüth und unsern Geist erfreuen? Die Art freilich, wie dieses auf manchen Bühnen geschieht, machte eine gnädige Erlaubniß nicht unnöthig; aber so boshaft wollte der geistreiche Verfasser des Komödien-

zettels vorsätzlich gewiß nicht sein. In einer freien Stadt, wo die Bürger sich selbst regieren, sollte das Wort Gnade nur in der Kirche und im Wörterbuche vorkommen. Man erwiedere mir ja nicht: nur grämliche Tadelsucht möge gegen so etwas eifern und über ein altherkömmliches Wort, das ohne Sinn und Bedeutung absichtslos gebraucht werde, sich breit und wichtig auslassen. Darin eben ist die Gefahr, daß das Wort hohl ist, es kann so mit mannigfaltigen übeln Dingen ausgefüllt werden. Nennt mir ein Gift, das zu seiner Mischerei keiner Schale bedürfe; der Trank ist der Tod, das Gefäß bringt ihn. Wo Ketten sind, da findet sich leicht ein Schließer. Ein witziger Pisistratus bedürfte nur eines solchen Komödienzettels, um freien Bürgern zu beweisen, daß sie leibeigen sind und es immer waren.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrath solcher Art, der, wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; solche noch aufrechtstehende Mauern und Trümmer von niedergerissenen Kerkern aus Zeiten einer knechtischen Unterthänigkeit finden wir im deutschen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernst, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre letzte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutschen. Von allerunterthänigsten treugehorsamsten Ständen, von

Sprechern, die des Volkes Wünsche und Klagen Allerhöchstihrer Huld und Gnade keuchend vorschleppen, erwarte man nicht viel. Es ist ein wunderbarer Zauber in den Worten, sie rufen Geister hervor, und leichter noch bannen sie den Geist. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Brust müßte das Kettengeklirre gefesselter Zungen nicht unerträglich sein, so daß er lieber alle seine Gefühle zurückdrängen, als sie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalsprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundertmal in seinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eigenen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieselben, Hochderen, Allerhöchstihrer, wie von lästigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, so daß er nicht von der Stelle kam und die schönsten und nothwendigsten Gedanken, um sich zu erleichtern, zurücklassen mußte?

Da wo uns diese Sprachschlingen von Vorgesetzten und hohen Händen angelegt werden, müssen wir — es ist nun einmal so — bis zum Tage der Erlösung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigstens im Umgange,

mit unseres Gleichen diese Hindernisse weg? Warum schreiben wir noch immerfort: Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren? Warum verabreden wir uns nicht gemeinschaftlich dieses zu unterlassen?

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Maler gelesen, worin über ein gewisses Kunstwerk verständige und sinnige Worte gesagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu lesen, an einem solchen Orte und von einem solchen Manne. Wir geringen Leute, wir müssen freilich Alles folgsam mitmachen und dürfen es nicht wagen, störend in die Gebräuche der Menschen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht und ließe mir eben so angelegen sein, eine abgeschmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunstansicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrsamen Herren werdet mir nicht Alle Recht geben. An dich will ich mich wenden, du taumelnder unverständiger und unverstandener Jüngling. Sind dir nicht Jean Paul's Schriften deine heiligen Bücher, in denen du Trost, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen du deine irdische Nahrung und dein Himmelsbrod findest? Hat er dir nicht tausend Räthsel gelöst, die dich verwirrten,

und Räthsel aufgegeben, die dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch, das dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er dir nicht alle Geheimnisse auf, selbst jene verborgenen, selten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du suchtest einen Leidensbruder, er gab dir ihn, welcher litt, duldete wie du und genas. Du suchtest einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete sie. Es gibt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Mensch sich verzehrt, weil er allzureinen Sauerstoff athmet; es gibt eine Tiefe des Gefühls, in der, von irdischen Dünsten umwallt, das Herz unter matten Schlägen sich hinschleppt. Dann Jüngling, wenn du bald Besänftigung, bald Stärkung suchtest, wenn du von der Erhebung oder dem Falle des menschlichen Geistes dich erholen wolltest, lasest du die Bücher Jean Paul's. Denn an den Flügeln hochherziger Menschen hängt er das erdwärtsziehende Gewicht des Alles ausgleichenden, mit dem Verwandtschaftsstempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit sie in ihrer Erhebung über Andere sich nicht einsam und unglücklich fühlen. Da aber, wo die Menschheit in ihren gemeinen Bedürfnissen dich anekelt, erhebt er dich Niedergebeugten durch jene Liebe, die Alles veredelt, alle Flecken reinigt und

alles Dunkele erhellt. Dein Dichter, das fühlst du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geschlossenen Tempel in sich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgibt, er ist im Leben wie in seinen Schriften und „die Gemeinheit, die uns Alle bändigt“ berührt ihn nicht. Ach, wie oft sehntest du dich, dich an seine Brust zu lehnen, seine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährst du, daß er in deiner Nähe, in Frankfurt ist und in der Buchgasse wohnt. Du würdest empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch dich schüchtert die tückische Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu schreiben hättest du wenigstens den Muth. Nun setze dich hin, Kamerad, und beginne deinen Brief:

„Hochgeschätzter Herr Doktor, insonders hochzuverehrender Herr Legationsrath! — Ew. Wohlgeboren wollen gütigst verzeihen.....“ Jetzt ergieße dich, wenn du kannst oder fahre aus der Haut wie ich.

Aber du, armer Frankfurter Komödienzettel, der du mich auf dies Alles gebracht hast, es thut mir leid um dich. Doch warum, Unglückseliger, läßt du täglich hinter die gnädigste Erlaubniß ein Ausrufungszeichen setzen? Das ist Schuld an Allem. Es hat mich gewaltsam auf jenen Tadel gestoßen, da dieses Zeichen dir den Schein gibt, als machtest

du dich über dich selbst lustig und riefest allen Vorübergehenden zu: Kommt her, ihr Leute, und lachet die gnädigste Frau Erlaubniß aus.

Wenigstens bleibe das Ausrufungszeichen in der Folge weg. Gibt es aber in Frankfurt nur einen einzigen Bewohner, der das Wohl seiner Vaterstadt nicht so sehr liebte, daß er an dem Tage, wo er den Komödienzettel zum erstenmal ohne gnädigste Erlaubniß erhält, nicht gleich mir, den aus zwei Messen und einem Neujahrstage gebildeten Dreiklang unseres Zettelträgers gerne quadrire? Gewiß nicht Einen.

XLII.

Kleine Gedanken über ständische Verfassung.

(1818.)

Wer die Geheimnisse der Pflanzenwelt zu erforschen und zu begreifen weiß, wird ungeschickt und unwillig den Pflug führen. Da habt ihr eine Formel nach welcher die Entfernung der Sonne der Wahrheit von den Menschen abgemessen werden muß, damit sie leuchte, ohne zu zünden. Die allgemeine Verbreitung der Cultur macht eine Veränderung in den Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaften nöthig, da bei den jetzigen Verfassungen der Staaten die aus der gesteigerten Geistesbildung entspringenden Ansprüche so vieler Menschen nicht befriedigt werden können. Es gibt nur ein Rettungsmittel, das die Gefahren dieses Uebels abzuwenden vermag — die Volksrepräsentation, indem diese der Geistes-

bildung abwechselnd aller Bürger einen Spielraum gewährt, oder ihn doch hoffen läßt.

Das Leben des Staates ist das Produkt einer doppelten Kraft, des Erhaltungs- und des Bildungstriebes. Jener strebt nach der Erhaltung des Bestehenden, dieser nach dem Wechsel; jener vertritt die Vergangenheit und das Allgemeine, dieser das Interesse der Gegenwart und des Besondern. Jener bemüht sich für das Recht und den Besitz, dieser für die Kraft und die Erwerbung; jener ist thätig für den Staat und das Staatsgebiet, dieser für den Bürger und die Häuslichkeit. Das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft entspringt aus dem richtigen Verhältnisse, in welchem beide Kräfte zu einander stehen. Wo der Erhaltungstrieb überwiegt, da werden die Forderungen des belebenden Geschlechts und des Geistes der Zeit nicht berücksichtiget und der Staat, in Mißklang mit der Außenwelt und von derselben angefeindet, muß widerstrebenden Kräften, die ihn aufreiben, weil sie nichts Entfremdetes dulden, endlich unterliegen. Wo der Bildungstrieb allein herrscht, da verliert der Staat, in ewiger Bewegung, seinen Schwerpunkt und da er das Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft nicht blos auszubessern und zu schmücken sich bemüht, sondern auch an dem Grundsteine rüttelt, so stürzt das Haus rettungslos zu-

sammen. Der Zweck aller Bewegung ist Ruhe, nicht umgekehrt. — In einer repräsentativen Verfassung wird der Erhaltungstrieb durch die Adelskammer, der Bildungstrieb durch die Volksdeputirten vertreten. Das bleibende Interesse des Staates, dem oft ein vorübergehendes aufgeopfert werden muß, vertheidigen die Pairs; das wandelbare Interesse, dem das Beständige aller Zeit sich anschmiegen soll, vertheidigen die Deputirten. Der Fürst hält beide Kräfte im Gleichgewichte. Er sorgt für die Zukunft, während der Adel in der Vergangenheit, das Volk in der Gegenwart lebt. Er verhindert die starre Unbeweglichkeit so wie die allzugroße Wandelbarkeit der Gesetzgebung.

Wer soll die Volksrepräsentanten wählen? Natürlich nur Solche, die selbst wahlfähig sind. Die, welchen man die Fähigkeit und den guten Willen, die Ansprüche und Rechte des Volks auszumitteln und zu vertheidigen nicht zutraut, können unmöglich tauglich befunden werden, diejenigen herauszufinden, die jenes Zutrauen verdienen.

Wer und was soll vertreten werden? Der Regent, die Regierung, das Volk im Allgemeinen, die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft und deren verschiedene Interessen und endlich die einzelnen Bürger.

Es ist nicht immer das wichtigste Interesse und die bedeutendsten Klassen der Staatsbürger sind es nicht, welche am mächtigsten vertreten werden müssen; sondern das Gegentheil findet manchmal Statt. Reichthum und hoher Stand sind mächtig genug, sich selbst geltend zu machen, aber die leise und furchtsam sprechenden, die kaum vernehmlichen untern Stände müssen am lautesten von den Volksdeputirten vertheidigt werden. Es gibt ferner nicht blos unmündige Klassen der Gesellschaft, sondern auch unmündige Interessen die der Theilnahme am meisten bedürfen, weil sie deren am wenigsten erregen. Aus jenem Gesichtspunkte betrachtet ist es ungerecht, wenn man die Juden nicht Theil an der Repräsentation nehmen läßt, auch wenn ihre Untauglichkeit zur völligen Gleichstellung mit den übrigen Staatsbürgern zugegeben würde, ja dann um so mehr ungerecht und dem Wesen der Repräsentation widersprechend. Sind Juden untaugliche Staatsbürger, dann sind sie als politisch Gebrechliche oder als Kinder anzusehen und als solche bedürfen sie am meisten der Vormundschaft. Aber wem anders dürfte diese anvertraut werden, als den Gesunden und Erwachsenen unter ihnen selbst? — Da den unmündigen, unerwachsenen Bedürfnissen eine Fürsprache am meisten Noth thut, so sollte die Anzahl der Deputirten vielleicht im umgekehrten Ver-

hältnisse mit der Wichtigkeit und Bedeutung der repräsentirten Körperschaft stehen.

Man hat gefragt, wer tauglicher sei, das Volk zu vertreten, der reiche oder der wissenschaftliche Bürger; aber es bedarf kaum einer Untersuchung, daß sie beide dazu berufen werden müssen. Der Gegenstand der Ausmittelung ist, in welchem Verhältnisse sie zu einander stehen sollen und ob die Zahl der Begüterten oder die der Geistreichen unter den Volksvertretern überwiegend sein müsse. Für das Erstere spricht die Natur der Sache unwiderleglich.

Das Volk hat zweierlei Rechte und Neigungen, die vertreten und befördert werden müssen, dingliche und persönliche. Zu den ersteren gehört sein Vermögen und alle die Arten der Erwerbung, Benutzung und Erhaltung derselben; zu den andern seine Freiheiten, seine sittliche, politische und religiöse Selbstständigkeit. Die dinglichen Rechte sollen von den begüterten Deputirten, die persönlichen aber von den wissenschaftlichen vertreten werden. Die ersteren sind von mannigfaltiger, oft sich feindlich gegenüberstehender Art. Der Besitzer von Grundeigenthum, der Landmann, der Fabrikant, der Handwerker und der Kaufmann haben sich wechselseitig widerstrebende Interessen, die wieder jedes für sich nach dem Wohnorte des Staatsbürgers verschieden sind. Die per-

sönlichen Rechte der Bürger aber sind für Alle und aller Orten fast die nämlichen. Gesetzgebende Gewalt, Preßfreiheit, Bürgerehre u. s. w. sind Rechte und Ansprüche, die für Jeden die nämlichen sind und nur der Unterschied der Stände wird eine Schattirung dieser Verhältnisse bewirken, da die persönlichen Rechte des Adels, des Gelehrten, des Bürgers zuweilen einander im Wege stehen. Daraus folgt, daß das Vermögen des Bürgers einer stärkeren Vertretung als dessen Person bedürfe, daß daher unter den Ständegliedern die Zahl der Begüterten die der wissenschaftlichen übersteigen müsse. Ganz ausgeschlossen dürfen die Gelehrten von der Repräsentation nicht werden, weil sie dann als Inhaber blos persönlicher Rechte ohne Vertretung blieben, worunter nicht allein sie selbst, sondern die Gesammtheit leiden müßte. Die Vertreter des Vermögens können nicht zugleich die des Personenrechts sein, weil sich oft beide Interessen einander widerstreben.

Bei einer einzigen Kammer in den Ständeversammlungen würde freilich das Volk mehr Freiheit haben, als es genießt, wenn ihm die Adels- oder Pairskammer wehrend gegenübersteht; aber eben dieses Uebermaß der Freiheit wäre dem Volke gefährlich und würde zum Monarchismus zurückführen. Die Reibungen zwischen Regierung und Volk ohne ver-

mittelnden Körper wären zu stark und sie könnten beide ihre Kräfte nicht entfalten, ohne sich wechselseitig wehe zu thun. Der zwischen ihnen stehende Adel soll keineswegs eine trennende Scheidewand zwischen Regent und Unterthanen, sondern nur die Abgrenzung bilden, über welche beide nicht treten dürfen. Die Ausdehnung der der Pairskammer selbst zustehenden Gewalt wird durch den Raum, der zwischen Volk und Regent liegt, von selbst bestimmt.

Das wahre Interesse der Regierung ist auch das des Volks, aber letzteres in seiner ausschweifenden Freiheitsliebe verkennt oft diese Verbindung und setzt sich und sein Begehren dem Wollen der Regierung feindlich gegenüber. Daher muß selbst um des Besten des Volks willen unter den Ständen auch die Regierung ihre Fürsprecher haben, wozu die von ihr abhängenden Staatsbeamten am tauglichsten sind. Es heißt also das Princip der Volksvertretung verkennen, wenn man behauptet, Staatsdiener sollten zu Repräsentanten nicht gewählt werden dürfen. Daß aber die Regierung durch Einrichtung allzuvieler Staatsämter sich nicht ein gefährliches Uebergewicht verschaffe, kann das Volk, welches die Steuern, von welchen die Staatsdiener bezahlt werden, bewilliget, durch Beschränkung derselben leicht verhindern.

XLIII.

Geschichten, Sagen und Meinungen.

(1818).

Spanien. — Die bisherigen Minister sind abermals abgesetzt worden und andere an deren Stelle gekommen. Es wurde hierbei, wie es schon öfters geschehen, mit sultanischer Eigenmacht verfahren, da man die verabschiedeten aus Madrid verbannte, sie innerhalb vier Stunden abzureisen zwang und ihnen ihren Aufenthaltsort vorschrieb. Man wechselt die Aerzte und die Krankheit bleibt. Der spanische Hof wird so lange das Unmögliche versuchen, bis es dahin kommt, daß ihm auch nicht einmal das Mögliche gelingt. Er sucht alte Zwecke durch neue Mittel zu erreichen. Er will an der Spitze der Verwaltung Männer sehen, welche den Geist der Zeit kennen, ohne ihn zu lieben, die Lehren der Ge-

genwart verstehen und die der Vergangenheit befolgen, welche aufgeklärt sind, ohne diese Klarheit weiter zu verbreiten, und den Thron der unumschränken Herrschaft mit Waffen umgeben sollen, die nur eine freisinnige Staatsverfassung verschaffen kann. Wo gibt es aber Männer, die ihr Herz so ängstlich vor dem Einflusse ihres Geistes bewahren möchten oder auch nur könnten? Die vorigen Minister scheinen die Ansichten des Hofes über Südamerika nicht gebilligt zu haben, denn seitdem sie entfernt worden, wird die neue Kriegsrüstung dorthin mit größerem Eifer betrieben. Die verbündeten Fürsten sollten es nicht dulden, daß Spanien die thörichten Versuche zur Unterjochung seiner amerikanischen Länder fortsetze; nicht wegen der fruchtlosen Schlachtopfer — was ist eine zertretene Menschensaat? das nächste Jahr ersetzt sie euch! — sondern weil es ihnen allen gefährlich ist, europäische Kinder (daß sie es noch sind, wessen ist die Schuld?) in die amerikanische Revolutions-Schule zu schicken. Eigenmächtige Fürsten dürfen ihre Krieger weder in einem Kampfe für noch gegen die Freiheit gebrauchen. Wer auch immer obsiege, sie bringen in ihre Heimath Grundsätze zurück, die der Alleinherrschaft verderblich sind. Sieht ein Mann ernsten Sinnes der Musterung des Heeres zu, ehe es von Cadix absegelt, so fragt er sich gewiß in seinem In-

nern: Wer von euch wird der Lafayette werden seines Vaterlandes? — Gleichzeitig mit jenem Ministerialwechsel wurde auch ein neuer Groß-Inquisitor ernannt; ein trauriger Beweis, daß in Spanien auch nicht einmal mehr die geistliche Macht ihren ruhigen, von der weltlichen Regierung unabhängigen Gang hat — traurig, weil diese allein dem schwankenden Hofe eine gewisse Haltung hätte zu geben vermocht.

Göttingen. — Es ist dort auf ausdrücklichen Befehl des Prinzregenten eine Commission zur Untersuchung der sogenannten Berufserklärung und ihrer Haupturheber und Beförderer niedergesetzt worden. Es soll dieser Hochschule eine ganz neue Einrichtung bevorstehen; man will dem akademischen Senate die Polizei und Gerichtsbarkeit über die Studirenden entziehen, und diese der städtischen Obrigkeit unterwerfen. Es ist von der Willfährigkeit fremder Regierungen, zu dem auf das ganze Universitätswesen in Deutschland bezüglichen Zwecke des Prinzregenten mitzuwirken, mit kecker Zuversicht gesprochen worden. Erwägt man die großen und eilenden Schritte, welche die hannöversche Regierung macht, um zu einer entschiedenen Umgestaltung des deuschen Universitätswesens zu gelangen, und mit welcher Gegenwart nicht des Geistes, aber ihres Geistes dieselbe nach den Göttinger Vor-

fällen zu Werke gegangen war, so ergibt sich vielleicht, daß Alles vorbedacht und bereits angeordnet gewesen und man nur Ereignisse, die auf deutschen Akademien seit jeher häufig waren, abgewartet habe, um eine neue Macht, nach der man lüstern war, sich anzueignen. Wenn auch andere Regierungen von dem verborgenen Zwecke jenes arglistigen Krieges nicht zum Voraus unterrichtet und damit einverstanden waren, so werden sie doch gewiß ihren Antheil an der Beute des Sieges nicht verschmähen. Denn wem ist es unbekannt, daß es Staatsmänner gibt, die seit dem achtzehnten Oktober des vorigen Jahres nicht ruhig schlafen können, weil ihnen das Wartburgfest wie ein Alp auf der Brust liegt und sie beängstigt, und die, wie sie es gewohnt sind, mit dem Gespenste ihrer Einbildungskraft auch die Fürsten von ihrer Ruhe aufschrecken? Sie danken es Hannover herzlich, ihnen ein heilsames Mittel zugeführt und dessen üblen Geschmack für sich allein behalten zu haben. Möchten sie es nie bereuen und nie zu spät einsehen lernen, daß Hannover Deutschlands Mund ist, der nicht blos dazu dient, die bittern Arzneien zu verschlucken, die das englische Ministerium dem deutschen Staatskörper einzugeben für gut findet, sondern sich auch mit der Zeit herausnehmen wird, für die übrigen Glieder das Wort zu führen. Doch mögen sie

thun, was ihnen beliebt, es geschieht doch nur, was der Himmel für gut findet, und endlich wird es den Menschen klar werden, daß die Vorsehung, so oft sie große Zwecke erreichen will, den Beherrschern der Völker die Augen verbindet, um sie leitsamer zu machen, wie man Pferde blendet, die dazu gebraucht werden, durch Umdrehen im Kreise ein Triebwerk in Bewegung zu erhalten.

Großstädtische Gesinnung. — Eine Berliner Zeitungsnachricht meldete vor Kurzem, was folgt: Eine Deputation der hiesigen Stadtverordneten machte dem neuen Gouverneur der Residenz, General Grafen von Gneisenau, vor einigen Tagen ihre Aufwartung, und empfahl Sr. Excellenz das Wohl der Berliner Bürgerschaft. Die Deputation genoß das Glück einer langen Audienz, in welcher sich Se. Excellenz mit vieler Güte und Herablassung äußerte u. s. w.

So etwas in's Französische übersetzt, müßte drollig zu lesen sein. Fast zweimalhunderttausend Menschen machen durch Stellvertreter einem einzigen Generale ihre Aufwartung, empfehlen ihm ihr Wohl und rechnen sich's zum Glücke, daß sie so lange vor ihm stehen durften, und der General läßt sich herab, gütig mit ihnen zu sprechen. Wahrhaftig, der brave Gneisenau hat es nicht verdient, daß man so kriechend

und balsamisch von ihm rede. Aber wäre ich der Gouverneur gewesen, ich hätte die Deputation der Berliner Bürgerschaft zur Thüre hinausgeworfen; denn sie war gekommen, um sich die Befreiung von Wachtdiensten zu erbetteln. Diese Hauptstädter alle sind die gefährlichsten Feinde der deutschen Volksfreiheit; sie schmieden die Ketten, mit welchen die Provinzen belastet werden. Die winzigen, engherzigen Menschen! Um wöchentlich vielleicht eine Stunde länger ihrer Krämerei nachzugehen, geben sie freiwillig die letzte Waffe aus den Händen und die Schwachköpfe wissen es nicht zu berechnen, daß sie in den sechzig Minuten, am Schilderhäuschen zugebracht, nicht den zehnten Theil so viel hätten erschachern können, als es ihnen an Abgaben mehr kostet, wenn sie die Oberherrschaft des Soldatenstandes wieder aufkommen lassen. Geht nur, ihr lustigen Feuerwerker vom 18. Oktober, ihr seid Taugenichtse, wie ihr immer waret. Das matte Lüftchen, das oberflächlich eure sumpfige Empfindung kräuselte, es ist nicht mehr, und die Pfütze — schläft.

Otaheite, den 30. Okt. 1818. — Se. Excellenz, der Finanzminister Uhauga, haben sich gestern auf eine, noch von Keinem versuchte Weise zu entleiben geruht, nämlich durch freiwilliges Selbsterschrecken. Er saß, und anscheinend ganz ruhig, bei

einer Tasse Thee, als er plötzlich und ehe man ihn daran verhindern konnte, die Worte ausprach: die Presse ist frei, der Teufel ist los! Darauf fiel er zurück und todt war er. Dieser Staatsmann wird allgemein bedauert und man begreift nicht, was ihn zu diesem Schritte bewogen haben möchte. Man hatte nie irgend ein Zeichen von Geistesanwesenheit bei ihm bemerkt. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie.

London. — Auf einer Maskerade, welche unter andern Hoffesten bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Elisabeth gehalten wurde, erschien auch eine erhabene weibliche Gestalt, die wegen der Schönheit ihres Schmuckes allgemeines Aufsehen erregte. Sie war als heilige Allianz gekleidet. Als der Parlamentsredner Brougham sie erblickte, näherte er sich ihr, schrieb ihr ein T in die Hand und sprach: ich kenne dich, schöne Maske! Diese verließ darauf eiligst den Saal und man hatte sie nicht wieder gesehen. (Morning-Liar.)

Cap Henri, vom 4. Oktober. — Se. Maj. der König von Hayti, stets auf das Beste seiner Unterthanen bedacht, haben einen Preis von zwei Millionen Franken auf die Entdeckung des politischen Perpetuum immobile, das seit Jahrtausenden vergebens gesucht worden, auszusetzen geruht. Der

glückliche Entdecker erhält außer der genannten Geldbelohnung noch die Stelle eines ersten Ministers als erbliche Würde in seiner Familie. Die betreffende Verordnung war schon am 25. Dezember 1816 vom Könige unterzeichnet worden.

XLIV.

Ein Gulden und etwas mehr.

(1818.)

Die Natur der Dinge und was schön sei oder mißgestaltet, malt euch jeder Batzenspiegel nicht minder treu zurück, als das hohe stolze Glas am Pfeiler eines fürstlichen Gemaches. Die Weltgeschichte pulsirt in Täglichkeiten. Darum, wer emsig ist und frohen Muthes zu forschen und zu betrachten, der durchblättert das Buch der Menschheit in einer Taschenausgabe, die ihn überall begleitet, oft und gern. Wer so gesinnt, den hat gewiß jener Gulden, zu dem der Eintrittspreis der Bühne freventlich gesteigert worden, nicht weniger als mich selbst aufgeregt und warm gemacht. Für Diese brauche ich nicht zu reden; nur um der Andern willen, die blödere Sinne haben, thue ich es. Zu deren Frommen allein will ich den Gulden, als sei er ein Floh oder ein Mücken-

flügel, unter das Mikroskop setzen, damit sein kunstreicher, fast wunderbarer Bau erkannt und angestaunt werde.

Als Voltaire sagte: Der erste König war ein glücklicher Soldat, da wußte dieser Mann nicht, was er sprach. Der erste König war ein fieberkranker Bauer, der in seinem Irrsinne ausrief: „Ihr Leute seid meine Unterthanen und mir Gehorsam schuldig," und, da er gesundete und von dem Schmerzenslager sich erhob, befremdet und ungläubig das ganze Dorf zu den Stollen seines Bettes niedergesunken fand. Vergebens war alles gutmüthige Zureden des unschuldigen Despoten; die Unterthänigkeit war schon so rasch im Gange, daß man der Zeiten sich nicht mehr erinnerte, da man frei gewesen. Wer mag zweifeln, daß in uralten Tagen jede Herrschaft so entstanden sei, da ja vor unser Aller Augen diese Erscheinung sich erst gestern erneuert hat? Drei Menschen sagten zu Vierzigtausenden: Ihr sollt einen Gulden zahlen — und sie thaten es. Sie thaten es? Nein, das ist noch nichts. Sie thaten es ungern, sie murrten und thaten es dennoch! Jetzt geht und schweigt; so war es immer gewesen. Gehorsam wurde weit öfter gefunden als gesucht, und Knechtschaft war früher als Herrschaft.

Ich sehe es mit meinen Augen, ich höre es mit meinen Ohren, daß Alle, wie sie im weißen Schwanen bei ihrem Schoppen sitzen, sagen: der Mann hat recht, es ist unverzeihlich, was wir uns gefallen lassen müssen! und dennoch um 6 Uhr in's Schauspielhaus gehen und mit möglichster Freundlichkeit ihren Gulden hingeben. Nur Hunderte brauchten sich zu verabreden, daß sie es nicht eher wieder besuchen wollten, bis die alten Preise hergestellt sind, und es müßte eine Abänderung geschehen. Aber nein, sich befehlen lassen ist eine so süße Gewohnheit!

Man soll uns nicht zum Vorwurfe machen, wir wären den guten und starken Gründen, welche die Direktion hatte, den Eintrittspreis zu erhöhen, feige und schwach ausgewichen; nein, wir wollen ihnen entgegen gehen und können es um so unverzagter, da, werden wir auch hier besiegt, noch nicht Alles verloren ist. Denn dann, dann erst tritt die mächtige Frage aus dem Hinterhalte hervor: warum theiltet ihr eure Gründe nicht mit, warum entschuldigtet ihr euch nicht, warum batet ihr nicht um Nachsicht? Wie durftet ihr es wagen, das Volk, dem Ehrfurcht gebührt, weil von ihm allein alle Macht und jedes Recht kömmt, schlecht wie einen Pudel zu behandeln, dem man nur zuruft: Geh, bring her?

Sind die Preise der Lebensmittel gestiegen, kosten

Brod, Bier, Holz, Oel, Talg und die übrigen Bestandtheile der dramatischen Kunst mehr als vormals? Nein. Hat sich das Schauspiel verbessert, ist es um ein Fünftheil mehr werth als sonst? Nein, nein; es ist kostbarer, aber nicht köstlicher geworden. Aus welcher andern Quelle könnte nun die Steigerung des Eintrittspreises entsprungen sein, als aus dem majestätischen Belieben der Theaterdirektion? Es heißt, ihre Kasse wäre im Rückstande; allein wer anders als sie selbst hat den Schaden zu tragen, den sie durch eine unverständige Verwaltung und durch ihre unzeitigen Ersparungen sich zugezogen hat? Stehen ihr ja bessere Gründe zu Gebot, womit sie ihr Verfahren rechtfertigen kann, so sollten diese zu unserer Kenntniß gebracht werden. Gewiß hätte sich nicht ein Einziger der Rührung enthalten können, wenn ihm in einer auf gutem grauen Löschpapiere gedruckten, wohl abgefaßten Darstellung, wie etwa folgende, wäre mitgetheilt worden, was zur Ausschmückung und Veredelung der Bühne seit langer Zeit mit vielem Geldaufwande geschehen sei.

An das verehrte Publikum.

Wenn es nicht allgemein anerkannt ist, wie sehr wir stets bemüht gewesen, die uns anvertraute Bühne in einem dauernden Zustande der innern Würde

und des äußern Glanzes zu erhalten, so liegt es an der Bescheidenheit Derjenigen, welche sie besuchen, weil diese sich nicht eingestehen mochten, daß so viel dazu nöthig war, ihre Forderungen, das heißt, die des feinsten und höchsten Kunstsinnes, zu befriedigen. Aber länger dürfen wir nicht schweigen, ohne uns selbst zu nahe zu treten und ohne die gute Meinung zu gefährden, welche Deutschland von der attischen Bildung unserer geliebten Mitbürger hegt. Wir wollen uns alles rednerischen Glanzes, der mehr blendet als aufklärt, enthalten und mit einfachen Worten erzählen, was wir an der Bühne bisher im Stillen gebessert haben und noch ferner für sie zu thun gesonnen sind.

1) Andere und zwar die besten Theaterdirektionen begnügen sich damit, gute Schauspieler und Sänger zu haben, mehr thun sie nicht. Wir aber sind immer viel weiter gegangen. Wir wußten aus der Erfahrung oder folgerten aus der Einrichtung der menschlichen Seele, daß die Gewohnheit auch gegen das Schönste und Beste abstumpfe, oft ganz gefühllos mache. Darum ließen wir es nicht dabei bewenden unsere Bühne mit guten Mitgliedern zu versehen, sondern waren auch immer auf eine hinreichende Zahl schlechter bedacht, damit es nie an Gegenständen der Vergleichung fehle und die Lust an den bessern

Schauspielern nicht matt werde. Ja, damit nicht zufrieden, ließen wir, so oft sie zu haben waren, die untauglichsten Subjekte, von denen wir vorher wußten, daß sie würden ausgezischt werden, als Gastspieler auftreten, aus genannter Ursache. Wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, daß wir jährlich mehr Geld für schlechte Gastspieler, als andere Bühnen für ständige gute Mitglieder verwendet haben.

2) Haben wir in jenen Jahren, da die Brodfrucht, und mithin auch das, worauf sie wächst — das Stroh, so theuer war, nicht blos alle Bänke des Parterres damit auspolstern, sondern auch Fußdecken von diesem kostbaren Stoffe verfertigen lassen.

3) Ist mit sehr vielen Kosten die Büste des unsterblichen Lux, den Europa betrauert, aus der besten Kreide verfertigt, hingepflanzt, und dieser Künstlerkopf zur Anfeuerung des noch lebenden Verdienstes auf das umrollende Rad der Zeit gleichsam festgeflochten worden, wie sich Jedermann überzeugen kann, der den Hals zurückbeugt und hinaufsieht.

4) Hat man seit einiger Zeit sehr gutes Papier zu den Comödienzetteln angewendet.

5) Sind vor der Thüre zwei Oefen dicht neben einander gesetzt worden, woran auch im strengsten Winter die Nahestehenden sich wärmen können und

wodurch dem Frieren zwischen den Akten auf immer und gründlich abgeholfen ist.

6) Gedenken wir im nächsten Jahre noch andere Verbesserungen einzuführen, die alle aufzuzählen uns das Ansehen von Großsprecherei geben würde. Wir wollen nur einiger erwähnen: die eine Wand des Orchesters, die seit langer Zeit nur noch durch Nagelbohrer aufrecht gehalten wird, soll vermittelst ganz neuer Nägel fest gemacht werden. — Man wird in Betrachtung ziehen, ob das rechte Eck der fünften Bank links im Parterre, vom Eingange an gerechnet, welches von allem Inhalte entblöst ist, frisch mit Stroh auszufüllen sei. — Ist es sehr leicht möglich, daß die Priesterkutten in der Zauberflöte gewaschen werden. — Bedarf der Vorhang eines neuen Loches, weil dieses durch langen Gebrauch unbrauchbar oder vielmehr allzubrauchbar geworden ist u. dgl. m.

Das verehrte Publikum wird daher unsere gute Absicht nicht verkennen, wenn wir aus den angeführten Gründen eine Erhöhung des Eintrittspreises uns erlauben, und bitten wir ferner um geneigten Zuspruch. — Frankfurt, den 1sten September 1818.

Wer, auf diese Weise belehrt, hätte nicht mit Vergnügen seinen Gulden bezahlt? Aber so ohne Weiteres drucken zu lassen: „In das Parquet

1 fl.", das muß auch ein Lamm aufbringen, um wie viel mehr einen Frankfurter!

Nachschrift.

Später als Obiges geschrieben war, fand ich Gelegenheit, mich mit einem sehr achtungswürdigen Manne zu besprechen, welcher, aller Verhältnisse unserer Bühne kundig, die Erhöhung des Eintrittspreises glaubte rechtfertigen zu können. Ich wünsche herzlich, daß die angeführten Gründe, die hier wiederholt werden sollen, das Publikum für die Theaterdirektion zu stimmen sich fähig zeigten; aber meine eigene Ansicht widerstand ihnen. Es wurde mir bemerkt: man beabsichtige eine umfassende Verbesserung der Bühne, man wolle die besten Schauspieler und Sänger zu gewinnen suchen. Hierzu reiche aber die bisherige Einnahme nicht hin, die daher vermehrt werden müßte. Uebrigens sei der Theaterpreis im übrigen Deutschland stets auf der Höhe gewesen, auf welche er erst jetzt in Frankfurt gebracht worden sei. Was den letzten Punkt betrifft, so habe ich selbst die Bühnen in Darmstadt, Mannheim, Stuttgart, München, Leipzig, Dresden, Wien und Berlin besucht und jene Behauptung nicht bestätigt gefunden. Nirgends an genannten Orten (wenigstens zur Zeit meiner Reisen) kostete der Eintritt in's Parquet einen

Gulden. Was den ersteren Punkt betrifft, so hat er mich noch weniger überzeugt. Warum soll das Publikum die Verbesserung der großen Mängel unserer Bühne erst besonders erkaufen müssen? Warum soll die Vergütung dafür früher geleistet werden, als jene Verbesserungen wirklich eintreten? Wäre nicht das umgekehrte Verfahren billiger, ja klüger gewesen? Hätte die Direktion damit begonnen, unser Theaterpersonal durch Anstellung vorzüglicher Künstler aufzufrischen und zu verjüngen, dann wäre das Schauspiel zahlreicher besucht worden, die Kasse würde sich schnell gefüllt und man nicht nöthig gehabt haben, um eines unbedeutenden, ja zweifelhaften Vortheils willen eine so große und stark ausgesprochene Ungerechtigkeit zu begehen.

Aber wer weiß es nicht, welchen unfähigen Köpfen und unfertigen Händen die Verwaltung unserer Bühne heimgegeben ist? Was die Sinnlosigkeit beschließt, wird vom Eigensinne in den Gang gebracht und vom Schlendrian fortgeführt. Dürfte ich diese Behauptung wagen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Gefahr des Angriffs sich tausend Stimmen zu ihrer Vertheidigung erheben würden? Wir kennen diejenigen Mitglieder der Direction, die sich durch bessere Einsicht und durch den Besitz des an ihrem Platze erforderlichen Kunstsinnes auszeichnen; diesen

kann kein anderer Vorwurf als der ihrer Schwäche gemacht werden. Warum sind sie nicht beharrlicher, das, was sie für das Beste erkannt, durchzuführen? Wann und wo ward je das Gute ohne Kampf geltend gemacht, und was ist ein guter Wille, wenn er nicht auch stark ist? — —

Seid versichert, meine Landsleute, daß unser Theater so lange in seinem gegenwärtigen schlechten Zustande bleiben wird, bis endlich die Regierung es unter ihre Oberaufsicht nimmt. Und warum sollte sie es nicht, da ja die größten Monarchen der Welt es nicht unter ihrer Würde halten, für das Frohleben ihrer Völker besorgt zu sein? Und warum würde sie es nicht, da sie ja aufgeklärt genug ist, im Schönen das Wahre, Nützliche zu erkennen? Und warum dürfte sie es nicht, da ja das Schauspielhaus zum Grundvermögen der Stadt gehört? Möchte doch eine stärkere Stimme, als die meinige, dieses zur Sprache bringen. Eben jetzt wäre die Zeit dazu. Denn der gesetzgebende Körper, der sich bald neu versammelt, ist gewiß genügsamer als der vorige, und wird nur drei Tage in der Woche darauf sinnen, wie er die armen Juden betrübe, die übrigen vier aber, wie er die Christen erfreue, durch bessere und wohlfeilere Schauspiele.

XLV.

Vollständiges Verzeichniß der Döring'schen wissenschaftlichen Leihbibliothek

in der großen Sandgasse, der kleinen Sandgasse gegenüber.

Drittes Heft. Frankfurt am Main, 1820.

Dieses Werk zeichnet sich nicht blos durch seine Wohlfeilheit aus (es kostet nicht mehr als 12 Kreuzer), sondern auch durch eine gute Vorrede. Der Verfasser gibt darin die überzeugendsten Beweise, daß die zwischen einem Leihbibliothekar und seinen Lesern bestehende Verbindung keine Löwengesellschaft sei, blos zum Vortheile des einen Theiles gebildet, sondern daß beide Theile dabei gewönnen, ob zwar mit Unterschied. Das Lesen guter Bücher, sagt der Vorredner sehr treffend, bildet den Geist des Menschen, veredelt sein Dasein und macht ihn zum unumschränkten Herrn seiner Sinnlichkeit und Leidenschaften.

Aber, „durch dieses allein gibt er zu erkennen, daß er kein Sohn des Staubes, sondern ein Göttersohn ist.“ Wahrlich, der muß ein sehr armer Teufel sein an Geld und Geist, der nun die herrliche Gelegenheit vorübergehen läßt, sich seine Apotheose so wohlfeil zu erkaufen. Bei den Griechen konnte nur ein Mann, der zugleich groß und todt war, vergöttert werden, jetzt kostet es nicht mehr als 36 Kreuzer monatlicher Lesegebühr, um in den Olymp zu kommen. Wer hätte nicht so viel zu erübrigen, zumal wenn er in Anschlag bringt, was er hierbei an Ausgaben für seine Leidenschaften und seine Sinnlichkeit erspart, da ja, wie man weiß, alle fünf Species der Rechenkunst nur dazu dienen, das Wirthschaftsbuch der fünf Sinne in Ordnung zu halten?

Diese vortreffliche Schrift des Herrn Döring ist aber insbesondere für mich und einige Andere von ganz unschätzbarem Werthe. Ihre vierzehn Kapitel sind eben so viele Ordens-Kapitel, worin wir Männer von Verdienste zu tapfern Rittern ernannt worden sind. Unsere Werke haben zu ihrer Ehre und Auszeichnung den Stern der Ehren-Legion erhalten. Nämlich, die Bücher aus dem Mittelstande werden gegen täglich 1 Kreuzer Lesegebühr ausgeliehen, für die unsrigen aber muß 2 Kreuzer bezahlt werden, und diese Vornehmen unter der Menge sind mit

einem Sternchen (*) bezeichnet. Man muß dem Ordensverleiher die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht die Verdienste, sondern ohne Unterschied das Verdienst belohnt hat. Die „Wage“ wie „die Pferdeluft zur Unterhaltung der Pferdeliebhaber,“ „Wolfs Geschichte und Beschreibung der Stadt Duderstadt“ wie „Cäsars Spielalmanach,“ und „Franks Uebersicht des Hypotheken-Wesens zu Frankfurt am Main“ haben den Stern der Ehren-Legion erhalten. Was dem Gnaden-Spender noch mehr Bewunderung zuzieht, ist der Umstand, daß er, obzwar ein Frankfurter, — die seit fünf Jahren nur die Bekenner der drei christlichen Religionen als Menschen ansehen — dennoch zwei türkische Werke zu Rittern ernannt hat, nämlich: „Castellans Sitten, Gebräuche und Trachten der Osmanen,“ und „das türkische Reich in allen seinen Beziehungen“ von Tornton. Aber ich wollte, ein Anderer machte die Bemerkung (von mir selber wäre sie unbescheiden), daß unter allen Werken der Ehren-Legion die Wage beinahe das Einzige ist, das keine Kupfer hat; denn Hoffmann's Kater Murr hat wenigstens einen kupfernen Deckel.

Doch es ist Zeit, daß ich zur Hauptsache übergehe. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, die, wie ich mir schmeichle, einen weltgeschichtlichen

Einfluß haben wird. Ich habe nämlich für die schriftstellerische Handelswelt einen Seeweg nach dem goldreichen Indien gefunden, wobei man das schöne Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft. Die beschwerliche Landreise nach Leipzig und zurück wird künftig erspart werden können. Es ist eine eben so bekannte als befremdende Erscheinung, daß die Schriftsteller nicht nach Verdienst bezahlt werden. Ihr Ehrensold besteht mehr in Ehre als in Sold. Die Fuhrleute der Waare, die Buchhändler gewinnen mehr an der Fracht, als die Fabrikanten am Arbeitslohne. Ein wirksames Mittel, dieses unnatürliche Verhältniß auszugleichen, verdanken wir dem Herrn Döring. Wir lernen von ihm, daß wir unsere Werke verleihen müssen, statt sie zu verkaufen. Ich will berechnen, was mir mein literarischer Kleinhandel auf diese Weise abwerfen müßte. Ein Heft der Wage zu lesen kostet, wenn ich Herrn Döring's billige Taxe annehme, täglich 2 Kreuzer, und da die auf ihren Schreibstuben sehr beschäftigten Frankfurter zwei Tage über einem Hefte zubringen würden, so würden sie 4 Kreuzer Lesegeld darauf verwenden. Nun ist es gewiß keine unbescheidene Schätzung meiner selbst, wenn ich annehme, daß in Frankfurt 15,000 Menschen für 3 Bogen meiner Werke gern 4 Kreuzer bezahlen. Dieses betrüge zu-

sammen 1000 Gulden Lesegeld, und für einen Band von 8 Heften 8000 Gulden. Rechne ich nun 30 Millionen Deutsche und, nach dem Verhältniß von Frankfurt, den dritten Theil der Nation zu meinen Lesern, so würde ein Band der Wage jährlich 2 Millionen, und da ich aus Eigennutz dann jährlich 4 Bände schreiben würde, diese zusammen alle Jahre 8 Millionen Gulden Gewinnst einbringen. Und wer wehrt es meinen Schreibgenossen, mir dieses nachzuthun? Wahrlich mir wird schwindlicht, ich habe den Kopf verloren und mache Folgendes bekannt:

„Das dritte Heft der Wage ist unter der Kelter und wird als guter 1820er in wenigen Tagen verschenkt werden, oder so gut als verschenkt. Man zahlt für das Heft nicht mehr als 4 Kreuzer, wofür man es zwei Tage behalten kann. Es wird den verehrten Abonnenten nach Ordnung der Unterschrift zugeschickt werden. Da in jeder Stadt Deutschlands nur ein einziges Exemplar verliehen wird, und in Frankfurt bei 15,000 Lesern 30,000 Tage oder 82 Jahre, 2 Monate und 10 Tage erforderlich sind, bis es durch alle Abonnenten gelaufen ist, so bemerke ich ausdrücklich, daß die Abonnement-Scheine auch für die Erben in absteigender Linie Gültigkeit behalten. Ich hoffe, daß meine lieben Mitbürger mit

dieser Einrichtung um so zufriedener sein werden, da viele die Erhöhung des Preises der Zeitschrift nicht gebilligt haben; denn ich muß dieses annehmen, da ich mir die Abnahme meiner hiesigen Abonnenten nicht anders erklären kann. Der Grund dieser Verminderung kann nicht darin liegen, daß ich nicht mehr so offen und frei schreiben darf, wie ehemals; denn für meine verständigen Leser, und die alle gut rechnen können, muß es gleich viel sein, ob ich, wie sonst, gerade heraus sage, sechs, was ich nicht mehr darf, oder ob ich sage zweimal drei, welches nicht verboten werden kann."

XLVI.

Eine Kleinigkeit.

Im vorigen Hefte der Wage hatte ich eine Beurtheilung der satyrisch-humoristischen Gedichte, von Döring, Lpz. 1820., in Ernst Klein's literar. Comptoir, mit folgenden Worten angefangen: „Das kleine literarische Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt.“ Hierauf bezieht sich nachfolgende Erklärung, die ich in den öffentlichen Blättern abgedruckt fand.

„Herr Börne, der jetzt wieder in dem von ihm so geschmähten Frankfurt lebt, findet für gut, seinen Witz jetzt in seiner Wage an Schriftstellern und Buchhändlern zu üben, und zwar an Schriftstellern wie E. T. A. Hoffmann, und auf eine Art, die schon laute Mißbilligung erregt hat.“

„Auch Dr. Heinrich Döring hat er wegen: Satyrisch-humoristische Gedichte, besonders in Bezug auf neuere Zeitereignisse; dabei auch mich, den gewöhnlich neutralen Verleger, angegriffen. Herr Börne weiß wohl nicht, daß Witz auf Namen der schlechteste ist, und daß es scheint, als wenn das kleine Comptoir wenigstens so groß sei, daß es keine Börne'sche Wage (die nirgends gesetzlich oder üblich eingeführt ist) zu verlegen braucht. Sollte Herr Börne unwillig auf mich sein, weil er aus einigen Verlagsartikeln etwa den Schluß zieht, ich sei auch ein Judenfeind?"

„Herrn Börne's Schreck vom 20. September 1819 läßt ihn in Herrn Dr. Döring einen Septembermann erblicken. Sollte er darum meiner würdig sein? Dann hat der gescheute Herr Börne den Herrn Dr. Döring gar nicht verstanden, und von meinem Wirken weiß er gar Nichts. Obgleich Dr. Döring einigen Unfug gerügt hat, so haben doch freimüthige Kritiker seinen Freimuth über die Gebrechen der Zeit gerühmt, und ich habe viel gegen Willkür zu kämpfen gehabt, ohne diesem durch eine Reise nach Paris auszuweichen."

Ernst Klein,

Buch- und Kunsthändler in Leipzig und Merseburg.

Ich weiß recht gut, daß Witz auf Namen der schlechteste ist, und daß die Minderrechte, die man mit dem Zufalle der Geburt verbindet, eben so grausam, als die Vorrechte, welche die Geburt sich anmaßt, lächerlich sind. Daher war auch der Witz ein schlechter, den ich auf Herrn Klein angewendet. Er war gegen den guten Geschmack, er wäre aber auch unsittlich gewesen, wenn ich den Zweck dabei gehabt hätte, Herrn Klein zu kränken, oder die Vermuthung hätte haben können, daß er eine Beleidigung darin finden würde. Ich kann meine Uebereilung damit rechtfertigen, daß der schlechte Witz ansteckend ist, und ich nicht vorsichtig genug war, als ich die satyrischen Gedichte des Herrn Döring beurtheilte. Es würde mir sehr wehe thun, den Herrn Klein gereizt zu haben, wenn er nicht, indem er den Fehler, dessen ich mich schuldig gemacht, selbst, und weit stärker beging, mein Gewissen beschwichtigt hätte. Herr Klein hat Recht, der Buchhändler ist neutral; aber unter dem Vorwande einer bewaffneten Neutralität darf er an dem Krieg keinen größern Antheil nehmen, als die Vertheidigung seiner Grenzen erfordert. Waren die Ausfälle weit in mein Gebiet hinein gerecht, sind die großen kriegerischen Zurüstungen nothwendig gewesen? Herr Klein hat nicht blos den ganzen

deutschen Bund feindlich gegen mich gestimmt, sondern auch mit den Mächten Frankfurt und Hoffmann Separat-Bündnisse gegen mich geschlossen. Nie habe ich Frankfurt geschmäht; denn Unrecht und Irrthum haben so wenig ein Vaterland als Recht und Wahrheit; wenn ich für diese, wenn ich gegen jene stritt, so mußte es wohl auf irgend einem Schlachtfelde geschehen, aber der Ort des Kampfes ist nicht das Ziel des Kampfes. Habe ich an Hoffmann's Schriften meinen Witz geübt? Nun wahrlich, und hielt ich mich auch für den besten Schützen, ich wüßte immer, daß die Armbrust so hoch nicht trägt, und ich versucht' es nicht. Ich habe Kater Murr und die Serapions-Brüder bestritten, und da ich hierin Muth gezeigt, so geschah es doch ehrenvoller, als wenn ich mich an einen schwachen Feind gewagt hätte. Hoffmann's Wissenschaft, nicht seiner Kunst bin ich entgegengetreten; beide achte ich, aber nur die letztere liebe ich, und ich wäre sehr zufrieden, wenn mich dieser geistreiche Schriftsteller nur um die Hälfte weniger schätzte, als er selbst von mir geschätzt wird. Wie konnte Herr Klein auf den Gedanken kommen, ich hätte den Umfang seines Buchhandels mit Geringschätzung bezeichnen wollen? Wäre dieser nicht von Bedeutung, dann freilich hätte Herr Klein Recht, der Verlag meiner Wage würde

ihn nicht größer machen. Ich habe jedoch eine gute Meinung von seinen Geschäften. Denn wenn ich die zwei Artikel erwäge, mit welchen Herr Klein in dem neuesten Leipziger Bücher-Verzeichnisse steht, und die beide in neuen verbesserten Auflagen erscheinen, nämlich: „Die Heirathslustigen, ein kurzweiliges Lottospiel mit Karikaturkarten für frohe Gesellschaften“ und: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Ein neues Würfelspiel für Jung und Alt“ — so schließe ich mit Recht, daß seine jungen wie seine alten Verlags-Werke neue Auflagen theils verdienen, theils erhalten haben.

Herr Klein fragt ferner: ob ich vielleicht darum unwillig auf ihn geworden, weil ich aus einigen seiner Verlagsartikel den Schluß gezogen, daß er ein Judenfeind sei? Da ich so schuldlos bin wie ein Lamm, und weder die Schlupfwinkel des Argwohns, noch die Schleichwege der List kenne, so verstand ich diese Betonung gar nicht. Ein Anderer mußte sie mir erst aufschließen. Man erzählte mir, eine Schrift gegen die Juden, von Hartwig von Hundt-Radowsky u. s. w. u. s. w. verfaßt, wäre im Verlage des Herrn Klein erschienen, und da mich dieser für einen Juden hielte, glaube er, ich sei deßwegen böse auf ihn. Die bezeichnete Schrift

kenne ich gar nicht; aber wenn sie so schlecht ist als eine andere des nämlichen Verfassers, als Truthähnchen, so ist sie unter allen schlechten Schriften gegen die Juden die schlechteste. Ist Herr Klein selbst ein Judenfeind, so gestehe ich es, daß ich ihn verachte, wenn die Feindschaft aus seinem Herzen, und beklage, wenn sie aus seinem Kopfe entspringt. Dem deutschen Volke verzeihe ich den Judenhaß, weil es noch ein Kinder-Volk ist und darum, eben wie die Kinder, um einst frei auf den Füßen stehen zu können, einer Lauf-Bank bedarf, damit es an der Schranke der Freiheit die Schranke entbehren lerne. Das deutsche Volk würde hundertmal im Tage umfallen, wenn es ohne Vorurtheile wäre. Aber dem einzelnen erwachsenen Menschen kann ich den Judenhaß nicht vergeben. Doch woraus vermuthet Herr Klein, daß ich selbst ein Jude sei? Weil ich die Juden vertheidige? Also Herr Klein schließt, alle die Menschen müssen meine Freunde oder Blutsverwandte sein, die ich nicht berauben und bestehlen helfe? Denn ist es etwas Anderes als der gewaltsamste Raub, als der schnödeste Diebstahl, wenn man den Juden das heiligste, das unantastbarste, unersetzlichste Eigenthum, das, was sie von der Natur selbst erworben, betrügerisch vorenthält? Gibt es etwas Ungerechteres, als die Minorate,

die wir zu unserem Vortheile gestiftet, und etwas Lächerlicheres, als die Meinung, daß uns, weil wir die jüngern Söhne des Vaters sind, das Erbe allein gebühre? Und muß man ein Jude sein, um christliche Gesinnungen zu hegen?

Herr Klein sagt, die Beschlüsse des 20. Septembers hätten mich erschreckt. Wäre ich der, für den mich Herr Klein gewiß nicht hält, aber für den er mich geltend machen möchte, dann wäre ich nicht erschrocken, ich hätte mich gefreut. Er sagt, ich hätte Herrn Döring nicht verstanden, der Nichts gethan, als die Gebrechen der Zeit freimüthig gerüget. Ich habe Herrn Döring wohl verstanden, und er hat nicht die Gebrechen der Zeit gerügt. Die Gebrechlichen der Zeit hat er verspottet, statt die zu tadeln, welche durch ihre Mißhandlungen jene dazu gemacht. Herr Klein sagt, er selbst habe gegen Willkür zu kämpfen gehabt — das gesteht er, und doch, und doch zürnt er mit mir, daß ich Lehren verdamme, die der Willkür schmeicheln! Auch hat er die Wahrheit nicht gehört, wenn er sich erzählen ließ, ich sei nach Paris entflohen. Ich kenne nur eine Furcht — ich fürchte das Verdienen der Strafe, nicht die Strafe.

XLVII.

Ueber die Beurtheilung des Manuscripts aus Süd-Deutschland,

in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 20. Nov. 1820.

Das beurtheilte Werk selbst werde ich so wenig als möglich berühren. Nicht darum, weil sein Inhalt bekannt, und bekannter als es selbst verbreitet ist, (denn was that es mehr, als die stille Gesinnung Aller zur Sprache bringen? — es that nur weniger) sondern aus dem Grunde rede ich nicht davon, weil die Grundsätze des Beurtheilers verdammlich blieben, auch wenn es die des Manuscripts nicht minder wären. Ich will das Buch nicht loben, ich will es nur tadeln — es war nicht aufrichtig genug. Es hat sich gescheut, die Schamtheile der Wahrheit zu entblösen; aber wenn die Wahrheit krank ist, da ist nicht Zeit mehr zu sittsamen Bedenklichkeiten. Der Beurtheiler

ist ein kühner Wundarzt, er stößt die Senknadel in die Wunden — der Seinigen, bis er die Knochen spürt. Freilich that er es unbedacht, nicht mit Vorsatz; denn an Wortgaukeleien ließ er es gewiß nicht fehlen. Er räucherte mit den stärksten Gerüchen, um die Sinne zu betäuben, um die Luft zu verdüstern, damit man an den Geisterspuk um so leichter glaube. Wenn ich einigen verlaufenen Reden des Beurtheilers entgegen trete — unsere Hauptansichten selbst stehen so weit auseinander, daß es zwischen ihnen gar nicht zum Handgemenge kommen kann — so geschieht es nicht, um sie zu widerlegen; denn man täuscht über das Wahre und Rechte nicht einmal die gedankenlose Menge, wo das wahre Rechte ihr auch irdischen Vortheil bringt; es geschieht, um dem Beurtheiler zu zeigen, daß man ihn verstanden. Der alte Adam spricht aus ihm, die Erbsünde der gewalt-lüsternen Menschen. Eines aber hat er uns verrathen, was erfreulich ist — wo der Gewaltwille sich zu rechtfertigen anfängt, da ist seine Macht im Sinken. Redet nur immer was ihr wollt, aber redet. Die Wahrheit ist ein Magnet, selbst das Eisen des Feindes fliegt ihr zu, wenn auch der feindliche Arm zurückbleibt. Was vermag er waffenlos?

Der Beurtheiler glaubt die jetzige Zeit erst schildern zu müssen, vergessend, daß sie kenntlich genug

bezeichnet ist, wenn er erklärt, wie sie ihm und den Seinigen mißfalle. Er spricht: die einseitige Begriffscultur und die daraus hervorgehende vermeintliche Welterneuerung und Weltverbesserung dieser Zeit hätten die Eigenthümlichkeit der Völker in eine gleichartige chaotische Masse aufgelöst, in der nur noch die wandelbare Parteimeinung des Tags und der eben so wandelbare und unsichere Geldbesitz trenne und unterscheide. Was sonst Völker waren, wären jetzt Parteien, und der Parteimann in Deutschland sei seinem Geistesverwandten und Bundesbruder in Frankreich, Spanien und Italien näher und befreundeter, als seinem anderdenkenden Landsmanne. Er spricht von der zerstörenden Wirkung der Verstandesbildung, und von den gewöhnlichen politischen Tagsschriftstellern, deren ganze Schaar verderblichen Lehren huldige. Ich habe das Erhebliche herausgehoben. Haben die Völker darum ihre Eigenthümlichkeit verloren, weil sie angefangen, übereinstimmende Wünsche zu hegen? Man ist eher Mensch als Bürger, und eher Bürger als Landsmann. Wir haben wohlgethan, die Wälder des Tacitus zu verlassen, aber kann die Freiheit nicht auch in Häusern wohnen? Die alten Deutschen hatten auch Könige. Wandelbarer Geldbesitz! — ja wohl, dem fließen die Thränen

des Beurtheilers. Geld ist ein Strom, aus dem Jeder schöpfen kann, die Durstigen aber sind kraftlos wie man sie wünscht. Es wäre freilich besser, den Werth der Dinge mit leibeigenen Menschen, Schaafen und Grundstücken zu bezahlen. Leibeigene kann man binden, Schaafe in den Stall sperren, und Grundstücke mit einer Mauer umziehen — dann wandeln sie nicht. Hundert Jahre ohne Geld, und welche herrliche Zukunft! Dann kommt aller Reichthum und alles Land in die frommen Hände der gottvertrauten Leviten; denn die ganze Erde ist ihnen gelobt, uns nur der Himmel. Wenn der Beurtheiler selbst keine Bundesbrüder mehr in Spanien sucht, ist das Vaterlandsliebe, ist das *fein* Verdienst? Es ist das Verdienst der Spanier, welche die Inquisition abgeschafft, Pfaffentrug entlarvt, die Oligarchie zertreten haben. *Verstandesbildung*! Ja freilich; denn eben der Verstand ist der Geldhaushalt des Geistes, der *wandelbare*; der unwandelbare Glaube aber ist besser, weil er der grundbesitzenden Aristokratie Frohndienste leistet. Guter Gott, wir haben lange genug geglaubt, und schöner Lohn ist uns dafür geworden! Die Krankheit, die wir erduldet, und auch der Schmerz der Heilung, an dem wir gegenwärtig leiden — beides ist *euer* Verbrechen. Daß die *Tagsschriftsteller*, die jetzt für die gute Sache

ſtreiten, eine Schaar; daß ſie gewöhnlich ſind, und nur wenige unter ihnen ſich zu feilen Söld=lingen erniedrigen, das mag freilich dem Beurtheiler keinen Muth machen. So klein iſt Zahl der Söld=linge geworden, daß, wie ehemals die Herrſcher ein Triumvirat gebildet, jetzt die Knechte nur noch ein Triumvirat bilden.

Jenes „beſtändige im Munde Führen des öffent=lichen Wohls, deſſen Name zu jedem Unrecht und jeder Gewaltthat mißbraucht wird," iſt dem Beur=theiler eine der Farben, woran er das Schreckbild erkennt, vor dem wir ſchon dreißig Jahre die Phan=taſie furchtſamer oder ſchuldbewußter Menſchen haben zittern ſehen — des Jakobinismus. „Humanität, Aufklärung, Freiheit und Gleichheit, Menſchenrechte, Liberalität, Conſtitution u. dgl., wobei ſich eigent=lich Niemand etwas Beſtimmtes und Klares denkt," nennt der Beurtheiler Stich= und Modeworte. Wenn der Deutſche das öffentliche Wohl nur im Munde führen darf, weſſen iſt die Schuld, und weſſen iſt die Schuld, daß er ſelbſt dieſes nicht mehr darf? Wenn, wie es wirklich geſchah, verwerfliche (nicht immer verworfene) Menſchen die Freiheit gemißbraucht, um in ihrem Namen Gewaltthätigkeit zu bereiten, hätte es geſchehen können, wenn die Völker Etwas zu verlieren gehabt und nicht in dem Wechſel

ihrer Zwanggebieter eine willkommene, und eine um so willkommenere Erleichterung gefunden hätten, da Jugend, Leichtsinn und Unerfahrenheit der neuen Tyrannei sich für ihre kurze Dauer verbürgen? Wenn die Menge von Freiheit, Menschenrechten und Constitutionen spricht, ohne zu wissen, was sie sich klar und bestimmt dabei zu denken habe — diese Einwendung, die der Beurtheiler macht, denkt er uns damit zu täuschen? Er selbst muß es wissen, wie ausgedehnt und kraftlos solche Redensarten sind. Ist der Mensch darum weniger krank, weil er den Sitz seines Uebels nicht kennt, fühlt er sich weniger gesundet, weil er nicht weiß, wie er geheilt worden? Die Arzneikundigen kennen jenen und wissen dieses. Wenn das Volk über den Druck der Abgaben klagt, ist seine Klage darum ungerecht, weil es nicht einsieht, daß es die stehenden Heere und die tausend Schmarotzer am Staats-Tische sind, die sich mit dem Schweiße seiner Arbeit tränken? Wenn Millionen Menschen keinen Acker finden, auch für die Freuden des Lebens zu säen und zu ernten, dürfen sie darum nicht murren, weil sie nicht begreifen, daß ihnen die Wälder von Stammbäumen den Boden entziehen? Wenn ein schlichter Bürger seufzt, daß er eingekerkert worden ohne Schuld; gefangen gehalten ohne Untersuchung; frei gesprochen ohne Rechtfertigung, verdienen

seine Seufzer darum kein Gehör, weil er die Quelle seiner Noth nicht kennt, weil ihm unbekannt ist, daß sie daher entsprungen, daß es kein öffentliches Gericht und keine Geschwornen im Lande gibt? Dazu sind die Staatskundigen. Daß aber dem Beurtheiler selbst Humanität, Aufklärung, Freiheit, Menschenrechte, Liberalität, Worte sind, unter denen er sich nichts Bestimmtes und Klares denken kann, würde man ihm glauben, auch wenn er es nicht durch alle seine Reden bewiese. Aber was Constitution sei, sollte er doch wissen; England, Frankreich, Baiern, Würtemberg, Baden, hätten es ihn lehren können. Oder nennt er eine solche Constitution auch eine „Revolution von Oben“ wie sich Fr. Schlegel in seiner Concordia „trefflich“ ausdrückt?

Endlich steigt der Beurtheiler von seinen erhabenen Ansichten herab, nachdem er oben auf dem Berge, wie Moses, für die Sache seines Volkes die Hände gefaltet — er steigt herab, um nachzusehen, ob das Gebet den Sieg bewirkt, und schmäht nun den Feind, den er geschlagen wähnt. Er wirft dem Verfasser des Manuscripts vor: er habe versucht die Regierungen zu entzweien, doch vergebens, die Kabinette seien nie einiger, das Band gegenseitiger Achtung und befestigten Vertrauens sei nie stärker gewesen, als jetzt. Er wirft ihm vor: jene verrufene Rechen-

meister-Politik, jene willkürlichen, weder Recht noch Geschichte beachtenden Ländervertheilungen, jene Staatenmacherei, jene gewaltsame rücksichtslose Beglückung der Völker gegen ihren eigenen Wunsch und Willen. „In Deutschland zerschneidet man für das allgemeine Wohl Länder und Staaten, wie man in Frankreich deshalb Köpfe abschnitt. Die Gesinnung des Manuscripts sei weniger die republikanische Art und Gestalt, als die weit wirksamere Napoleonisch-Despotische“ ... Wenn der Verfasser des beurtheilten Werks die Regierungen zu entzweien gesucht, dann hat er Unrecht gethan, und nicht blos im Sinne des Beurtheilers. Wo Schlimme und Gute sich gesellen, da verderben oft jene diese, aber nicht selten auch bessern diese jene; wir haben beide Erfahrungen. Wie man auch gesinnt sei, man darf sich der Einigkeit der Fürsten erfreuen, aber mehr noch darf man ihrer Einsicht und Tugend vertrauen, daß ihnen näher am Herzen liegen werde, mit ihren Völkern, als unter sich eng verbunden zu sein. Man rede uns doch nicht von Kabinetten, es gibt keine Kabinette mehr, seitdem die Fürsten selbst das Hausrecht aller Staats-Bewohner anerkannt haben. Die Kabinette sind nur noch — doch nein, sie sind mehr — sie sind die Thürwächter-Zimmer, worin über alle Theile und über alle Bewohner des großen Hauses gewacht wird.

Wahrlich eine schönere und edlere Bestimmung, als die frühere war! Wenn der Beurtheiler gegen die Rechenmeister-Politik, gegen die weder Recht noch Geschichte beachtenden Ländervertheilungen eifert, so danken wir ihm dafür, das war brav gesprochen, und kann er es nicht auf Erden, so wird er es im Himmel verantworten. Auch dafür danken wir ihm, daß er despotische Art verdammt, und wir glauben gern, er habe nicht blos Napoleonische gemeint.

Endlich — endlich, nachdem es lange gesiedet, gebraust, gelärmt und gezischt, erhebt sich schwanenweiß der kühne Taucher aus der Flut, und winkt, und hoch in seiner Rechten hält er den Becher, den Kelch des Heils, den er im Abgrund fand. Die Preßfreiheit, die seit Jahr und Tag wie Unkraut in Deuschland wuchernde Preßfreiheit hat allen den Jammer verschuldet. Sie müsse ausgerottet werden. Censur-Gesetze genügen nicht, man müsse die Preßfrechen bestrafen wie in — England. Ja, ihr könnt es lesen, England wurde zum Beispiel genommen! An Würtemberg läßt der Beurtheiler den Befehl ergehen, es solle über den Verfasser des Manuscripts, wenn er sich im Lande sehen ließe, das Geeignete verfügen. O pfui! Ist das die Waffe, welche die Wahrheit führt? Wenn ihr Häscher

sein wollt, so redet nicht, schweigt und schleicht wie es die Diebe machen. Meister des Kerkers ist der Beurtheiler, nicht Meister des Worts, und so rassele er denn mit Ketten, nicht mit Reden, die ihm gegen die eigenen Glieder schlagen. Wenn er in seiner blumengestickten Sprache ausruft: „Wie einst nach jener großen Flut Tauben ausgesendet worden, bis eine den Oelzweig des Friedens zurückbrachte, so senden sie ihre Zwietracht-Raben aus, daß einer ihnen endlich den ersehnten Zweig des Unfriedens bringe“ — wenn der Beurtheiler an den Raben erinnern mochte, so vergaß er sicher, daß er dadurch jene Fabel, ihm selbst unwillkommen, aufwecke:

Maitre Corbeau sur un arbre perché
Tenoit dans son bec un fromage ...

Der Rabe ist der Gewaltwille, der Beurtheiler ist der Fuchs, der Käse ist — der General-Direktor des Buchhandels, welcher in Leipzig thronen soll. Stempeln (ihr erfahrt es jetzt) wollen sie die Bücher lassen! Nur immerhin. Die Zeit hat auch ihren Stempel, und wäret ihr von Erz und Stahl, flach wie ihr seid, ihr müßt ihn doch aufnehmen.

XLVIII.

Unvollständiges Verzeichniß der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler.

(1821.)

Wenn ich nicht die Feldschützen fürchtete (denn auch die Witzjagd hat ihre Hägezeit), oder wenn ich ein belletristischer Grec wäre, der falsche Wortspiele triebe, so würde ich ohne Umstände sagen: „Der geneigte Leser wolle die im zweiten Hefte der Wage vorkommenden Druckfehler wegen der Entfernung des Verfassers vom Druckorte entschuldigen; seine Entfernung vom Druckorte aber bedarf keiner Entschuldigung, denn er wohnt im Druckorte.“ Aber ich mag diese ungeschickte Volte nicht schlagen, sondern ich will die Fehler ganz einfach tadeln und bessern, und zwar dieses und jenes — ungleich den Hofpredigern und Großen — nur die großen. Seitdem

Faust die Druckfehler erfunden hat, ist diese schöne Kunst sehr vervollkommnet worden. In gleichem Verhältnisse als die Größe der Bücher abgenommen hat, ist die Menge der Druckfehler angewachsen; man findet deren in Folianten weniger als in Almanachen. Die eigentlichen Sprachfehler sind von keiner Bedeutung, sie nützen vielmehr der Jugend als negative Belehrung. Die sinnentstellenden Fehler werden von den Schriftstellern mehr gefürchtet als von den Lesern, welchen es auf eine Sinnlosigkeit mehr nicht ankömmt. Aber von großer und oft angenehmer Wichtigkeit sind die sinnverstellenden Druckfehler, und auf diesen typographischen Maskenbällen begeben sich die artigsten Verwechselungen. Z. B. Kuchenfreund statt Tugendfreund, Mädchen statt Mährchen und dergleichen andere, wie sie Göthe in einer Abhandlung über „Hör-, Schreib- und Druckfehler“ (Kunst und Alterthum, 2ten Bandes 2tes Heft) herzählt. Dort sagt Göthe: „. . . Ist man nun beim Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes sagen will, noch darf. Aber ist man denn

einer solchen Anstrengung fähig? und wer ist es immer? Da nun die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die, sowohl in schönem, prächtigen Druck, als, was noch mehr werth ist, in einem fehlerfreien Ehre und Freude setzen, so wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem solchen Uebel durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Drucklustigen entgegen arbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre schon gethan, wenn Personen, die ohnehin aus Pflicht oder Neigung von dem Ganzen der laufenden Literatur oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, sich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen: aus welchen Officinen die meisten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine solche Rüge würde gewiß das Gefühl der Druckherren beleben; diese würden gegen ihre Correctoren strenger sein; die Correctoren hielten sich wieder an die Verfasser, wegen undeutlicher Manuscripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Censoren, denen als literarisch gebildeten Männern ein solches Unwesen nothwendig auffallen muß, wenn sie, wie das

Gesetz erlaubt, Aushängebogen censiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unabläßig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schneller gefördert werden. Denn wirft man die Frage auf: warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen, als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf man wohl darauf erwiedern: eben deßhalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sei, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherrn über diese sie so nahe angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen, und was zur Förderung der guten Sache wünschenswerth sei, ihrer nähern Einsicht gemäß, die wirksamsten Aufschlüsse geben". Was sich doch ein rechtlicher Mann wie Göthe alles erlauben darf! Wir andern verdächtigen Spitzbuben hätten nicht den Rath geben dürfen, die Censoren zu Staats-Correctoren zu machen, noch auch äußern dürfen, daß Censoren als solche, literarisch gebildete Männer wären; man hätte beides für

Satyre gehalten. Aber Göthe's Vorschlag ist gut, nur müßte er weiter ausgedehnt werden. Ohnedies kann man der Polizei nicht Beschäftigung genug geben; denn Müssiggang ist aller Laster Anfang. Die Censoren hätten nicht blos auf die Fehler der Druckerei, sondern auch auf die grammatikalischen und stylistischen der Schriftsteller ein wachsames Auge zu haben. Gegen alle neologisch-grammatikalischen Umtriebe, wie die neuern, deren sich Jean Paul schuldig gemacht hat, hätten sie kräftig einzuschreiten. Staats-Correctur-Häuser wären zu errichten. In Mainz müßte eine typographische Zentral-Untersuchungs-Commission für ganz Deutschland unaufstehlich sitzen — und zwar aus keinem andern Grunde in Mainz, als weil von dort die Buchdruckerkunst ausgegangen ist. Diese stereotype Commission hätte alle fünfzig Jahre über ihre Arbeiten an die Akademie der Wissenschaft in Wien oder Berlin zu berichten, was sie zu berichten hat; hat sie aber nichts zu berichten, nichts. Doch ich will mich eilen, die Druckfehler in der Wage zu verbessern, damit ich in kein Staats-Correctur-Haus abgeführt werde. Ich bitte um Aufmerksamkeit.

Seite 2. Zeile 13. muß es heißen nie statt mir. — S. 3. Z. 15. steht: tout le monde marchand ici; es sollte aber stehen: tout le monde est marchand ici. Der Setzer

konnte wahrscheinlich nicht klug aus mir werden, ob ich ein guter oder ein schlechter Franzose sei. An der bezeichneten Stelle hält er mich für einen schlechten, weiter unten aber S. 8. Z. 15. läßt er mich wie einen ächten Pariser, Ick sagen statt Ich — S. 9. Z. 2. von unten, steht Flaplan statt Flassan; so heißt der französische Schriftsteller, welcher eine Geschichte der französischen Diplomatie geschrieben hat. — S. 12. Z. 11. steht grune st. grunze, und eben dort Z. 12. maue st. miaue. Der Setzer sollte die Sprache der Hausthiere besser kennen. — S. 20. Z. 8. steht Kreuzwägen st. Kreuzwegen. Postwägen kann man freilich Kreuzwägen nennen, weil das Kreuz ein Sinnbild des Leidens ist; aber ich nahm es nicht in diesem Verstande. — S. 22. Z. 5. steht hatte für halte. — S. 23. Z. 4 muß es heißen jambon (Schinken) st. Jean bon. Der kennt die Qualen des Tantalus nicht, der den Schmerz nicht kennt, den ein Spaßvogel empfindet, wenn ihm ein grausamer Setzer einen Spaß ausrupft. Auf der nämlichen Seite Z. 15. steht Thüler-Logen statt Töchter-Logen. — S. 25 und folgende, wurde statt Grillparzer, immer Grillparzor gesetzt. Ich habe um so größern Verdacht, daß diese Vorliebe zum o eine spanisch-italienische Tendenz, und irgend einen geheimen Tübinger Freiheitsvertrag zum Grunde habe, da auch S. 60. Z. 8. Meißonisch steht st. Meißenisch. — S. 28. Z. 16. von unten, steht umgrimter st. umgrünter. Umgrimmte Lorbeerhaine ist zwar schön gesagt; mancher Dichter geht um den Lorbeerhain herum, und ist grimmig, daß er nicht hinein darf. — S. 29. Z. 11. muß es heißen Wests st. Weß. — S. 30. Z. 11. steht verlogenen st. verlegenen; Lügen kann man in keinem Conjungations-Falle mit Theater-Direk-

tionen verbinden. — S. 31. Z. 17. v. unten steht brauche st. braucht. — S. 37. Z. 14. steht Ecken st. Erde. — S. 40. Z. 8. steht ein Fehler, über den ich heftig erschrak. Die Worte: „Das Volk ist nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun," stehen im Texte, und es sieht aus, als hätte ich sie gesagt. Aber solche gottlose Reden sind mir ein Gräuel. Es ist ein Vers aus dem angezeigten Trauerspiele, den der Dichter zu verantworten hat. Er hätte in der Buchdrucker-Sprache Petit gesetzt werden sollen, wie die übrigen Verse. Solche carbonarischen Redensarten können nicht klein und unleserlich genug gedruckt werden. — S. 47. Z. 12. von unten, muß es heißen Sittenprunk st. Ritterprunk, wie dort steht. — S. 54. Z. 13. steht Theater-Bären. Theater-Bär ist gut gesagt, aber ich mag mich nicht mit fremden Federn schmücken; ich sprach blos vom Theater-Lärm. — S. 60. letzte Zeile unten, steht Ofen st. Osten. — — — Man hat Beispiele, daß eingefangene Diebe während dem Verhöre ihrem Richter den Beutel aus der Tasche gezogen haben, und daß unter der Predigt solche Verbrechen begangen worden sind, gegen welche der Prediger eben eiferte. Vielleicht werden also auch in dieser Druckfehlerreinigung neue Fehler zum Vorschein kommen. Doch können wir zufrieden sein, wenn die Arzenei nur so viel wirkt, daß sich die Krankheit nach außen auf unedlere Theile des Körpers wirft.

XLIX.

Das Gespenst der Zeit.

(1821.)

Geht ein vornehmer Mann in's literarische Wirthshaus und wird er in die Balgereien der Zechlustigen mit hineingezogen, so hat er sich das selbst zuzuschreiben, denn er hätte weg bleiben können. Drängt er sich aber gar zu unserem Tische und sucht er Händel, dann freut sich gewiß jeder billige und bescheidene Mann, wenn es was absetzt. Wir sind die Kutscher der Zeit; die großen Herren können es bequem haben, sich in den Wagen setzen und sich fahren lassen. Zwar behaupten sie, Kutsche, Pferde und Kutscher, das gehöre alle ihnen eigen, und wir müßten fahren, wohin sie wollten. Ob sie das Recht haben, dieses zu fordern oder nicht, das zu untersuchen ist jetzt zu spät; genug, wir haben

die Zügel in den Händen, wir achten den Zuruf nicht, wir halten nicht ein, und das Herausspringen aus dem Wagen ist mit chirurgischer Gefahr verbunden. Was ist der Zeitgeist? Diesen Gegenstand hat der Herr Fürst Alexander von Hohenlohe in einer zu Bamberg gehaltenen Advent-Rede besprochen. Wie er ihn besprochen, das hat er vor Gott zu verantworten, daß er aber seine Rede auch hat drucken lassen, hat er vor Menschen zu verantworten. Diese kleine Schrift ist zwar zu unbedeutend, ernste Aufmerksamkeit zu verdienen, und zu scheinlos, um täuschen und verführen zu können; doch möge sie als Anregung zu einer wichtigen Frage nicht ganz verworfen werden. Wie hat sich der Religionslehrer in unserer Zeit, wo die bürgerliche Gesellschaft — ich werde mich, dem Leser die freie Wahl überlassend, beider Sprachen bedienen — sich verjüngt oder hinfällig wird, sich erfrischt oder abwelkt, aufbaut oder zerstört, mündig oder geistesschwach, gesund oder krank wird; wie hat er sich da zu verhalten? Er muß über dieses alles hinaussehen; denn er hat den Menschen abzuziehen von der sinnlichen, das heißt von derjenigen Welt, welche nicht die ewige, beständige, wahre, sondern die vergängliche, wechselnde, falsche Welt ist, die, nur ein Spiegelbild der Sinne, im Ohre, im Auge,

in jedem Menschen, in jedem Orte, in jeder Zeit, bei jedem Wandel des Lichtes sich anders abbildet, und wie Schillertaffet unaufhörlich die Farbe wechselt. Der Geistliche soll lehren, daß nichts geschieht ohne Wissen und Einwilligung des erhabenen Lenkers aller Dinge, und daß alles, was geschieht, weise, gerecht und ersprießlich ist. Mag Despotie die Glieder des Volks zusammendrücken, mag Anarchie sie auseinander zerren; mögen in Republiken tausend Blutigel, mögen in Monarchieen nur wenige Raubthiere das Herzblut der Staaten trinken — das alles gehört in die Ordnung der Geschichte, wie Stürme, Erdbeben und Blitze in die Ordnung der Natur gehören. Wer den Zeitgeist, wer die allgemeine Beschaffenheit der jetzigen Welt lästert, der hat Gott selbst gelästert; denn gottlos ist Jeder, welcher meint, die Menschen könnten handeln ohne Gott. Kommt die Macht der Fürsten vom Himmel, so kommt auch deren Beschränkung vom Himmel. Es gibt nichts Verächtlicheres unter der Sonne, als einen Geistlichen, der in dem Staube kriecht vor den Großen der Erde, und die Religion zur schmutzigen Hanthierung einer gemeinen Polizei-Magd zwingt. Die Geistlichen sollen Achtung lehren vor den bestehenden Gesetzen, Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit; nicht darum, weil jene Gesetze die weisesten

sind, weil diese Obrigkeit die gerechteste ist, sondern selbst dann, wenn sie es auch nicht wären. Denn der Mensch steht unter der mütterlichen Sorgfalt der Vorsehung, und er soll nicht murren, wenn ihm der bittere Trank des Lebens von der Hand der Liebe dargeboten wird, daß er gesunde und erstarke. Zu jeder Zeit hat die Religion auf die Verfassungs-Urkunden der Staaten ihr Siegel gedrückt, und die Priester waren immer die Siegelbewahrer. Wenn aber das Pergament von den Motten der Jahre zernagt, oder von irgend einer Gewalt zerrissen worden — was nützt dann noch ein Siegel ohne Unterlage, und welche Beweiskraft kann es fordern? Es ist fürder ohne Nutzen, und keinen Glauben kann es verlangen. Was hat die Religion zu thun, um sich selbst zu retten und durch ihr treues Zeugniß den Hader der Rechtsstreitenden zu verhüten? Sie hat ihr Siegel der neuen Urkunde des bürgerlichen Vertrags aufzudrücken. Weil dieses immer versäumt worden, weil die Priester, sie, die Lehrer der Unsterblichkeit, sie, die Gläubigen der Zukunft, immer ängstlicher die zerbrechliche Gegenwart umklammerten, als alle Sünder der Erde, hat mit jedem Wechsel der innern Natur der bürgerlichen Gesellschaft auch die Religion gewechselt. Zittert ihr Christus-Lehrer, daß der Haß, den eure Wider-

ſpenſtigkeit erregt, nicht auf eure Lehre zurückfalle! Wenn ihr predigt, die chriſtliche Religion könne nicht beſtehen mit der neuen Ordnung der Dinge, ſo habt ihr gepredigt, die neue Ordnung der Dinge könne nicht beſtehen mit der chriſtlichen Religion. Aber ſie kann es wohl, nur eure Herrſchſucht kann es nicht. Die Religion ſoll nicht Wurzel ſein der Staaten, die nur ſolche oder ſolche Früchte geduldig trägt, ſondern befruchtender Thau, der alle Pflanzen erquickt. Sie ſoll nicht eine Oellampe ſein, die dieſen oder jenen Winkel erhellt, ſondern die Sonne, die Alles beleuchtet. Herrſchbegierde und Freiheitsliebe werden ewig die menſchliche Seele bewegen, ſie ſind die zwei Seiten eines Triebes, welchen die Natur allen lebendigen Geſchöpfen eingeflößt hat. Leben, heißt frei ſein. Herrſchſucht iſt die Freiheitsliebe Einzelner, Freiheitsliebe iſt die Herrſchſucht Aller. Man will befehlen, um nicht gehorchen zu müſſen, man will nicht gehorchen, um befehlen zu können. Die Völker des Alterthums waren glücklicher; denn ſie waren freier als wir, und ſie waren freier, weil ſie von dem Grundvermögen ihrer Freiheit lebten und, keine zukünftigen Tage hoffend oder fürchtend, Alles der Gegenwart aufopferten. Der Chriſt iſt minder frei, weil er nur die Zinſen ſeiner Freiheit verzehrt. Die chriſtliche Religion lehrt

frei sein in der Freiheit, sich glücklich fühlen in dem Glücke Anderer. Wenn je die Welt in das Heidenthum und in die Finsterniß zurücksinkt, wenn verdorrt der Baum der ewigen Erkenntniß, wenn die Sonne der Liebe untergeht, und wenn wir, an der Fortdauer des Lebens verzweifelnd, wieder wie tolle Verschwender in den Tag hineinleben — dann werden es jene herrschsüchtigen Priester verschuldet haben, die der Gewalt schmeicheln, um sie zu theilen, denen der Opferpfennig mehr ist als Gebet und welche keck behaupten, alle Freiheit, die wir genößen, wäre nicht der schuldige Zins von dem Darlehen, das wir unsern Herrschern gaben, sondern nur das Almosen ihrer Gnade, steigend und fallend wie diese.

Wer nicht wahr sprechen und überzeugen kann, der sollte wenigstens schön sprechen, um zu überreden, und wer beides nicht vermag, der sollte schweigen können. Schweigen ist eine große Kunst; doch gewöhnlich besitzen sie nur solche, denen sie nicht frommt, und die, welchen sie frommt, haben sie nicht. Was ist der Zeitgeist? frägt der Herr Fürst Alexander von Hohenlohe, und diese Frage in zwei Hälften theilend, theilt er auch die Antwort, die er sich selbst gibt. Er fragt: 1) Worin besteht der Geist unserer Zeit? 2) Welcher Mittel müssen

wir uns gegen ihn bedienen, um uns vor demselben rein zu erhalten? Und wie beginnt er seine Untersuchung? — „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber ist angebrochen, hinweg denn mit den Werken der Finsterniß und angethan die Rüstung des Lichtes.“ (Brief Pauli an die Römer K. 13, V. 12.) Mit diesem Spruche, ja wahrlich mit diesem Spruche beginnt er seine Untersuchung. Nur der frömmste Priester kann sich so kasteien, — sich selbst so grausam zu verspotten, das verdunkelt den Ruhm aller Helden des Glaubens! Die Nacht ist wirklich vergangen, der Tag ist wirklich angebrochen, die Werke der Finsterniß werden beleuchtet und verspottet werden, und vor der Rüstung des Lichtes taumelt ihr schon jetzt geblendet zurück und überstürzt euch selbst. Der Geist der Zeit, vor dem ihr zittert, ist nicht der Geist der lebenden Zeit, er ist das Gespenst der verstorbenen, der euerer erschreckten Einbildungskraft erscheint. Die fürchterliche Gestalt dieses Geistes beschreibt der Herr Fürst Alexander von Hohenlohe auf folgende Weise: „Er ist ein gewaltig mächtig wirkender Geist. Wer mit diesem Zeitstrome nicht fortschwimmen will, der stehe fest (mitten im Wasser, oder an den Ufern?) und sei auf seiner Hut. (Wer denkt nicht hierbei an Horazens Bäuerlein?) Leicht erkennbar ist derselbe;

denn er mischt sich in Alles, bekrittelt Alles, (der Strom?) und trachtet, Alles unter seine Herrschaft zu bringen. Auch sind seine faulenden Früchte zu Tage gefördert, (also der Zeitstrom trägt Früchte!) sie heißen Ehrgeiz und Habsucht — Luxus und Sittenlosigkeit — Mangel an Gerechtigkeit im öffentlichen und Privat-Leben — willkürliche Aenderungen sonst unantastbarer Regierungsformen. Intriguen im Innern und von Außen — Untreue im Handel und Wandel — falsche Eidschwüre — Familien-Zwiste — gewaltsame Veränderungen durch falsche überspannte Aufklärung — Grundsätze, die nichts taugen (wie naiv!) — Trennung, Druck und Mißbrauch der Religion und ihrer Diener" ... Was sagt der heilige Hieronymus? Hieronymus sagt: „Es gibt Viele, welche nur den Glauben heucheln, ohne sich demselben zu unterwerfen. Aufgeblasen von eitlem Menschendunste sind sie, da sie nur an dem, was ihnen gefällt, einen Geschmack finden, und nicht an der Wahrheit." Hieronymus war ein braver und kluger Mann und durchschaute die Heuchelei der Pfaffen. Warum richtet der Verfasser gegen uns diese Worte? Nicht uns treffen sie.

Was ist zu thun in solcher Betrübniß? Der Verfasser stimmt jetzt seinen Ton herab, und gibt in

der Bußpredigerweise allerlei Lehren. Wie er aber auch in diesem ihm zugehörigen Gebiete waltet, mag folgende eifertolle Rede zeigen: „Man spricht keck den Forderungen der Bekehrung Hohn, worauf denn doch Christus so oft und so nachdrücklich hinweiset und Viele bewaffnen sich mit Scheingründen, da sie sprechen: „„Niemand wird verdammt; denn dies stünde im Widerspruche mit der unendlichen Liebe des höchsten Wesens.““ So also macht man den Sohn Gottes zum Lügner! Ihn, der für alle Zeiten die ewig denkwürdigen Worte gesprochen: „Weg von mir, ihr Verfluchten! Weg in's ewige Feuer! welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist.“ —

Und ihr nennt euch Streiter des Herrn? Ist Gott nicht barmherziger als ihr, dann wehe euch selbst!

L.

Ueber die Nachtheile der Schulversäumnisse.

Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung der Musterschule,

von

Dr. **Seel**,

Direktor und Oberlehrer der Musterschule.

Frankfurt am Main, 1819.

Europa hätte nichts Ausführliches davon erfahren ohne mich. Eine kleine Schrift von nur vier und zwanzig Seiten, aber voll Inhalt. Ich habe sie zweimal gelesen. Das erste Mal lachte ich und, ich mache kein Geheimniß daraus, ich nahm mir vor, mich darüber lustig zu machen; das andere Mal aber lachte ich nicht; denn ich sah wieder eine Faser von des Lebensbaumes kranker Wurzel. Ich will Scherz und Ernst mit meinen Lesern redlich theilen.

Man kann nicht wissen, ob schon Adams Kinder in die Schule gegangen sind; aber wenn sie es thaten, so kann man wissen, daß sie es ungern thaten. Wir oberflächliche Menschen, welche seit Jahrtausenden diese Erscheinung wahrnahmen, begnügten uns mit der Erklärung: das läge in der Natur des Kindes und dagegen sei keine Hülfe möglich. Ich selbst habe erst vor einigen Tagen die schmerzliche Entdeckung gemacht, daß die diesjährige Wohlfeilheit der Kirschen der Frankfurter Jugend sehr schade, indem sie auf dem Wege zur Schule für ihre wenigen Kreuzer sehr viel Obst essen kann und hierüber auf der Straße kostbare Zeit verliert. Ich wollte den Vorschlag machen, von Polizeiwegen für die Schulkinder eine hohe Taxe der Kirschen zu setzen, damit sie solche mit ihrem kleinen Vermögen nicht erstehen könnten.

Herr Direktor Seel behandelt den Gegenstand von einer ganz neuen Seite, mit ungemeiner Gründlichkeit und Menschenkenntniß. Im Allgemeinen, sagt er, müsse man sich mehr darüber wundern, daß die Schulen noch so viel, als daß sie so wenig wirken. Wir wollen diese Behauptung hingehen lassen und durch keinen Widerspruch der Bescheidenheit des Verfassers, der selbst Schullehrer ist, zu nahe treten. Er theilt die Hindernisse, welche der Wirksamkeit der Schule entgegen stehen, in zwei Regimenter ein, in

das unvermeidliche, und das vermeidliche. Das unvermeidliche Regiment zerfällt in drei Bataillone, wovon das erste in dem Kinde hauft, das zweite bei dem Lehrer liegt, und das dritte in die elterliche Wohnung einquartiert ist. Das Kinderbataillon besteht aus folgenden Compagnieen Laster: 1) Trägheit, nicht das wohlbekannte deutsche Uebel, sondern eine lateinische Krankheit, vis inertiae genannt. (Die drei übrigen übergehe ich.) Die Laster des Lehrer-Bataillons zählen: Beschränktheit des Verstandes (nicht die der Lehrer, sondern des menschlichen überhaupt), unvollkommene Einsicht (nicht die des Lehrers, sondern aller menschlichen). „Man denke nur, sagt der Verfasser, der Lehrer ist ein Mensch (nicht immer) und das Objekt seiner Lehrthätigkeit (Harmonikaklänge) ein Geist!“ — Und: „unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk!“ — Das elterliche Sündenbataillon ist aus Mangel an Einklang mit der Schule (oft die einzige Rettung für das arme Kind) und aus vielen andern Unvollkommenheiten, welche bald von den Eltern, bald von den Geschwistern, bald von den Knechten und Mägden ausgehen, zusammengesetzt. Diese Dinge alle vereinigt, sagt der Verfasser, sind die unvermeidlichen Uebel, welche das gute Werk der Schule zerstören. Nun gibt es aber auch vermeid-

liche Hinderniſſe, an deren Spitze die Schulverſäumniſſe ſtehen.

Herr Dr. Seel bittet nun die Eltern der Muſterkinder, letztere zum fleißigeren Schulbeſuche anzuhalten. Er bittet ſie, „aber freilich mit dem Zuſatze, — ſagt der Verfaſſer — zu deſſen Anfügung ich von höherer Behörde beauftragt worden bin, daß, wenn dieſe Bitte den Erfolg nicht haben ſollte, den ich mir davon verſpreche, wir zu Anwendung von — den Eltern vielleicht unangenehmen und empfindlichen — Mitteln ſchreiten müſſen.“ Bei dieſer Stelle muß ich verweilen, da ſie etwas Gefährliches für die Rechte der perſönlichen Freiheit zu enthalten ſcheint.

Bei der jetzigen Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft, wo ſich der Staat um die Kinder-Erziehung nicht kümmert, (denn öffentliche Schulen ſind nicht mehr als Marktanſtalten, welche die Regierung mit Nahrungsmitteln für den Geiſt verſehen läßt, damit Jeder für ſein Geld, ſo viel er für die Seinigen bedarf, dort finden möge,) gibt es keine Zwangsmittel für Eltern, die dumm, leichtſinnig oder pflichtvergeſſen genug wären, den Unterricht ihrer Kinder zu vernachläſſigen. Was könnten alſo das für unangenehme und empfindliche Mittel ſein, auf welche Herr Direktor Seel anſpielt? Da er von Aufträgen einer

höheren Behörde spricht, so ist zwar nicht zu bezweifeln, daß ihm, um die Kinder von Schulversäumnissen und die Eltern von deren Verstattung abzuhalten, nur solche Verwaltungsbefugnisse eingeräumt worden sind, die innerhalb der Schranken der Gesetze liegen. Aber warum nennt Herr Dr. Seel seine unangenehmen Mittel nicht und wie kann er je sich zu deren Anwendung berechtigt fühlen, so lange er sie nicht bestimmt angedroht hat? Dem Herrn Dr. Seel sollte es nicht unbekannt sein, daß nach dem Geiste der jetzigen Regierungskunst kein Strafgesetz Gültigkeit hat, wenn die darin auf ein Vergehen gesetzte Buße nicht in Größe und Beschaffenheit bestimmt ausgedrückt ist. Der früher in manchen deutschen Staaten bestandene Mißbrauch, wo sich die Regierungen zu sagen erlaubten: dieses und jenes zu thun, sei verboten, und solle der Uebertreter „nach Befinden angemessen“ bestraft werden, um sich hierdurch die schöne breite Willkür vom Galgen bis zu dreißig Kreuzern hinab zu verwahren, findet nirgends mehr Statt. Ich fordere daher Herrn Dr. Seel auf, und die Eltern der Musterkinder thun dieses gewiß auch in ihrem Sinne, sich gefällig darüber zu äußern, worin jene empfindlichen Mittel bestehen.

Eine herrliche, ganz nach der Natur getroffene Schilderung gibt der Herr Verfasser (Seite 7 und 8)

von den Tücken, welche die Kinderchen anwenden, um ihre Eltern zu bewegen, daß sie ihnen den Besuch der Schule erlassen. Es wird Keinen gereuen, diese malerische Stelle selbst nachgelesen zu haben.

Die Eltern, fährt der Herr Verfasser fort, bringen gewöhnlich nur den negativen Schaden (lucrum cessans in der gerichtlichen Sprache genannt) der Schulversäumnisse in Anschlag; den positiven Schaden aber (damnum emergens) rechnen sie nicht. Grade dieser aber sei die Hauptsache. Schulversäumnisse nämlich zerstören bei dem Kinde die so nothwendige Achtung vor der Schule. Warum? Deswegen: „Man urtheile nur einmal selbst: wenn die Schule zuweilen mit einem Spaziergange, mit einem Besuche, einem häuslichen Vergnügen, mit der Theilnahme an einer Mahlzeit in Collision kömmt, und die Schule ohne Weiteres zum Zurückstehen verurtheilt werde..!“ Diese Achtung sei das Nöthigste. „Wir Menschen alle, wir Großen sowohl (es ist von körperlicher Größe die Rede) als die Kleinen, bedürfen beständig, um uns immer mehr zu erheben (den Trieb sich zu erheben zeigt der Verfasser stark), etwas, das wir hoch über uns erblicken, zu dem wir mit ehrfurchtsvoller Scheu und Achtung emporsehen.“ Die Kinder also sollten die Schule scheuen; (aber das thun sie ja auch!)

„Daher" — es ist wundervoll, wie der geistreiche Verfasser ohne Brücke zu diesem Satze kommen konnte — „will es Gottes Wort und Gottes Gesetz, daß der Mensch alle Obrigkeit, Gesetz und weltliche Ordnung ehren soll... Und wenn wir es einmal dahin gebracht haben werden, daß jeder Zeitungsschreiber und Tagblättler die Obrigkeit bekritteln, meistern und schmähen darf, so sind wir eben so gut dran, als hätten wir keine Obrigkeit, denn sie ist ja alsdann nicht mehr Obrigkeit." Wenn ich des Herrn Schuldirektors grammatikalischen Witz richtig aufgefaßt habe, so heißt ihm Obrigkeit was über Alles ist, also auch über das Urtheil. Er gestatte mir, ihn hierüber zu belehren. Höher als die Obrigkeit steht das Gesetz. Ehrfurcht dem Gesetz, und Achtung den Vollstreckern desselben! Wo aber das Gesetz aufhört und wo die Willkür beginnt, da hört auch, zwar nicht der jeder Obrigkeit schuldige Gehorsam, aber die von ihr geforderte Achtung auf, und man wird alsdann nicht blos berechtigt, sondern sogar verpflichtet, ihre Schritte zu beurtheilen. Wenn die Folgerung des Verfassers wahr wäre, dann müßten Frankreich, England, Baiern und Würtemberg ohne Obrigkeit sein, da dort täglich geschieht, was er Bekrittlen der Obrigkeit nennt.

Also wie die Obrigkeit, so solle man auch die Eltern und Gott scheuen und fürchten. Der Liebe ist der Verfasser abhold, vielleicht sie auch ihm. Furcht ist ihm die Lenkerin der bürgerlichen Ordnung und jeder Pflicht, und da es sich von dem Herrn Muster-Schuldirektor, wie von jedem braven Manne, erwarten läßt, daß er die Regeln, die er gibt, selbst befolgt, so darf man annehmen, daß er sich gewaltig fürchtet.

Wenn Herr Dr. Seel durch diese Abhandlung hat zeigen wollen, warum die Kinder die Schule, deren Direktor er ist, so gern und so oft versäumen, so muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Wurzel des Uebels völlig aufgedeckt hat; sie ist ganz handgreiflich geworden.

Aber ihr, armen geschreckten Kinder, weinet nicht! Die Natur ist stärker als die Unvernunft der Menschen. Und was die Thoren und was die herrschsüchtigen Knechte auch immer sagen und thun mögen — euch bleibt ewig ein Mutterschoos, wohin ihr vor ihren Schmähungen und ihren Mißhandlungen flüchtet.

LI.

Zwangs-Gottesdienst.

(1819.)

Am sieben und zwanzigsten des verflossenen Juni wurde in Frankfurt die Erinnerung an eine große Feuersbrunst, die vor hundert Jahren an diesem Tage viele Häuser in Asche gelegt, feierlich begangen. Der Senat, erwägend, „daß die Erinnerung an ein solches Verhängniß einen tiefen Eindruck in die Seele jedes Bürgers und*) Einwohners machen muß", hatte diese Feier angeordnet. Es ist schön, einem Staate anzugehören, dessen Bewohner alle ein von Liebe geflochtenes Familienband vereint; die kein

*) Man sieht, daß es in der freien Stadt Frankfurt verschiedene Arten Seelen gibt, deren Beschaffenheit von den staatsrechtlichen Verhältnissen der Leiber abhängt.

anderes Glück kennen, als das häusliche, keinen andern Schmerz, als den ein Blutsverwandter duldet; die verschlossen vor der stürmischen Außenwelt, nicht betrauern die mannigfaltigen Jammer, die seit dreißig Jahren Europa trafen, und nicht Theil nehmen an der vornehmen Lust freigewordener Völker; denen eine hundertjährige Geschichte keine dringendere Lehre bot als die: sorglich umzugehen mit Feuer und Licht, und keine größere Mahnung, als schnell mit der Spritze herbei zu eilen, wenn es brennt, damit nicht durch Zögerung das große Verhängniß, das vor hundert Jahren über die Frankfurter Menschheit hereinbrach, sich erneuere. Glücklicher Staat! Wer fühlt wie ich, wird deine Hochherzigkeit zu würdigen verstehen. Nicht hiervon, von etwas Anderem sei die Rede.

In der Verordnung, welche der Senat der freien Stadt Frankfurt wegen jener Säcularfeier ergehen ließ, heißt es am Schlusse: „Der Senat . . . . erwartet von dem rechtlichen Sinne löblicher Bürger- und Einwohnerschaft, daß solche durch ernste Gottesverehrung den Dank gegen die Vorsehung . . . laut aussprechen werde. Zu dem Ende wird Sonntags den 27. l. M. in allen christlichen Kirchen feierlicher Gottesdienst gehalten werden, so wie in der jüdischen Synagoge Gebete verordnet sind."

Der Senat hatte mit Recht zur kirchlichen Feier eines irdischen Ereignisses nur aufgemuntert, sie aber nicht anbefohlen; denn dieses wäre eine Verletzung der Gewissensfreiheit gewesen. Aber warum ließ man diese gebührende Achtung nur den christlichen Bürgern widerfahren und versagte sie den jüdischen? Warum heißt es von jenen: es wird in allen christlichen Kirchen Gottesdienst gehalten werden; und von diesen: man habe in der Synagoge Gebete verordnet? Warum spricht man dort von Gottesdienst, hier von Gebeten? Gesteht man den Juden keinen Gottesdienst zu? Dieser Eingriff in die religiöse Freiheit der Juden kann selbst in der vorgeblichen Verschiedenheit ihrer bürgerlichen Rechte in Frankfurt weder Erklärung noch Entschuldigung finden. Verordnete Gebete! Erhöreſt du sie, Vater des Lichtes? Wirst du des Herzens warmes, inbrünstiges Gebet von dem polizeibefohlenen nicht zu unterscheiden wissen? Gewahrst du nicht den bittern Fluch der Unterdrückten, den sie aus Furcht vor ihren Unterdrückern mit Segen überzuckern? Oder wie? Ein Frankfurter Jude sollte sich liebend erinnern können der verwitternden Gebeine seiner Feinde, die vor hundert Jahren, da sie noch lebten, ein Unglück betroffen? Er sollte brüderlich der Menschen gedenken, die ihn schmähten, mißhandelten,

mit Füßen traten; einer Zeit, wo er keine Vaterstadt hatte und sein Geburtsort ihm fremder war, als jedes Ausland? Heißt es nicht in der Beschreibung der damaligen Feuersbrunst: „täglich mußten 100 Mann Handwerksbursche, Bauern, Soldaten und Juden auf den Brandstätten arbeiten, räumen und den Grund wegschaffen, und den Judenbaumeistern wurde scharf anbefohlen, so viel Juden, als nur immer möglich, zu solcher Arbeit herbei zu schaffen.“ Und das Andenken jener Zeit soll ihn mit Menschenliebe erfüllen? Er soll das Unglück derjenigen beweinen, deren Urenkel ihn heute noch verfolgen und ihn, so viel als es nur geduldet wird, in schmählicher Erniedrigung halten? Seit jenem Tage, da zum ersten Male die Befreiung Deutschlands in Frankfurt gefeiert worden, wurde stets in den obrigkeitlichen Festordnungen der sondernde Ausdruck gebraucht: den Juden seien Gebete verordnet worden. O armes Vaterland, in dem solche Dinge geschehen!

Denn, haßt oder liebt die Juden, drückt sie nieder oder erhebt sie, erzeigt ihnen Gutes oder verfolgt sie: dies Alles sei eurer Willkür überlassen. Aber Eins sage ich euch: Seht zu, wie weit ihr kommt mit der Freiheit des deutschen Landes, so lange die Freiheit nicht sein soll für Alle.

LII.

Ueber Etwas, das mich betrifft.

Ich und der Censor der freien Stadt Frankfurt (nur des Wohllautes wegen nenne ich mich zuerst), sehen uns ganz verdutzt an und sind erstaunt, daß wir schon seit länger als sechs Wochen Ruhm haben und parallel der Unsterblichkeit zulaufen. Die Zeitungen aller Länder erwähnen unserer Namen. Es ist ganz vergebens, wenn wir sagen: wir sind gar nicht werth, daß man von uns spreche; Europa glaubt's nicht, und meint: hier wäre die Bescheidenheit doch wirklich ein wenig zu weit getrieben. Als Leuten von Ton bleibt uns nun nichts Anderes übrig, als die neueste Thorheit der Welt mitzumachen und an unserer eigenen Wichtigkeit so wenig als möglich zu zweifeln. Der Umstand, daß wir Feinde haben, beweist klar genug, daß wir Verdienste besitzen. Wir

hoffen aber Erstere mit Letzteren zu schlagen. Der Herr Censor wird seinerseits nicht ungerügt lassen, daß ihn die Londoner Times vor einigen Tagen Master Savenas genannt, welches im Persischen Weiber-feind heißt (S. Adelungs Mithridates), wahrschein-lich in der boshaften Absicht, durch diese Namens-Entstellung die Geschichtschreiber der künftigen Jahr-hunderte irre zu führen. Was aber mich betrifft, so habe ich kaum Zeit genug, meine eigenen Kriege durchzufechten, um so weniger die Anderer. Mein jüngster Widersacher ist das Journal des Débats, welches am 4. Juli Folgendes von mir erzählte, welches ich gut deutsch wieder erzähle:

Frankfurt, den 28. Juni (Auszug eines Briefes).

„Die Rénommée hat ganz kürzlich ein vor-gebliches Schreiben aus Frankfurt mitgetheilt, das von Irrthümern wimmelt. Hier folgt eine Aus-einandersetzung der Thatsachen, auf die Sie sich ver-lassen können.

„Es ist allerdings wahr, daß Herr v. Handel, der Minister-Resident Oestreichs, bei unserer freien Stadt, sich gegen den Censor Herrn Severus bei dem Se-nate beschwert hat, weil dieser einen unschicklichen Artikel, der sich über die vorgeblichen Absichten Oest-reichs auf ein neues Königreich Rom, mit wel-

chem man jetzt einen Erzherzog beschenken möchte, verbreitete, in der Zeitung der freien Stadt hatte durchgehen lassen. Der Censor hat sich nicht entschuldigt, wie es das erwähnte Blatt behauptete; er hat bewiesen, daß er den Artikel gestrichen habe, daß ihn aber demungeachtet der Redacteur der Zeitung habe stehen lassen. Er hatte diese Uebertretung nicht angezeigt, um sich nicht der Unannehmlichkeit auszusetzen, daß ihn der Redacteur von neuem zum Gegenstande seiner Bemerkungen mache. Dieser nämlich gibt noch ein anderes Blatt heraus, das der Censur nicht unterworfen ist, und worin er die von der Censur gestrichenen Artikel wieder zum Vorschein bringt und sie mit Anmerkungen begleitet, welche alle Jakobinischen Journale in Deutschland wiederholen.

„Der Senat hat den Redacteur zu einer Gefängnißstrafe, deren Dauer ich nicht kenne, verurtheilt; und in Erwägung der häufigen Unannehmlichkeiten, zu welchen er Anlaß gegeben, verlangt der Senat von denjenigen, welchen er das Zeitungsprivilegium ertheilt, daß sie ihm, bei Verlust ihres Privilegiums, einen andern Redacteur vorschlagen. Der Redacteur hat von diesem Urtheile appellirt.“

So weit das Journal des Débats. Wäre der Einsender vorstehenden Artikels ein Fremder, so würde

ich ihm sagen, er sei falsch unterrichtet von dem Hergange der Sache, Da er aber selbst zu verstehen gibt, daß er in Frankfurt wohnt, und er mir überdies namentlich bekannt ist, so kann ich mich nicht anders ausdrücken, als daß er gelogen hat. Ich hoffe, daß er das Deutsche genug versteht, um zu verstehen, was ich mit diesem Worte sagen will.

Daß Herr v. Handel seine Beschwerde gegen den Censor gerichtet habe, dieses ist mir erst durch Hörensagen bekannt geworden; denn bei der gegen mich geführten polizeilichen Untersuchung hieß es immer, die Beschwerde sei gegen mich angebracht worden. Es ist nicht wahr, daß der Censor den betreffenden Artikel gestrichen hat; er hat dieses nicht einmal behauptet, sondern vorgegeben, er habe die Aufnahme desselben nur für den Fall bewilligt, wenn er aus einer deutschen Zeitung entnommen wäre; ich aber hätte den Artikel stehen lassen, ungeachtet er aus einem französischen Blatte übersetzt gewesen. Es ist nicht wahr, daß der Censor diese seine Behauptung bewiesen hat; den Beweis dafür, nämlich das Censurblatt, gab er vor, verloren zu haben, und mir wurde der Beweis der Schuldlosigkeit aufgelegt, und da ich diesen nicht führen konnte, so verurtheilte man mich zu einer vierzehntägigen Arreststrafe. (Die Leser danken es mir gewiß, daß ich ihnen das

von dem Frankfurter Polizeigerichte ergangene Erkenntniß unten nachfolgend mittheile.)

Der Frankfurter Correspondent hat dem dortigen Censor keinen freundschaftlichen Dienst erwiesen, daß er von ihm erzählte, er habe die Uebertretung der Censurvorschrift, deren ich mich angeblich schuldig gemacht, darum nicht angezeigt, weil es ihm unangenehm war, sich deßwegen von mir in meinem censurfreien Journale (die Wage) zu Rede stellen zu lassen. Das ist ein gewissenloser Beamter, der seine Pflicht nicht erfüllt, weil deren Erfüllung mit Unannehmlichkeiten verknüpft ist!

Der Frankfurter Correspondent sagt ferner, daß die von mir in meinem censurfreien Blatte angestellten Betrachtungen von allen jakobinischen Journalen Deutschlands wiederholt würden. Es fällt mir nicht auf, daß jener Frankfurter Briefsteller alle deutschen Blätter jakobinisch nennt, deren Herausgeber keine Orden tragen und nur von ihren Lesern gegen offene Quittung, halbjährlich, und nicht monatlich bezahlt werden. Die Keckheit gewisser feiler, schuldbewußter Menschen ist ganz unerklärlich. Sie sollten doch froh sein, wenn man sie in Ruhe läßt und sollten keinen Angriffskrieg führen wollen.

Aber wahr ist's, daß ich außer der Gefängnißstrafe auch noch zu zwanzig bis vier und zwanzig-

tausend Gulden Geldstrafe verurtheilt worden bin. Denn da die Eigenthümer der Zeitung der freien Stadt Frankfurt genöthigt worden sind, mich von der Redaction zu entfernen, so habe ich hierdurch, das von ihnen bezogene Honorar als Zinsen eines Kapitals berechnet, jene Summe verloren. Auf diese Weise bin ich, ohne richterlichen Spruch, zu einer lebenslänglichen jährlichen Strafrente verurtheilt worden. Für diese Summe, denke ich, hätten tausend der schönsten Spitzbübereien begangen werden können, und ich habe für mich und meine Kinder auf alle mögliche Polizeiübertretungen, die wir während unseres ganzen Lebenslaufes begehen könnten, reichlich und auf die kostbarsten prachtexemplarischen Strafen pränumerirt.

Anhang.

„Erkenntniß des Polizeigerichts, wodurch der Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt wegen Verdachts einer Uebertretung der Censurvorschriften, und weil er den ihm aufgelegten Beweis seiner Unschuld nicht führen konnte, zu vierzehntägiger Einsperrung unter Gaunern, Bettlern und Dieben verurtheilt worden."

In Untersuchungssache gegen Dr. Börne, Uebertretung der Censur-Weisung betreffend, ist der Bescheid:

Nachdem

1) der in Nr. 107 der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unter der Aufschrift: Italien, Rom, 15. März enthaltene Artikel an sich schon so geartet ist, daß die Redaction solchem in keinem Fall eine Aufnahme hätte gestatten sollen.
2) Der Redacteur nicht mit Bestimmtheit zu behaupten vermag, daß die Censur diesen Artikel habe passiren lassen, auch die Vorlegung des Censurblatts unter dem unstatthaften Vorgeben, solches nicht mehr zu besitzen, hartnäckig verweigert, nicht minder auf die wiederholt an ihn, mit umständlicher Erklärung des ihn treffenden Präjudizes, gestellten Frage, sich gar nicht eingelassen hat.
3) Die früher gegen den Redacteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gepflogenen Untersuchungen allerdings zu dem Verdacht berechtigten, daß er auch bei diesem Artikel die Censurvorschriften unbeachtet gelassen, welcher Verdacht durch die Verweigerung der Vorlegung des Censurblattes — als des Dokuments, womit jeder Redacteur bei vorkommenden Fällen sich über die Befolgung der Censur-Weisungen legitimiren muß — zur Gewißheit erhoben wird. Als wird derselbe wegen dieser wiederholten Nichtbefolgung der Censur-Vorschriften bei einem Artikel, der ohnehin, seines höchst anstößigen Inhalts willen, nicht hätte in die Zeitung aufgenommen werden dürfen, in eine vierzehntägige Arreststrafe auf der Polizei-Wache,

so wie zur Bezahlung der Untersuchungskosten verurtheilt, er wolle denn binnen 8 Tagen durch Vorlegung des Original-Censur-Blattes beweisen, daß die Censur diesen Artikel entweder pure, oder unter einer von ihm erfüllten Bedingung habe passiren lassen, als worauf anderweite Verfügung ergehen soll.

Decretum Polizei-Gericht am 11. Juni 1819.

In fidem copiae.
Gravelius,
Actuar.

LIII.

Oken.

(1819.)

Der Teufel kann seinen Pferdefuß nicht verbergen, so freundlich er auch schmunzelt und so menschlich er sich auch geberdet, wenn er, Beute suchend, unter Menschen wandelt. Es kömmt die Stunde der Versuchung, wo ihn eine Lage überrascht, auf die er nicht vorbereitet war: das umhüllende Gewand flattert auseinander und die höllische Natur springt um so erboster hervor, je ängstlicher sie sich verborgen gehalten.

So wandelt der böse Geist der Zwingherrschaft unter dem deutschen Volke, das fromm und gut, aber leichtgläubig und unerfahren, sich ihm zutraulich anschmiegt, weil er die lockende Maske der Freiheit trägt, bis es mit Schrecken erwacht und zu spät er-

kennt, daß es seine Seligkeit für gleißnerische Worte, sein höchstes Gut für Kindertand hingegeben.

Mancher edle Fürst ist umringt von Dienern, in welchen jener höllische Geist nistet und Verderben brütet. Sie, deren Macht sich nicht vererbt, leben nur im Augenblicke; unbekümmert um die Zukunft, verzehren sie mit der Frucht auch das Saatkorn und opfern ihrer Herrschbegierde und ihrer Habsucht Fürst wie Volk auf.

Der Großherzog von Weimar, der edelsten der deutschen Fürsten einer, der auf der Bahn des Rechts allen übrigen vorausgeeilt, der aus freiem Triebe seinem Volke die geraubte Menschenwürde wieder gab, auf den alle Deutsche mit Stolz und Hoffnung sahen, mußte von seinen treulosen Dienern seinen Namen zu einer Handlung mißbrauchen lassen, welche Deutschland schändet. Die Ehrfurcht, die man so gern diesem Fürsten zollt, macht es zur Pflicht, Jeden daran zu erinnern, daß er außer dem Lande war, während man gegen Oken jene beispiellose Gewaltthätigkeit verübte. Mit Zuversicht darf man erwarten, daß, wenn er zurückkehrt und das wahre Verhältniß der Sache selbst untersucht, er das mit Füßen getretene Recht wieder aufrichten und diejenigen, die sich dabei verschuldet, bestrafen wird.

Die Universität zu Jena hat sich mit Würde benommen — mit Würde, aber nicht mit Kraft. Mit dieser handelnd, hätten sie Alle ihr Amt niederlegen sollen, ehe sie es duldeten, daß ihrem Genossen das widerfahre, was Oken geschah. Wie kann man ferner der Wahrheit ihrer Lehren vertrauen, wenn sie sich nicht schämen, ihre Worte von einer Zuchtruthe bewachen zu lassen?

Daß Oken den Zwingherren mißfiel, wen sollte das wundern? Seine Reden waren der anmaßlichen Gewalt gefährlicher, als sie ihm sich gezeigt. Aber sollen die Schlechten sagen dürfen: er war ein Narr, daß er sich für dreißig Millionen Deutsche aufgeopfert? Oder sollen wir ihnen zurufen dürfen: Seht! er hat es nicht für Undankbare gethan? Ich weiß nicht, ob Oken ohne Amt sorgenfrei ist; aber es wäre schön, wenn er es nicht wäre, damit wir doch endlich einmal beweisen können, daß wir so schlaffe, ängstliche und erbärmliche Menschen nicht sind, als Viele behaupten. Ich erbiete mich mit Freude und nicht ohne Hoffnung des Erfolgs, die Beweise guter deutschen Gesinnung solcher Art, wie sie hier erforderlich sind, zu sammeln, und dem, dem sie gelten, mitzutheilen.

N. in Offenbach unterzeichnet . . 10 Gulden.

LIV.

Noch Etwas über Oken.

(1819.)

Der Großherzogliche Weimarische Beamte für die Angelegenheiten der Universität Jena hat eine „Berichtigung der Ansichten über die Entlassung des Hofraths Oken zu Jena“ bekannt gemacht. Diese, der öffentlichen Meinung dargebrachte Huldigung, so wie sie Diejenigen ehrt, die sie gebracht, muß auch Jedem, dem es obliegt, oder der es freiwillig übernommen, die Stimme des allgemeinen Willens zu verbreiten und geltend zu machen, aufmuntern, in solchem preiswürdigen Bestreben nicht zu ermüden, immer wieder zurückzukehren und durch keine Gefahr, und durch keine theilweise Niederlage sich abschrecken zu lassen. Es wird immer dabei gewonnen und Vieles ist erreicht, wenn man die Willkürherrschaft dahin bringt,

daß sie sich vertheidige; denn heller als die Anklage bringt oft die Rechtfertigung die Schuld zu Tage.

Oken, sagt man, habe unter der Aegide der Preßfreiheit häufig die Geißel der Satyre geschwungen und dadurch ein allgemeines und ärgerliches Aufsehen gemacht. Er habe sich unanständiger Aeußerungen bedient, denen es häufig an wissenschaftlicher Bedeutung und Wirksamkeit fehlte, er habe sich plumpen, Geschmack und Sitte beleidigenden Ausfällen hingegeben, und darum mußte man ihn von seiner Stelle entfernen. Allein sind dieses Vergehen, welche das Gesetz bedrohte und daher bestrafen darf? Wann und wo war es untersagt, die Geißel der Satyre zu schwingen? Ist Oken hierbei ohne Geschmack und plump zu Werke gegangen, so kann ihm nur auf wissenschaftlichem Wege zurechtweisend begegnet werden, aber der Staatsgewalt steht es nicht zu, den Mangel an Witz zu bestrafen, und es steht ihr nicht an, als Kunstrichterin aufzutreten. Die Weise Okens hat Vielen mißfallen, aber die Gutgesinnten verziehen ihm die ästhetischen Mängel seiner Schreibart, weil sie wußten, daß auf Deutsche, mit ihrer dicken Elephantenhaut, kein leichter satyrischer Kitzel wirke und daß man, um Eindruck zu machen, sich zuweilen grober Kartätschen bedienen müsse.

Die Verabschiedung Okens soll damit beschönigt

werden, daß ihm ja die Wahl freigestellt worden wäre, seine Stelle oder die Isis aufzugeben. Allein grade hierin liegt die Gewaltthätigkeit jener Handlung. Oken würde, wenn er sich gefügt hätte, sich als ein ehrloser Mann gezeigt haben, der seine Freimüthigkeit für Geld hingibt. Man hat seine Antwort grob gefunden, aber sie war nur männlich. Sie war die Antwort eines Festungscommandanten, den man zur Uebergabe auffordert; höfliche Redensarten in solchen Fällen verrathen Furcht und Neigung zum Kapituliren und dienen nur, die Belagerer zuversichtlich und muthig zu machen.

LV.

O närrische Leute, o komische Welt!

Gott weiß, welche Klapperoper das Liedlein in mein Gedächtniß abgesetzt; aber es ist etwas Vertrauliches, Umschlingendes in dieser Weise und sie verläßt mich nicht mehr. Wenn ich sehe der Menschen ruchloses Treiben, und will ihnen nicht fluchen; ihr tolles Beginnen, und möchte sie nicht gewaltsam bändigen; ihren Weisheitsdünkel und ihr lächerliches Machtgepränge, und will ihrer nicht spotten; will ich die Menschen tadeln, ohne ihnen wehe zu thun, sie lieben, ohne ihnen zu schmeicheln, sie kennen, und nicht an Gott verzweifeln; bedarf ich eines freimachenden Wortes, das klagt und tröstet, schmerzt und heilt, mißbilligt und versöhnt zugleich — dann rufe ich laut oder leise: O närrische Leute, o komische Welt!

Sittliche Freiheit, bürgerliche Sklaverei — Mutter und Tochter; im Schlafe empfangen, im Wachen geboren. Unseliger Traum, fluchbringende Verblendung! Die schöne blanke Münze für Papiergeld hingegeben, das wohlverwahrte Vermögen für lockende Zinsen ausgeliefert. Und dieser plumpe Betrug, fast zwei tausend Jahre dauernd, und Pfaffen und Gewaltherrscher lachen noch immer fort. Als die Menschen begannen, sich frei zu dünken, da reichten sie, wie zum Spiele, ihre Glieder den Fesseln hin; da traten sie lächelnd in die Kerker der Tyrannei, deren Mauern sie nicht sahen, weil das Licht des Glaubens sie durchsichtig gemacht. Und da sie ihre Freiheit erproben und sich bewegen wollten, zerstießen sie wie Sperlinge sich die schwachen Köpfe an den Fensterscheiben. Wie klein ist nicht der menschliche Körper, wie klein für euch, die ihr Sterne kennt und ihren Lauf berechnet! Nun erkrankt dieser Leib. Millionenmale habt ihr das Uebel gesehen und seinen Ausgang. Tretet zum Kranken hin und sprecht: Leidender, sei vernünftig und fasele nicht! Schwitze und die Krankheit ist vorüber; wir haben Erfahrung in solchen Dingen. Er hört euch nicht. Am ein und zwanzigsten Tage kömmt Schweiß und Heilung, oder der Tod erfolgt. Oder ihr seid des Kranken Anverwandte und liebe Freunde, und sagt zum Arzte: Helfen Sie schnell!

Der kluge Arzt erwidert: die Natur hat ihre abgemessene Zeit, und sie läßt sich nicht einhalten, noch treiben in ihrem Gange. So spricht er, und doch wie klein ist nicht der Leib eines Menschen gegen einen Volkskörper gehalten! Deutschland ist siech und voller bösen Säfte; die Geschichte (die Menschen-Natur) will es durch ein Fieber heilen. Da sagen die Staatsärzte zum Kranken: Habt nicht so viel Hitze, und ihr werdet gesunden. Die lieben Anverwandten sagen zum Doktor: Geben Sie ihm gleich eine gute Konstitution, wie sie Frankreich hat. Warum sollen wir erst das Fieber der Revolution durchmachen? Weise Reden! Hat je eine Mutter ohne Wehen geboren, weil sie tausendmal Andere gebären sah? Hat sie den Schmerz vermeiden gelernt? O närrische Leute, o komische Welt!

Sie brüsten sich mit ihrer Freiheit; aber, so oft sie das Schlechte gethan, machen sie sich schuldlos, und sagen, sie wären Sklaven des Schicksals. Wie oft wurde zu Diesen und Jenen gesagt: Ihr sehet euer Unrecht ein, ihr begreift euren Irrthum. Warum macht ihr Jenes nicht gut, warum kehrt ihr nicht von Diesem zurück, warum entsaget ihr nicht euren Vorurtheilen? Sie antworteten: das wird sich mit der Zeit machen, das kömmt nach und nach. Aber warum nicht gleich? Dünkt ihr euch frei, so setzt

euch nicht in den Wagen des Schicksals, um das Ziel der Reifheit zu erreichen. Die rasche Fahrt macht euch schwindeln, Millionen stürzen heraus, der Huf der Rosse und die eisernen Räder zermalmen ganze Menschengeschlechter. Darum geht bedächtig zu Fuße, und ihr erreicht mit Schonung Aller, ja schneller das Ziel. Denn das Schicksal hat auch in andern Welten zu thun, und wenn ihr zum Gehen zu träge seid, läßt es euch Jahrhunderte warten, bis es euch abholt. Seid ihr frei, so greifet der Zeit vor! Seid ihr es nicht, so murrt nicht! O närrische Leute, o komische Welt!

Religion ist Liebe und Versöhnung; schon im Worte liegt es: sie verbindet wieder, was getrennt war. Wären alle Menschen gleich weise, gleich begabt, mit gleichen Neigungen erfüllt, dann bedürfte es keiner Religion. Sie ist die Einheit des Mannigfaltigen, die Ewigkeit des Vergänglichen, die Schwerkraft des Unstäten; sie verzeiht die Schuld, und löst die Sünde auf in das allgemeine Licht. Aber was haben die Menschen daraus gemacht! Ein Blutstrom fließt durch achtzehn Jahrhunderte, und an seinen Ufern wohnt das Christenthum. Wie haben sie das Heiligste geschändet! Religion war eine Waffe in räuberischer oder meuchelmörderischer Hand. Wie haben sie den Gott der Liebe herabgewürdigt und

seine Lehre zum Gesetze ihrer Herrschsucht, zum Regulative ihres habgierigen Krämerrechts mißbraucht! Hat das Christenthum je zu etwas Anderem gedient, als zum Werkzeuge der Verfolgung, wenn nicht zum letzten Troste wehrloser Schlachtopfer? Versöhnt seine Sekten, und es wird ohnmächtig, vertilgt das Judenthum, und es stirbt. Vernichtet die Religionen, und ihr habt die Religion zerstört. Oder ist die Christuslehre nur die zerreißende Pflugschaar der Menschheit? Wie mühsam und schmerzlich war dann der Bau des Landes, und bis der frohe Tag der Garben erscheint, rufe ich leise und mit erstickter Stimme: o närrische Leute, o komische Welt!

LVI.

Für die Juden.

Ich bin nicht gesonnen, meine Betrachtungen über die Juden an die strenge Ordnung eines Lehrbuchs zu fesseln und, Grundsatz auf Grundsatz bauend, endlich das Werk mit einem fröhlichen Dache zu krönen. Es sind denkende Köpfe, die diese Art lieben und fordern, aber solche bedürfen meiner Belehrung, und die, auf welche ich wirken möchte, denken nicht. Ihr Haß und ihre Verachtung der Juden, das ist ein angeborner oder anerzogner Trieb, der nie zur Klarheit gekommen und von sich selber Rechenschaft gefordert. Diesen aufzuwecken durch irgend einen Stoß oder Druck der Rede, darum allein ist mir zu thun. Die Sache der Juden muß aus einem Gegenstande der Empfindung zu einem Gegenstande der Ueberlegung gemacht werden, und

dann ist das Gute gewonnen; denn wer über seine Träume nachzudenken vermag, der träumt nicht mehr. Ich werde daher, ohne Regel, bald diese bald jene Seite des Gegenstandes besprechen, hierin nur meinem Triebe oder auch äußern Anregungen gehorchend. Nachfolgend theile ich einige Stellen aus einer Schrift mit, welche schon vor drei Jahren gedruckt worden, aber nicht zur Oeffentlichkeit gekommen, weil sie nicht dafür bestimmt war. Vielleicht findet man die darin herrschende Sprache — leidenschaftlich, wie man es nennt. Ich habe mich auf diesen Vorwurf nie verstanden. Wenn Könige Krieg führen, auch gerechte, so liegt nicht in den Schwertern, nicht im Geschütze, nicht in der Kampfbegierde der Soldaten der Grund ihres Rechtes; aber — damit erringen sie es. Die Rede mag immer im Drange und Sturme wild und heiß werden, wenn nur der als Feldherr gebietende Geist die Ruhe und Klarheit nicht verliert.

„Die zur Befreiung Europa's verbündeten Fürsten und Heere waren bis an den Rhein gekommen. Da sahen wir verlernte Wünsche geschehen, und des Herzens dunkle Träume klar und erfüllt uns vor die Augen treten. Damals mochte die Brust jedes

gut gearteten Menschen wohl kein anderes Gefühl aufnehmen, als das einer zagenden, der Vollendung harrenden Freude, als das der ehrfurchtsvollen Anerkennung eines Alles lenkenden Schicksals, und das des Dankes gegen die edlen und weisen Vollstrecker desselben. Doch manchen Orts that sich kund, was in Zeiten großer Dinge am meisten überrascht, und was mitten unter Wundern als das Wunderbarste erscheint — das Alltägliche und Gemeine.

„Die Erretter hatten auf ihrem Siegeswege auch aus Frankfurts Mauern den gewohnten Feind verjagt — aus Frankfurt, das mehr als irgend ein anderes Land oder Volk der köstlichen Früchte glorreicher Kämpfe in Siegen sich erfreut, die es nicht erringen half. Denn nicht allein ward ihm von dem geduldigen, gebeugten Nacken das fremde Joch mit sanfter Hand abgenommen, sondern auch eine durch die Gewohnheit vieler Jahrhunderte lieb gewordene Verfassung ward ihm zurückgegeben und ihm verstattet, sich als eigenes freies Glied dem deutschen Staatenbunde anzuschließen. Aber nicht Alle dort, die sich in die Ehre dieser Auszeichnung theilten, stellten sich solcher würdig dar. In dieser Stadt, die seit fünf und zwanzig Jahren den Frieden nicht gesehen, hatten so lange Stürme nicht vermocht, die Sümpfe stehender Gesinnungen zu beleben und zu

erfrischen, und kaum war der Wind vorüber, so entquollen ihnen von Neuem verdunkelnde Düfte, die eben so giftig als unbehaglich waren.

„Die über Deutschland aufgegangene Sonne der Freiheit beleuchtete tausend noch nicht gesehene Wunder. Das felsenfesteste Herz mußte erweichen bei dem Anblicke all' des Jammers und all' der Verwüstungen, die seit zwanzig Jahren über dieses edle Volk und herrliche Land gekommen waren. Sollten die Deutschen, nach überstandener Gefahr, sich nicht inniger vereinigen gegen jede künftige? Sollten sie nicht brüderlich sich trösten über den Verlust des Unersetzlichen und zur Wiederherstellung des Beschädigten sich wechselseitig behülflich sein? Auch geschah es. Ja, man darf es freudig bekennen, die Meisten entsprachen der Erwartung, und man sah deutsche Völker und Bürger in Eintracht das Glück der Gegenwart genießen, das der Zukunft begründen. Aber die Herzen einiger selbstsüchtigen Krämer und Regierlinge verdorrten nur am Sonnenstrahle deutscher Freiheit, und darum sah man zu Frankfurt geschehen, was erzählt werden soll.

„Nämlich das neue Verfassungswerk des wieder in's Leben gerufenen Freistaats soll begonnen werden. Da zeigten sich mannigfaltige, sich wechselseitig verschlingende Begierden sonderbarer Art, und Abnei-

gungen, die noch sonderbarer waren. . . . . Einige Derer, welche zu regieren gewohnt waren, meinten, es verstünde sich wohl von selbst, daß die seit sieben Jahren entbehrte Lust ihnen als Rückstand mit Zinsen vergütet werden müsse, und sie suchten, um sich so zu bezahlen, hypersthenische Herrschaft einzuführen. Aber dieser Kampf von Selbstsucht gegen Selbstsucht, als ein Streit ohne Kraft und Würde, war auch ohne Lust für den sinnigen Zuschauer, der es widerlich finden mußte, an Spieltischen, wo man um Kronen und Völker würfelte, Pfennigsleidenschaften zu begegnen.

„Unter den kämpfenden Staatselementen traten auch die Religionen auf; deren eine angreifend, sich vertheidigend die übrigen. Die lutherische Religion wollte herrschen — über die reformirte, die sich herkömmlicher Unterthänigkeit geduldig hinzugeben gewohnt war, — über die katholische, weil sie monarchische Regierungsform zu lieben schien, — über die jüdische, deren Bekenner man haßte aus angeerbter Gespensterscheu und andern bekannten Gründen.

„Die Juden zu Frankfurt hatten, als eine Frucht unseres Alles zeitigenden Jahrhunderts, die Bürgerrechte erlangt. Aber die vornehmen Diener der Zeit, die ihnen dieses Gewinnstes frohe Botschaft brachten, forderten und erhielten einen ungeheuern Botenlohn.

Die Lösung ihrer schmachvollen, seit Jahrhunderten getragenen Ketten hat fast eine halbe Million gekostet. — Doch von dem unabänderlich Geschehenen sei weiter keine Rede.

„Nun war das Geschütz des fliehenden Feindes in Frankfurts Weichbild kaum verhallt, da vernahm man schon mehrere laute Stimmen, die mit wechselseitiger Ermunterung sich zuriefen: Man müsse vor allen Dingen darauf bedacht sein, wie den unerhörten Anmaßungen der Juden Grenze gesetzt werde. Man sagte sich diese Sorgfalt zu und hielt Wort, und in jenes Lärmgeschrei war nun verpufft alle der Zündstoff aller der deutschen Vaterlandsliebe, die kühle Selbstlinge in ihr Herz hinein gedichtet hatten.

„Seitdem waren die so theuer erworbenen Bürgerrechte der Juden auf mannigfaltige Art gekränkt worden. In allen Verfassungsentwürfen ward es als Grundsatz angenommen, daß diese Religionsbekenner außer der Constitution gesetzt und nicht einmal gleiche bürgerliche Rechte mit den christlichen Einwohnern haben sollten. Mehr zu thun unterließ man geflissentlich, weil man sich durch kein Gesetz die Hände binden, sondern die Juden unter die wandelbare Herrschaft der Willkür setzen wollte. Seitdem auch hatten die Juden, einzeln sowohl

als in Gesammtheit, des erlittenen Unrechts sich laut beklagt. Daher sahen die Machthaber in Frankfurt sich von Zeit zu Zeit genöthigt, um ihre stereotypischen Grundsätze theils gegen den Spott der öffentlichen Meinung, theils gegen den Tadel Derer zu schützen, die auf Deutschlands Gesetzgebung einflußreich wirkten, ihr rechtkränkendes Verfahren gegen die Juden zu beschönigen. Dieses geschah stets mit derjenigen ängstlichen Bemühung, die das Selbstgefühl eines unedlen Strebens zu begleiten pflegt.

„Bei solchen Anlässen waren so unglaubliche Dinge behauptet worden, daß es unglaublich wird, daß sie behauptet worden sind . . . . . So wurde in einer im November 1815 von dem Frankfurter Senat, zur Rechtfertigung seines Verfahrens gegen die Juden, einem der ersten deutschen Staatsmänner überreichten officiellen Denkschrift gesagt:

„„Die europäische Congreßacte spricht deutlich aus, daß die Stadt Frankfurt — also auch ihre Bürger — in den Stand von 1803 versetzt sein sollen. Damalen hatten die christlichen Bürger wohlerworbene Rechte, *) auf deren Wiedererstehung sie demnach den gegründetsten Anspruch haben.““

„Der Art. 46. der Wiener Congreßacte, auf den

---

*) Nämlich zur Bedrückung der Juden.

sich hier bezogen wird, heißt nach der betreffenden Stelle:

„„La ville de Francfort avec son territoire, tel qu'il *) se trouvoit en 1803, est déclarée libre.““

„Nun wird mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit eine geographische Bestimmung zum staatsrechtlichen Princip erhoben und darauf klagend ausgerufen:

„„Die wohl erworbenen Rechte der hiesigen christlichen Bürger, wie sie Anno 1803 bestanden, sollten verschwinden u. s. w.““

„Auch hat man arglistig gesucht, die von der Judengemeinde geschehene Erwerbung des Bürgerrechts, als in jene Jahre fallend, wo noch zu Frankfurt der Geist französischer Gesetzgebung vorherrschend war, durch Hinweisung auf jene Gleichzeitigkeit als etwas Gehässiges darzustellen. In diesem Sinne ist bemerkt worden:

„„Daß die Gerechtigkeit der allerhöchsten verbündeten Mächte gleich nach der Besitznahme des Großherzogthums Frankfurt sich ruhmwürdig dadurch ausgesprochen hat, daß alle französische Institute mit ihren Folgen abgeschafft sein sollen. So mußte zur

---

*) Nämlich le territoire!

großen Dankverpflichtung der Einwohner dieser freien Stadt das Enregistrement und der Code Napoleon verschwinden; und diese an die Juden in Masse in Gefolge der französischen Einrichtungen Statt gehabte Bürgerrechtsertheilung sollte bestehen können, die doch in ihren Folgen eben so verderblich, wo nicht verderblicher für die christlichen Einwohner dieser freien Stadt auf lange Zeit hinaus wirken wird?"" —

„Welche Ansichten werden uns hier kund gethan! wie wird man von Ueberraschung zu Ueberraschung fortgeführt! Also hätte wirklich die so lange unter tausendfachen Wehen kreisende Zeit eine lächerliche Maus geboren? Darum allein wären Millionen Menschenleben hingeschlachtet worden, damit nach dreißigjährigen Kämpfen sich ergebe, was Jedermann schon gewußt — daß die Herrschaft über ein gewisses Volk dem Kunz und nicht dem Hans gebühre! Es wäre nicht gestritten worden für die Anerkennung der unveräußerlichen Rechte, die der Mensch auch als Bürger nicht verliert; nicht für die Gleichheit aller Bürger vor, und für die Stellung der Herrscher unter dem Gesetze! Nicht für die Unverantwortlichkeit und den gleichförmigen Staatsschutz aller religiösen Gesinnungen! Wie? die Früchte einer so mühsamen und kummervollen Saat soll man tausend deutschen Bürgern darum, weil sie

Juden sind, rauben, und diese Erzeugnisse wegwerfend französische Institute nennen dürfen? Man lese nur die alte Frankfurter sogenannte Judenstättigkeit — man wird glauben, den Roman der Bosheit zu lesen — und die Befreiung von solchen albernen und abscheulichen Gesetzen, daran man nur „hier und da etwas abzuändern“ gedenkt, wird eine verderbliche französische Einrichtung genannt! Wo sind sie denn, die verderblichen Folgen dieser seit fünf Jahren bestehenden Einrichtung? Man zeige oder nenne doch nur einen christlichen Kaufmann in Frankfurt, der durch die den Juden gewährte Handelsfreiheit verarmt oder von Bereicherung wäre abgehalten worden! Wem anders als christlichen Kaufleuten sind sie zugehörig, die täglich sich vermehrenden, glänzenden Kutschen und Pferde, alle die Lustgärten, die man neu anpflanzen, alle die Häuser und Paläste, die man in ganzen Straßen sich erheben sieht? . . . . . Wenn es aber christliche Kaufleute gibt, die ihre Zufriedenheit nur in dem Unglücke und dem Mißbehagen ihrer jüdischen Mitbürger finden, dann möge man sie bedauern, belehren, wenn man will, doch nimmermehr darf man verstatten, daß ein erbärmliches Krämerrecht die Ansprüche der Menschlichkeit verdränge.

„Als nun die Fürsten und ihre Räthe sich zu

Wien versammelten, schickte auch die Judengemeinde zu Frankfurt, sich verletzt fühlend und mehr noch von der Zukunft fürchtend ihre Deputirten dahin, um Gerechtigkeit und Schutz zu suchen. Dort ward diesen eine dreifach beruhigende Zusicherung gegeben. Erstens, man werde bei der künftigen Bundesversammlung die bürgerliche Verbesserung der deutschen Juden im Allgemeinen sich angelegen sein lassen, wodurch nothwendig jede vorgängige Verschlimmerung derselben als ein Rückschritt, als etwas ganz Undenkbares sich ergebe; dann sei man ausdrücklich übereingekommen, daß kein Staat, bis zum Eintritt jener allgemeinen Bestimmung, Etwas zum Nachtheil der Juden solle verfügen dürfen, und endlich habe ja die Israelitengemeinde zu Frankfurt auch ohnedies Nichts zu besorgen, da genannter Stadt, und zwar ganz allein aus Veranlassung der bedrohten bürgerlichen Lage der Juden, nur unter der Bedingung, daß sie die wohlerworbenen Rechte jeder Klasse von Unterthanen aufrecht erhalte, ihre Selbstständigkeit zugestanden worden, und nicht zu erwarten sei, daß sie ihre politische Freiheit lieber werde aufgeben, als jene Bedingung erfüllen wollen.

„Diese dreifache Mauer konnte aber die Juden vor weiteren Anfällen nicht sichern, und ihre Widersacher schritten auf dem betretenen Wege fort. Was

bisher hierin auf beiden Seiten theils angreifend, theils vertheidigend geschehen war, ersieht man aus einer Denkschrift, welche die Vorsteher der Judengemeinde herausgegeben haben. Sie haben darin gezeigt, wie sehr das Recht auf ihrer Seite wäre; aber wahrhaftig, sie haben es bis zum Erschrecken gezeigt. Ihr frisches, warmes, jugendliches Recht mußten sie, um es handgreiflich zu machen, bis in die letzte Faser zergliedern, so daß es entseelt geworden, und wie ein Leichnam uns angrinst. Guter Gott! nachdem in dreißig Jahren ein Meer von Menschenblut für Wahrheit und Recht geflossen ist, soll es noch Noth thun, den rechtlichen Besitz des heiligen Erbtheils der Menschheit sich erst anzubeweisen, als sei von einem streitigen Krautfelde die Rede!

„Wenn alle das Thun und Reden der Vorsteher der Judengemeinde Nichts gefruchtet, dann werde nicht gesagt, daß jener Männer leises, abwartendes und furchtsames Benehmen daran schuld sei — wo die öffentliche Meinung sich nicht liebend hingibt, da muß sie erkämpft, sie kann nie errechtet werden — aber genug, es hat Nichts gefruchtet. Dies haben sie ganz vor kurzer Zeit schmerzlich genug erfahren.

„Bisher hatte man sich mehr damit begnügt, die Juden in banger Erwartung der Zukunft und

in dem Schrecken zu erhalten, sich einem oligarchischen Regimente preisgegeben zu sehen, das den Wunsch, ihre bürgerlichen Freiheiten aufzuheben, um ihren Wohlstand zu zerstören, laut und mit Frohlocken aus=gesprochen hat. Endlich aber wollte man sie von der Furcht des Uebels durch Vollziehung des Uebels befreien. Bis jetzt war der Bürgerstand der Juden nur in so viel beschränkt worden, daß man wider=rechtlicher Weise den sich verheirathenden jungen Leuten die Ertheilung des Bürgerrechts zurückhielt, daß man das Ergreifen eines Handwerks nur unter dem abschreckenden Vorbehalte zukünftiger Bestim=mungen verstattete, und dergleichen mehr; die weitern Eingriffe hatte man der Zukunft vorbehalten. Nun aber, einen längern Aufschub lästig findend, hat man angefangen, Eingriffe in das persönliche, schon füher erworbene und anerkannte Bürgerrecht der jüdischen Familienväter zu thun. Wie dieses, wie tief verletzend und mit welcher Geringschätzung, fast möchte man sagen, höhnenden Auslegung der Be=schlüsse des Wiener Congresses es geschehen, wird jeder rechtdenkende Mann mit Erstaunen, jeder rechtfühlende mit dem innigsten Unwillen aus einer öffentlichen Bekanntmachung ersehen: sie untersagt den jüdischen Bürgern den Ankauf

von Häusern und sonstigen Grundstücken, außer in denjenigen Quartieren, die ihnen unter der ehemalichen reichsstädtischen Verfassung eingeräumt und unter der Fürst-Primatischen Regierung in Etwas erweitert worden war."

LVII.

Kuhschnappel, den 20. August. *)

(Eingesandt.)

Der durch amerikanische, asiatische, afrikanische, europäische und ausstralische, sowohl unter Censur als censurfrei geschriebene, ministerielle, Oppositions- und intepedente Blätter rühmlichst bekannte Augenarzt Sr. Maj. des Königs von Hayti, Eigenthümer und Direktor der Königl. Dispensary zu Cap Henry, Herr Dr. Boaster, ist in hiesiger Stadt angelangt, und wird sich, ehe er nach Karlsbad geht, wohin er sich aus Menschlichkeit begibt, einige Monate hier aufhalten. Die Ankunft desselben wird den vielen Augenkranken hiesiger Stadt und Umgegend zum großen Troste gereichen. Die Fälle seiner gelungenen Kuren, selbst bei solchen Personen, welche unheilbar waren, sind zu häufig, als daß sie ohne ungeheuere Inseratgebühren hier alle angeführt werden könnten. Der Kaiser von Marokko hat dem Herrn Boaster wegen seiner unzähligen Kuren den Titel eines Kurfürsten

---

*) Zeitschwingen, 21. August 1819.

ertheilt. Derselbe heilt die hartnäckigsten Augenkrankheiten, indem er den Leidenden einen feinen, von ihm erfundenen Sand in die Augen streut; auch wendet er mit vielem Glücke einen blauen Patentdunst an. Er heilt die dazu geigneten Blinden durch den thierischen Magnetismus und macht sie hellsehend; jedoch müssen Personen, die auf solche Weise behandelt sein wollen, zuvor all ihr Metall ausliefern, sonst hilft es nichts. Auch hat Herr Boaster einen Zauberspiegel, der Blindgebornen auf der Stelle das Gesicht wiedergibt, wenn sie sich darin sehen. Viele Personen, die nach Sonnenuntergang Nichts deutlich unterscheiden konnten, heilte er gründlich durch Anzündung eines elektrischen Talglichtes. Junge Mädchen, die aus Schwäche der Augenlider und aus Congestionen nach dem Kopfe oft die Augen niederschlagen, stellt er wieder her, so daß sie Jedem starr in's Angesicht sehen können. Junge Leute, denen ein schönes Mädchen in die Augen gestochen, heilt er sympathetisch durch Ringewechseln. Richter und Beamte, die unwillkürlich ein Auge zudrücken, eine gefährliche Krankheit, die aus zu häufigem Hinsehen auf glänzende Gegenstände entspringt, stellt er durch einfache diätetische Mittel wieder her, indem er sie von augenanstrengenden Amtsgeschäften entfernt. Auch das bei diesen Personen nicht selten

vorkommende durch die Finger Sehen heilt er durch mehrmaliges Schlagen auf die Finger. Der Aufenthalt des Herrn Boaster in hiesiger Stadt ist zu kurz, als daß er allen Kranken vollendete Heilung zusagen könnte, doch können die Blinden, die sich ihm anvertrauen, versichert sein, daß ihnen bald nach seiner Abreise die Augen aufgehen werden. Herrn Boaster ist wegen seiner Verdienste die Auszeichnung widerfahren, daß er in hiesiger Stadt praktiziren und seine topischen Mittel anwenden darf, ohngeachtet nach §. 55 und 62 der kuhschnappel'schen Medicinalordnung, 1) kein Arzt Arzneien bereiten und Arcana verkaufen soll, und 2) auswärtige Aerzte, welche von dortigen Kranken consultirt werden, durch einen dort recipirten Arzt, zur Verhütung aller Mißbräuche, die Recepte unterzeichnen lassen müssen. Herr Boaster behandelt alle Armen ohne Nutzen. Auch verfertigt derselbe verschiedene Arten künstlicher Augen, als: schmachtende für verliebte Mädchen, thränende für junge Wittwen, wachsame für Polizeibeamten, kurzsichtige Augen für Kuhschnappler Schutzjuden, womit dieselben, wo sie auch wohnen mögen, nie in eine christliche Bürgerstraße sehen können, und andere mehr.

Herr Boaster wohnt in der Henkerstraße Nr. 8.

LVIII.

Französischer Kunstfleiß.

Unter den Erzeugnissen der französischen Industrie, die gegenwärtig in Paris öffentlich ausgestellt sind, sieht man folgende merkwürdige Stücke:

1) Eine sympathetische Druckerschwärze, die nach einem Jahre wieder verschwindet. Gut zu gebrauchen zum Drucke der Constitutionen, Proklamationen, Aufforderungen zu Befreiungskriegen u. dergl.

2) Eine Censur-Säure, die, wenn man die Zeitungen damit bestreicht, alles Staatsgefährliche ausätzt.

3) Akustischer Apparat, wodurch man hören kann, was in allen Häusern gesprochen wird. Der Erfinder ist Herr Mouchard in Lyon.

4) Revolutions-Gewitterableiter, die den Blitz in eine große Sandbüchse abführen.

5) Eine Spiel-Uhr, welche zu jeder beliebigen Stunde, auf welche man den Zeiger stellt, die Wachenden einschläfert.

6) Ein Taschen-Apparat für Freunde des Selbstmordes, der Werkzeuge zu allen möglichen Todesarten enthält — Messer zum Halsabschneiden — Pistolen zum Erschießen — wässerige Schriften zum Ersäufen — deutsche Protokolle zum Sterben durch Langeweile — ein Pulver, dessen Genuß augenblicklich zum Diebe macht, für Liebhaber des Galgens — Automat einer Xantippe, zum Todtärgern — ein desgleichen, das seinem Eigenthümer auf öffentlicher Straße Schimpfreden nachruft, und ihn darauf im Duelle ersticht — ein künstlicher Accise-Einnehmer, zum Hungertode — Verschwörungsgeschichten (gedruckte), zum Ersticken vor Lachen — eine sinnreiche Chaussée zum Halsbrechen — ein Schächtelchen voll Verläumdungs-Pillen zum Vergiften — ein ungeschickter Arzt aus Stahl, und ein dergleichen Chirurgus, zu vermischten Todesarten — Ernennungen zu Gesandtschaftsposten, um an diplomatischen Indigestionen zu sterben. — Eine Büchse voll Wahrheiten. Sobald man sie öffnet, fällt man in Ungnade, und stirbt aus Verdruß. — Ein Blatt des Londoner Couriers, mit der Lüge, Buonaparte sei entwischt, zum Selbsterschrecken. — Falsche Briefe aus dem Haag, mit der

Nachricht vom Gewinnste des großen Looses, zum Sterben vor Freude. — Eine Marionetten-Truppe, die Schiller's Don Carlos aufführt, zum Sterben vor Ungeduld. — Das französische Preßfreiheitsgesetz, zum Sterben vor Neid. — Ein Regiment hölzerner preußischer Douaniers, zum Bewirken einer tödtlichen Auszehrung. — Ein Luftballon, durch Versprechungen aufgeblasen, der in einer gewissen Höhe platzt, und mit dem Aeronauten herabfällt.

7) Hölzerne Feudal-Stiefelknechte für hohe Herrschaften, die den Fuß, der hart darauf tritt, sanft bedienen.

8) Soldaten-Röcke neuer Art, die so knapp gemacht sind, daß die Soldaten, die darin stecken, sich auf Kugeln und Säbelhiebe freuen, um Luft zu bekommen, und daher unerschrocken der Gefahr entgegen gehen.

9) Puder für unruhige Köpfe, um sie weise, weiß, und ihnen was weis zu machen.

10) Modell eines langsam fahrenden diplomatischen Wagens, zur Herbeiführung der Instructionen, sehr bequem eingerichtet.

11) Der kleine Orthograph, für Frauenzimmer; eine mechanische Figur, die auf den Schreibtisch gestellt, jedesmal die Hand aufhebt, wenn ein Wort unorthographisch geschrieben wird.

12) Eine Luftpumpe zur Ausleerung der Windbeutel. Das Otto Guerikische Experiment zeigt die Wirksamkeit dieser Maschine auf's Schönste. Der Künstler ließ am Kopfe und den Füßen eines englischen Augenarztes zwölf Pferde spannen und diese nach entgegengesetzter Richtung ziehen, ohne daß sie vermochten, den leeren Windbeutel auseinander zu reißen.

13) Wasserdichte Filzhüte, die Wasser weder ein- noch auslassen.

14) Elektrisirmaschine für freiwillige Landstürmer. Sind aus Papier-mâché verfertigt und darum nur einmal zu gebrauchen.

15) Eau de Congrés. Ein Waschwasser und augenstärkendes Mittel. Das Kistchen mit 39 Gläsern kostet vier Gulden.

LIX.

Taschenbücher.

Manna in der Wüste! Der Gott Israels verläßt seine Kinder nicht. Warum weint ihr um die Fleischtöpfe Aegyptens? Waren sie mit ägyptischer Finsterniß nicht zu theuer erkauft? Die Nacht liegt hinter euch, und auch das rothe Meer, mit seinen stillen gleißnerischen Blutwellen. Muth! Unsere Kameraden in Frankfurt haben wir schon septembrisiren sehen, und auch wir entgehen dem Schicksale nicht. Es thut nicht weh, ein leichter Sprung, und aus dem rauhen, dornigen Pfade der Staatsnarrheit stehen wir in den romantischen Blumengefilden der Almanache. Welche heitere Lüfte! Wie sie säuseln! Welche Blume duftet mir am süßesten zu? Ich breche sie zuerst. Die garstige Zeitungsraupe hat sich eingepuppt, und ein tändelnder schön-

farbiger Schmetterling gaukelt hervor und wiegt sich und koset und schlürft Nektar ein. Schon kann ich mich nicht fassen vor Wonne und Liebe. Ach! . .

Komm her Erinnerung, kleines goldgelocktes Mädchen, ich will dich auf meinen Knieen schaukeln. Ja weit, recht weit reisen wir. Wann geschah es, Louise, daß auf deinen erglühenden Wangen die Morgenröthe meines Glücks aufflammte, und der volle Frühling mir plötzlich aus dem dunklen Boden hervorsprang, früher erreicht als ersehnt? Es war in einer feierlichen Sommernacht, da der Himmel seinen goldgestickten Königsmantel trug. „Dort oben wohnt Gott“ — „Bist du ihm gut?“ — „„Ach der ist ja gar zu fern von mir!““ . . . Jetzt stopfst du Strümpfe, zahlst keifend eine Küchenrechnung aus, und reichst mit Blicken ohne Zärtlichkeit dem fünften Säugling deine Brust. Und ich sitze hier mit ausgeleerter Brust und trocknen Augen, oder sie thränten aus Zorn und ohnmächtiger Wuth. Meine Empfindung ist matt und farblos, im Treibhause der Phantasie kärglich auferzogen. Sehen wir uns wieder, so erkennen wir uns nicht; erkennen wir uns, so freuen wir uns nicht. Unsere Liebe liegt begraben, und tiefer noch, als sie, unsere Trauer über die verlorne . . . Steig ab, Kleine, ich bin schon müde.

Ihr seht es, Leser, ich bin zu schwach und zu

weich und müßte vergehen unter Wonnen und Leiden, und Sehnen und Thränen, wollte ich alle die rührenden Almanache lesen, welche, wie ich hoffe, die Herren Verleger mir zum Kosten zuschicken werden. (Bis jetzt habe ich erst das gesellige Vergnügen von Herrn Gleditsch in Leipzig und von den Herrn Gebrüdern Wilmans in Frankfurt Liebe und Freundschaft erhalten.) Darum habe ich eine Werkstätte errichtet, in der ich von jungen Leuten und Mädchen alle erscheinenden Taschenbücher lesen und beurtheilen lasse. Ich vertheile die Wolle unter sie, und sie bringen mir das Gewebe zurück. Auf diese Weise erspare ich mir die Rührung und bleibe bei Kräften. Eine meiner Fabrikarbeiterinnen, Namens Guste, aus dem Fuldischen gebürtig, hat in nachfolgendem Briefe das Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet, herausgegeben von Schütze, recensirt. Das Mädchen ist noch jung und bittet um Nachsicht.

„Meister und Brodherr!

„Ich verstehe zwar nur die Hälfte des Titels, aber mein Bruder sagt, das sei genug, um ein Buch beurtheilen zu können. Schon der Name ist schön, und darum möchte ich vor allen übrigen dieses Taschenbuch, was auch darin stehen möge, als Geschenk ge-

ben, oder empfangen. Nun habe ich aber Vieles darin gelesen, das mich durch Lust oder Trauer angezogen und festgehalten hat. Ludchens Heimkehr, von Schütze, erklärt angenehm die zwölf allerliebsten Zeichnungen, und die weißen Blätter dazwischen können mit den denkwürdigen Tagen der Bälle und Concerte, der Schlittenpartien und Sommerfahrten zweckmäßig ausgefüllt werden, so daß, wenn das Jahr verflossen ist, man einen schönen Frauenkalender hat. Doch lieber noch hätte ich zwölf Liebhaber, die mir eben so viele zärtliche Gedichte darunter schrieben, die nirgends noch gedruckt worden. — Nach diesem kommt das Fräulein von Scuderi, eine Erzählung von Hoffmann, dem Verfasser der Phantasiestücke. Dieser Mann machte mir eben so große Freude, als Furcht. Ich war erstaunt, am Ende der Erzählung zu finden, daß dieses Ende so nahe war, und bewunderte die Kunst, mit welcher ein kleiner Park, bald durch sich verschlingende Wege, bald durch bedeckende Gesträuche, zu großen und immer abwechselnden Lustgängen eingerichtet worden. — Hans Leu, von Langbein, ist ein ganzer tüchtiger Mann; ich möchte so einen wohl lebendig, nicht haben, aber sehen. Eines schönen Mädchens Lächeln hat den Riesen besiegt. Ach, das waren noch herrliche Zeiten; jetzt werden wir Aermsten ja kaum mit

Zwergen fertig. — Das Nachtabenteuer, von Graf von Löben, habe ich zweimal gelesen, nicht blos weil die Geschichte etwas verwickelt ist, sondern auch, weil sie mir gut gefiel. — Dem Herrn Nänny bin ich sehr freundlich, weil er einen harten Menschen, der eine Rose mit Füßen getreten, wie er es verdiente, ausschalt. Aber so fluchen, wie er gethan, hätte er doch nicht sollen; die Strafe ist viel zu grausam. Ihre Dienerin, Meister."

LX.

Der Herausgeber an seine Leser.

(9. Oktober 1819.)

Von heute an erscheinen die Zeitschwingen unter Censur. Wo die Freiheit Allen vorloren ging, da gewährt die Gleichheit Trost. Das haben wir schon unter Napoleon erfahren. Laßt uns die Weisheit der Vorsehung bewundern! Um unsre herumirrenden, sich oft feindlich begegnenden Wünsche zur Ruhe und Eintracht zu bringen, gab sie uns gemeinschaftliche Trauer. —

Meine Leser dürfen es mir glauben — einer Stimme, die oft genug gezeigt hat, daß sie so weit von Schmeichelei als von Furcht abstehe — wenn ich sie versichere, daß die, von der Großherzoglich Hessischen Regierung, wegen der Censur der Zeit-

schwingen erlassene Weisung in den Ausdrücken der möglichsten Schonung abgefaßt ist.

Die Worte, womit Schiller's Braut von Messina beginnt, könnten ihr zur Ueberschrift dienen. Das Urtheil über inländische Angelegenheiten ist mir freigegeben. In der Wahl zwischen Verurtheilung und Beurtheilung werden gewiß mehrere deutsche Staaten die letztere vorziehen.

Lebt wohl, Leser, auf Wiedersehen!

LXI.

Bauholz zu einem Roman.

(1820.)

Der Glückliche hatte sich in seinem Sinne ein schönes geräumiges Wohnhaus eingerichtet und es mit Behagen ausgeschmückt. Gedachte er Enkel darin zu wiegen, und hat ihm der Tod den geliebten Sohn entrissen? Oder wollte er das Weib seiner Seele hineinführen, und ward es ihm treulos vor den Stufen des Altars? Oder sollte es ihm selbst bequem werden, daß er sich seines Besitzes erfreue, und schlug ihn dann Armuth nieder? Wie es auch sei — die Axt des Zimmermanns ruhte. Mannigfaltig ist das Hoffen, getäuschte Hoffnungen sind sich alle gleich. Das Bauholz lodert düster im Kamine, und nicht Alles hat der Unglückliche verloren, wenn eine zweite nackte Brust, wenn ein zitterndes Herz

sich findet, das in rauhen Tagen die Wärme mit ihm theilt.

Sende mir die wildesten Stürme des Himmels, sende mir alle Qualen der Hölle, ich dulde sie aus, nur laß mich nicht einsam sein. Stelle den Mordbegierigsten gegen die unbewehrte Brust; er sieht doch das Herz, indem er es zerfleischt. Ungekannt leben — athmen im Grabe, das ist dein Bild. Wie viele Unglückliche werden wie Schiffbrüchige in diese Welt geworfen, und finden rings umher eine menschenleere Wüste. Vergebens stecken sie am Strande ihre Zeichen auf, den Nothruf, mit ihrem Blute geschrieben — kein Schiff geht vorüber. Monde, Jahre verfließen. Spät entdeckt das ausgetrocknete, starre Auge ein Segel am Rande des Himmels. Aber es ist zu fern. Sie hören sein Geschrei, sie sehen seine Zeichen nicht, und streichen vorüber. Nur der Tod erlöst den Einsamen. Nach vielen Jahren wirft der Sturm einen Andern auf die unbewohnte Insel; dieser findet die Leiche seines Vorgängers, und liest die Erzählung seiner Leiden, um zu verzweifeln wie er.

Wozu nur die Sprache nütze! Sie versagt uns ihren Dienst, wenn wir sie am nöthigsten gebrauchen. Forderte ich Brod, wenn mich hungerte, Wasser, wenn ich durstete, wohl auch eine Salbe, wenn mich

der Finger ſchmerzte; das reichte man mir. Aber wenn mein Herz in Seligkeit überquoll, und ich ein empfängliches Herz aufſuchte, meinen Ueberfluß zu faſſen, wenn der Schmerz mein Innerſtes zerriß, und ich ein Ohr ſuchte zum Wiederklange meiner Leiden, da verſtand mich Keiner, und ſie gingen ungerührter an mir vorüber, als an einem Baume, durch deſſen Zweige die Winde ſeufzen.

Einſam ſteht der Menſch auf den Bergeshöhen des Geiſtes, einſamer ſitzt er in den Tiefen des Herzens. Fandeſt du dich nicht auch manchmal einem rohen Zechgeſellen gegenüber, und ſpielteſt mit ihm das lächerlichſt-traurigſte Poſſenſpiel? Ihr tranket euch zu aus dem Becher der niedrigſten Luſt; ihr ſpottetet des Heiligſten; ihr tratet das Unſchuldigſte mit Füßen; ihr ſuchtet in den gemeinſten ſpießbürgerlichſten Redensarten Einer den Andern zu beſiegen, und taumeltet ſpät in der Nacht lärmend durch die Gaſſen und wecktet die Schläfer. Und doch hattet ihr euch Beide getäuſcht! Euch ſchlug ein weiches, edles Herz in der Bruſt, euch erhellte ein aufflammender Geiſt, und ihr kanntet, ihr trautet euch nur nicht, und Jeder vermummte ſeine gute Natur. Verſtandet ihr euch, ſo hättet ihr euch an's Herz gedrückt und hättet in einer ſeligen Umarmung eure Wonnen und eure Leiden vermählt. Heuchler nennt ihr die

Menschen? So sehr verbergen sie nie ihre Laster, als sie ihre Tugend verbergen.

Die närrischen guten Menschen! sie verwunden oft mit zitternder Hand, nur um ihre Härte darzuthun; sie verschließen aus Furcht vor räuberischen Ueberfällen dem darbenden Bettler ihre Thüre. Die edelsten Eingeweide, Kopf und Herz, hat die Natur mit Knochen umgeben, nur den Bauch nicht, und so ist der Mensch nie blöde, seine rohesten Lüste zu zeigen; aber was er Schönes begehrt, verschweigt er, er verschließt seine Leiden, und duldet lieber den Schmerz, als den Trost. Da fuhr ich neulich im Postschiffe am Rhein hinab. Was nur im deutschen Reiche an Krämern, Juden und schlechten Dirnen Gemeines herumwandert, fand sich da zusammen. Einer der Reisegefährten war mir mehr als alle andern in tiefer Seele zuwider. Der Kerl war jung und Feldmesser. Er trug weiße, blau gestreifte leinene Beinkleider, Gamaschen von gelbem Nankin, und seine schwarzseidene Weste hatte unausstehlich farbige Blumen. An seiner Tabakspfeife hingen große gelbe und rothe Troddeln. Er drang der ganzen Gesellschaft die mit sich führende Wurst auf, schnapste mit jedem Postillon, konnte seine langen Beine nie zu erwünschter Gemächlichkeit bringen, ließ kein vorübergehendes Bauernweib ungeneckt, und er-

schöpfte alle Saufgelage an schlechten Redensarten. Nach dem Essen schlief der Kerl und schnarchte im Sonnenscheine. Ein Buch fiel aus seiner Seitentasche, das ich in die Hand nahm. Es war Jean Pauls Titan, und tausend Anstriche und Punkte, und alle Ränder vollgeschrieben. Keine Ader hatte dieser Herzensgliederer beschrieben, die der Feldmesser nicht nachgezeichnet, keine Nerve aufgedeckt, die er nicht durchempfunden, kein Leid erzählt, dessen Schilderung er nicht als treu bekräftigt. Manchen Pinselstrich des Malers hatten die Thränen des anbetend Niedergefallenen ausgelöscht, und oft war der Schleier, mit dem der Dichter große Schmerzen umhing, von einer festen, selbstmörderischen Hand weggezogen. In dem frechen Gesellen war eine schöne Seele. Als er aufwachte und das Buch in meiner Hand sah, ward er roth und zornig und rief: „Dummes Zeug, ich gebrauch's zu Fidibus," und riß wirklich ein Blatt heraus, um seine Pfeife damit anzuzünden. Und so ist der Mensch!

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! der ist bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

Ja, den Harfner fassen sie deutlich; denn erst wenn man wahnsinnig geworden ist und sich den

Bart wachsen läßt, kommen sie herbei, und sperren uns in's Tollhaus, nicht den Unglücklichen zu heilen, nein, zu ihrer eigenen Sicherheit. Mit welchem Fleiße haben sie nicht den menschlichen Körper durchsucht und jede Ader, jede Nerve, jede Muskel abgesondert. Wie sorgfältig haben sie die Entwickelungen der verschiedenen Alterstufen, alle Verrichtungen der einzelnen Theile beobachtet. Wie viele Krankheiten haben sie gefunden, von den Wehen der Mutter, vom Zahnen des Kindes an bis zur Hinfälligkeit des Greises, und für jede hundert Mittel. Wie zahlreich sind die Aerzte, wie reich die Apotheken! Hat man aber nur einen einzigen Heilkünstler für eine kranke Seele, und einen Saft, ihre Leiden zu stillen? Sind die Nerven erschlafft oder überreizt, was wird nicht alle gerathen und gegeben, sie zu stärken oder zu besänftigen! Aber wenn die Saiten des Herzens nachlassen oder überspannt sind, wer bekümmert sich darum? Man hat keine Linderung, ja keinen Blick dafür, und erst wenn die Saiten zerrissen sind, erkennen sie den Jammer, um ihn zu verspotten, und sagen: das sei die Folge thörichter Ueberspannung. Jahrhunderte hat es gedauert, bis man so weise geworden, den unglücklichen Selbstmörder nicht vom Schinder wegführen und ihn wie einen Hund am Kreuzwege einscharren zu lassen.

Und doch, wie viel besser waren jene Zeiten, da noch Liebe und Glaube Alles verklärte und sogar den Leib vergeistigte! Wurde damals ein Kranker von Muskelkrämpfen hin und her geworfen, da meinte man, er wäre vom Teufel besessen, und die Priester sprachen dem Herzen zu. Jetzt hat man die Seele verknöchert, und wenn sie hundert Teufel ängstigen, kommen die Aerzte und sagen, das käme von Würmern im Leibe.

Die Menschen sind einsam mit ihrer Seele, nur mit dem Leibe hängen sie zusammen. Nur noch beim Schmausen findet man Liebe und Verständniß, aber wenn das Herz genießt oder entbehrt, da findet man keinen Tischgenossen, und keinen Wirth, der den Hungrigen stille. O irrende Liebe, falsches Mitleid! Was liegt daran, daß man eine kurze Zeit am Fieber darnieder liege, um stärker und gesünder aufzustehen, oder im bewußtlosen Taumel dahin zu sterben? Und doch, wie sind dann die Freunde betrübt! Aber ein verwundetes Herz, das nie vernarbt und nie verblutet und uns durch das ganze Leben schmerzt, findet keine Sorgfalt.

Einsamkeit des Herzens, wie bist du so fürchterlich in Lust und Trauer!

Will ich mir eine Luft machen, dann lese ich ihre Erziehungsbücher; bin ich zu Trauerspielen geneigt, dann sehe ich mir ihre wohlerzogenen Menschen an. Es wäre zum Tollwerden, wäre man nicht schon früher toll. Wahrlich, auch mit den leisesten Wehen der Mutter ist das Leben eines Kindes schon viel zu theuer bezahlt. Die Mikropolitik jedes geisteigenen Bürgers — und das sind wir Alle — ist ganz nach morgenländischer Despotie geformt. Da sitzt irgend eine erblichherrschende Idee, ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Gelehrter, ein Kaufmann, als Sultan auf dem Throne und verfährt mit allen übrigen Sinnen, Gedanken und Empfindungen der menschlichen Natur, wie mit todter Masse, die keinen Willen habe, noch selbstthätige Kraft. Erhebt sich irgend eine Luft, gleich wird sie von den Janitscharen-Säbeln der Gesetze niedergehauen. Will man einen vornehmen Trieb mit Achtung tödten, schickt man ihm die seidene Schnur der Moral, daß er sich selbst erwürge. Wie viele Kräfte im Menschen gehen ungebraucht zu Grunde! Nein — gingen sie zu Grunde, das wäre noch Heil; aber jede unbenützte Kraft versauert, und verdirbt alles Blut des Lebens, wie schlecht verwahrter Wein zu Essig wird. Alle unsere Laster sind umgeschlagene Tugenden. Wie viele sind der Freuden unserer Tage? Glücklich sind die, welchen die Wiege

gleich zum Sarge wird; weiter als zum Schoppen Wein täglich bringen es Wenige.

Die Kräfte des Menschen müssen demokratisch gebildet werden, so daß abwechselnd jede zur Sprache, zum Handeln und Genießen kömmt. Aber auch die glücklichsten Völker haben nur Stände: Kopf, Herz, Magen, und die tausend mannigfaltigen Farbenspiele, die dazwischen liegen, werden nicht gehört und beachtet. Ich weiß recht gut, woher der Jammer kömmt. Es ist die uralte Gaunerei des Law, und unsere Altmutter Schlange, die gefräßige Habsucht. Sie legen ihr baares Geld auf eine gemalte Bank, und es fällt zu Boden, und rollt in's Weite. Missisippi-Hoffnungen! Wo strömt der Missisippi? Wo liegt das gelobte Louisiana? Wenige wissen es, und diese lachen, und theilen mit dem Beutelschneider.

Liebe ist süßes Mondlicht, dem Wanderer in der Nacht ein treuer willkommener Führer; aber die Glücklichern verschlafen das Dunkel.

Der eine Mensch ist Stahl, der andere Stein, der dritte Zunder, träfen sie aufeinander, dann entzündete sich ein schönes Licht, ihnen und den Andern zur Freude. Aber es geschieht nicht. Die Eigenliebe

Bibliothek

der Menschen schlägt sich selbst die tiefsten Wunden. Jeder sucht nur den Gleichgearteten, und so begegnen sich nur immer Stein und Stein, Stahl und Stahl, und kein Funke entspringt.

Die ältesten griechischen Künstler bildeten die Gerechtigkeit ohne Kopf ab. Es war ein Deutscher, der zuerst diese Bemerkung machte — Winckelmann.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Börne, Ludwig,

Gesammelte Schriften

Bd.: 2

Hamburg 1862
P.o.germ. 1988 d-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128494-9